HANS ALBERT FÖRSTER

BEZWINGER DER TITANEN

Im Kampf um die Berge der Welt



VOLK UND BUCH VERLAG · LEIPZIG

Illustrationen, Karten, Einband und Schutzumschlag vom Verfasser

Druck und Bindearbeit durch die Peter-Presse, Leipzig (M 111). Offsetarbeiten einschließlich der Karte durch C. G. Röder, Leipzig (M 306)



Vom Wert der Tat

CARREL schließt vorsichtig die kleine Holztür der Hütte unter dem Großen Turm. Um die Lippen des Alten spielt ein kleines Lächeln, das den verheizten Bänken und Tischen gilt, die das sturmumtoste Hüttchen erwärmt hatten. In zwei Tagen und zwei Nächten.

Die Hütte liegt im tobenden Aufruhr eines Matterhornwetters. Morgen schon kann es wieder heiter sein. Wie oft hat der Alte Wetterstürze dieser Art erlebt.

Jetzt bleibt nur der Abstieg. Der Proviant ist zur Neige gegangen, und zu verfeuern gibt es nichts mehr. Wie Carrel den Blick hebt, sieht er die Gesichter der Begleiter auf sich gerichtet. Er liest Vertrauen in ihnen, wie immer.

Der bärtige Gorret, Führer wie er, zeigt stumm auf das glasige Eis, das den harten Fels überzieht. Sinigaglia, der Tourist, steht noch im Windschatten der Hütte, seinen Pickel gegen den Leib gedrückt.

Über ihnen orgelt und dröhnt der Sturm in den Wänden. Fahles Licht huscht gespenstig über die drei Männer hin, die sich noch eine Weile still halten, um dann ihren gefährlichen Weg in die Tiefe anzutreten.

Carrel führt, kaltblütig und unerschütterlich, wie in allen Tagen, die er in seiner „Becca" verbrachte.

Sein Berg! Sein Schicksalsberg, um den er mit dem langen Whymper gestritten hatte, vor fünfundzwanzig Jahren.

Der Sturm hat sich längst auf sie geworfen. Sie krallen sich verbissen in den Fels, sie gewinnen ihm jeden kleinen Tritt, jeden winzigen Griff ab, von der furchtbaren Kälte gepeinigt, die ihr nasses Seil in einen widerspenstigen Draht verwandelt hat. Carrels Pickel fährt auf und nieder, klirrend zersplittert das spröde Eis, vorsichtig fühlt der Fuß nach dem schmalen Stand. Unendlich langsam kommen sie tiefer. Der Sturm nimmt wieder an Stärke zu. Nasser Schnee dringt in ihre Kleidung ein, verklebt ihre Augen, überzieht das Gesicht mit beißender Nässe.

Carrel weiß jetzt, daß ihre Lage ernst geworden ist.

Um sie ist die Undurchsichtigkeit des Schneesturms. Ihre keuchenden Lungen ringen um Luft, die der Sturm von ihren Mündern reißt. Mit zitternden Händen halten sie das Seil, das sie mit Carrel, dem großen Carrel, verbindet. In ihren Augen steht die Angst.

Carrel sieht es. Sein Mund ist ein schmaler Strich, seine Nasenflügel zittern, seine Brust hebt und senkt sich in mächtigen Stößen. Vor seinen Augen flimmert es, eine seltsame Beklommenheit nimmt Besitz von ihm – er reißt sich zusammen und sichert weiter, umsichtig und energisch.

Die Stunden dehnen sich. Der Sturm heult sein Lied. Immer langsamer werden ihre Bewegungen.

Nach fünfeinhalb Stunden stehen sie auf dem Col du Lion. Von der Hütte bis hierher braucht man sonst eine gute Stunde. Carrel drängt, und wieder beginnt die harte Arbeit.

Stunde um Stunde trotzen sie der beißenden Kälte, ringen sie sich Meter um Meter hinunter. Carrel sinnt einem Bilde nach. Sommerliche Wiese mit der Mutter und den Kühen.

Mutter –! Hagere Bergbauernalte mit großen dunklen Augen, wie er sie auch

hat. Die im Zorn sprühten, wenn er sich in der „Becca", der furchtbaren Becca, umhertrieb. Die ihn, den Nichtsnutzigen, in ihren Träumen mit zerschmetterten Gliedern sah.

Mutter! Ich werde nie stürzen, Mutter, ich nicht! Ich wurde der Becca berühmtester Führer, Mutter, hörst du? Wenn du das noch erlebt hättest.

Carrels Herz schmerzt. Das Bild seiner Mutter schwindet. Der Sturm reißt an seinem Willen.

Nimmt dieser furchtbare Weg kein Ende? Die anderen sind nun so apathisch, daß sie nur noch mechanisch ausführen, was er ihnen durch Gebärden weist. Er selbst ist fertig mit seiner Kraft wie noch nie.

Die schreckliche Beklommenheit greift wieder nach ihm, lähmt seinen Willen. Seine Knie versagen, sein Kopf schmerzt. Noch einmal reißt er sich zusammen. Er muß bis zum Felsüberhang über dem Gletscher kommen, dort ist Sicherheit.

Der Schneesturm orgelt und rast über sie hin, erbarmungslos, pausenlos. Nun überfällt sie die Dunkelheit. Sie sind über vierzehn Stunden unterwegs. Carrel stöhnt, er weiß, daß an ein Biwak nicht zu denken ist. Weiter, weiter, um Gottes willen – weiter!!

Er führt blind in die Finsternis hinein – führt mit nachtwandlerischer Sicherheit auf der Führe, die er hunderte Male ging.

Und findet – 11 Uhr in der Nacht – den schützenden Fels. Das letzte, was er klar empfindet, ist die Gewißheit, daß nun das Schlimmste überstanden ist. Sie sind in Sicherheit.

Carrel schwankt und sinkt zusammen.

Mit leiser Stimme antwortet er den besorgten Gefährten, daß er nicht mehr wisse, wo er sei. Er stöhnt und ächzt, als sie seinen schweren Körper mühsam auf den Schnee betten.

Hier, am Fuße des Matterhorns, stirbt Jean Antoine Carrel den Erschöpfungstod. Der Sturm singt ihm ein mächtiges Sterbelied. Sein Leben war dieser Berg, der ihm nun das Leben nimmt. Seine gewaltige Becca, die in dieser Nacht im tobenden Aufruhr der Elemente untergeht, um wieder strahlend in neuem Glanze zu erwachen.

Matterhorn – – – Anno Domini 1890.

Carrel starb auf der Walstatt seiner Bergsiege. Die Valtournancher, seine Landsleute, begruben ihn mit dem prangenden Glanz der katholischen Zeremonien wie einen Kirchenfürsten – sie waren stolz auf ihn.

Noch Jahrzehnte später sagten sie von ihm: Carrel ist nicht gestürzt, er ist gestorben.

Carrel war den Opfertod gestorben. Mit seinen letzten Lebenskräften hatte er zwei Menschenbrüder vor der sicheren Vernichtung bewahrt, und hatte dabei im großen Spiele um Tod oder Leben sich selber dargebracht.

Sein Sterben ist das Lied vom braven Manne, der an sich selbst zuletzt denkt.

Wenn Ihr, meine jungen Freunde, mit mir nun in die großen Berge zieht, in die Heimatberge und in die Berge draußen in der Welt, so soll Euch das kühne und mutvolle Ringen um die Gipfel der Welt zeigen, daß es Höheres und Edleres gibt, als den Tod auf dem Schlachtfeld. Die Helden der mörderischen Kriege verblassen vor dem Heldentum der Wissenschaft, der Forschung und der Menschlichkeit. Kolumbus, Cook, Humboldt, Livingstone, Shackleton, Amundsen, Hedin, Whymper, Gorbunow und Mallory haben mehr Ruhm und Ansehen für ihre Vaterländer erworben, als alle Kriegshelden zusammengenommen. Ihr Werk galt nicht der Zerstörung von Ländern und der Vernichtung menschlichen Lebens, sondern der Erweiterung unseres Weltbildes, dem Fortschritt – der Zukunft!

Kühnheit, Freude am Abenteuer, Forschungsdrang und Unternehmungsgeist waren die Antriebe, die zu großen Taten von unvergänglichem Werte führten.

Der Wert dieser Taten lag in ihrer Menschlichkeit.

Es waren Taten im Dienste der Menschheit.

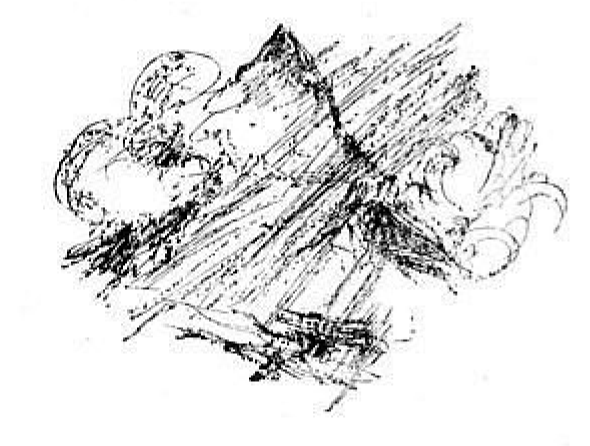
Von der Zeit Horace-Bénédict de Saussures, des Genfer Professors, bis auf den heutigen Tag – das ist eine Spanne von 200 Jahren – wurde das letzte große Kapitel der Erdforschung geschrieben: mit dem gigantischen Kampf um die Achttausender im Himalaja und im Karakorum wurde die Erforschung der Erdoberfläche abgeschlossen. Das Weltbild hatte sich damit gerundet.

Wieviel aber hat die Jugend der Welt dazu beigetragen!

Todesmutig hat sie der Wissenschaft gedient, hat gesiegt und gelitten, ist

zu unvergänglichem Ruhm gelangt oder in den Tod gegangen, im Sterben noch ein großes Vorbild für die Folgenden. Ist nicht die zum Letzten verpflichtende Kameradschaft schon allein der innerste Wert ihres Tuns? Jener, Wert, der diese Taten über allen Kriegsruhm erhebt, weil er ohne Orden und Titel bleibt, weil kein Applaus die kühnen Unternehmen belohnt.
Wie der alte Carrel sein Leben hingab, still und selbstverständlich, so schließt sich die junge Bergsteigergeneration diesem Opfermute an: in tausenden Gefahren bewährt, zu unzähligen Malen mit dem Blute zahlend.
So ging die Jugend voran. Sie eroberte die Berge der Heimat und die Berge der Ferne. Und sie wird die letzten noch unbesiegten, die mächtigen Achttausender Hochasiens, berennen, bis sie alle gefallen sind, denn diese Berge können sich nicht erhöhen, der Mut der Jugend jedoch wird sich überhöhen.

Unser Buch führt uns ein in das Werden dieser Welt, in die Entstehungsgeschichte der Weltberge. Das gehört dazu. Du, lieber junger Leser, wirst auf mich rechnen können, wenn es gilt, von den großartigen Bergsiegen zu berichten. Werde ich aber auf Deine Geduld und Deine Wißbegier zählen können, wenn sich das geographische Weltbild vor Dir ausbreitet?



Werden und Vergehen

Alles entsteht und vergeht nach Gesetz. (Goethe)

In unermeßlichen Zeiträumen entstand unsere Erde. Aus dahinrasenden Glutnebeln und einem Wirbel zerstreuter Materie im Weltraum formten sich, noch „nahe" beieinander, die Planeten. Erde und Planeten dürften eine weißglühende, geschmolzene Oberfläche gehabt haben. Sie drehten sich viel schneller um die Sonne als heute. Während Millionen Jahre einander folgten und die Erde sich immer weiter von der Sonne entfernte, wandelte sich die Glutflüssigkeit in erstarrende Massen, die nur allmählich fester wurden. Mit unendlicher Langsamkeit entwickelte sich der Erde Form im Wasserdampf der Atmosphäre, der heiße Ströme und Seen bildete, bis schließlich die Abkühlung der Erdkruste so weit fortgeschritten war, daß große Kontinente und Meere nebeneinander lagen. Heiße Ströme brausten über die Erde hin, tosende Wasserbrüche rasten in den Seebecken, gewaltige Mengen Schlamm der zerriebenen Felsen mit sich reißend. Die Sonne, noch immer nah und sengend, verursachte täglich gewaltige Beben, bis sie, in vielen Jahrmillionen allmählich ferner gerückt, dem Erdball nur noch milde Wärme spendete. Die Heftigkeit der Stürme und Regen hatte damit abgenommen.

1 Milliarde und 900 Millionen Jahre haben die Geologen aus den Gesteinen als Alter der Erde herausgelesen. Davon sind 800 Millionen bis 1 Milliarde Jahre ohne Lebensspuren verflossen. In dieser Zeit wirkten die festen Massen auf ihrer flüssigen Unterlage noch immer gegeneinander. Durch die gewaltigen Pressungen und Aufstauungen entstanden die ältesten Gebirge, die längst wieder abgetragen waren, als das Leben auf der Erde entstand. Neue Pressungen und vulkanische Auswürfe schufen neue Gebirge, die wiederum abgetragen neuen Formationen Platz machten. So kam es zur „Kaledonischen", später zur „Karbonischen Erdfaltung" und schließlich zur Bildung der jungen Gebirge der Erde im Tertiär und Diluvium.

Zwischen den jungen Gebirgen, ja auch auf ihnen, trägt unsere Erde die Reste der kaledonischen und karbonischen Gebirge. Abgeschliffen und stark eingeebnet zeigen sie runde Mugel oder in Karen versunkene Gipfelreste. Die jungen Gebirge aber stehen in ihrer prachtvollen tausendfältigen Form vor uns. Waren sie im Tertiär und noch im Diluvium viel mächtiger aufgetürmt als heute, da die abtragenden Kräfte, die jeder Alpinist kennt, sie bereits zu einem guten Teil zerstört und eingeebnet haben, so sind sie dennoch in ihrer Großartigkeit und Formenfülle kaum gemindert. Jung sind sie alle, die uns heute anziehen: Alpen, Kordilleren, Himalaja, Karakorum und Tienschan, sowie alle anderen Gebirge, die noch ihre scharfen und kühnen Grate und Wände zeigen. Und sind doch viel älter als der Mensch, das jüngste aller Geschöpfe dieser Welt. Die jungen Gebirge, immerhin 30–40 Millionen Jahre alt, hatten schon eine beträchtliche Verwandlung hinter sich, als der „wahre Mensch" vor rund 35 000 Jahren in das Licht der Welt trat. Der Mensch, mit Vernunft begabt und seit seinem Eintritt in die Weltgeschichte schöpferisch tätig. Er war das Ende einer ungeheuren Entwicklung. Nach dem Archaikum (800 Millionen bis 1 Milliarde Jahre während) entstanden die ersten Lebewesen, die niederen Tiere, aus denen sich die Korallen und Trilobiten entwickelten. Im Devon (vor 500 Millionen Jahren) begann das Zeitalter der Fische, denen die Amphibien und Reptile folgten. Riesen unter ihnen sind zum Begriff der Urweltriere geworden. Im Trias (vor 220 Millionen Jahren) bildeten sich die ersten Säugetiere, die sich in allen weiteren Zeitabschnitten reich entwickelten. Schließlich: in der Eiszeit, seit 600 000 Jahren, lebten menschenähnliche Affen, Unter- und Vormenschen, die aber nicht zum Stammbaum der Menschen gerechnet werden. Der wahre Mensch kam aus dem Süden. Er lebte vielleicht in vielen Teilen der Welt, obwohl man seine ersten Spuren nur in Westeuropa, in Spanien fand.

10 000 v. Chr. glich die Landkarte der Erde in den großen Umrissen der heutigen. Alle Gebirge hatten ihre heutige Ausdehnung, und nur die Seen waren größer, weil die Niederschläge reichlicher waren. Die Hauptrassen der Menschheit unterschieden sich voneinander, wie wir sie heute kennen. Um 6000 v. Chr. gab es schon Gemeinwesen mit Ansätzen der Zivilisation und wenig später die ersten Staatengründungen. Der Mensch lebte sich in seine

Weltrolle mit Riesenschritten ein, er unterjochte sich die Natur mit Hilfe seines Verstandes, der schärfsten Waffe im Kampfe um die Selbstbehauptung.

Das Weltbild des Menschen erreichte die große und erhabene Wirklichkeit etwa vor 2500 Jahren. Daß die Erde eine Kugel sei, wußte zumindest eine kleine Anzahl der gelehrten Menschen seit eben dieser Zeit. Wenn sich danach noch oft falsche Auffassungen über die Gestalt dieser Welt durchsetzten und uralter Aberglaube verbunden mit religiösen Vorstellungen immer wiederkehrten, so ist das der mangelhaften Erfahrungsauswertung der Völker und Stämme zuzuschreiben. Denn jede Rasse, jedes Volk und jeder Stamm lebten in dieser Welt aus eigener Gesetzmäßigkeit. Es ist erstaunlich, wie gering der Erfahrungsaustausch der Menschen untereinander gewesen ist, obwohl das Drama des Lebens in dieser Welt zu einer weltumspannenden Solidarität hätte zwingen müssen.

Den Bergen blieb der Mensch bis in unsere Zeit fern. Er lebte zu ihren Füßen, er schaute zu ihnen auf, ehrfürchtig und furchtsam zugleich. Sie waren der Sitz der Götter und Dämonen in früher Zeit, und noch heute sind sie es in fernen Ländern. Erst in den letzten 200 Jahren nahte er sich den Bergen, um sie in einem Sturmlauf ohnegleichen zu überrennen.



Der große Bau

Voll scheuer Bewunderung sehen wir die Berge vor uns. Alle Erdteile tragen ihr Dach, auf dem ewiger Schnee liegt. Er leuchtet in der Gluthitze Afrikas vom Scheitel des Kibo, er flimmert durch den Morgendunst, der um die Flanken des Fudschijama webt, und er grüßt uns in der Heimat von den Häuptern der Alpenketten. Die weißen, gelben, braunen und roten Menschen aller Erdteile lieben oder fürchten die weißhäuptigen Berge ihrer Heimat, von denen das lebenspendende Wasser rauscht, auf deren unnahbaren Höhen die Götter sitzen. Und selbst der sechste Erdteil, die Riesenburg des Südpols, ist umsäumt von schneeigen Häuptern, die in der Runde tiefsten Schweigens stehen.

Jahrtausendelang nagten die stürzenden Wasser an ihnen, sprengten Frost und Hitze ihre steilen Grate flach, zerhieben die Naturkräfte ihre Form. Die Wildwasser, auf ihrem eilenden Wege zum Meere, fraßen und sägten sich ins Urgestein und schufen Schluchten und Schründe von schauerlicher Tiefe und Wildheit. Auf den Höhen lagerten die unablässig aufgetürmten Schneemassen, unter denen sich das Preßeis bildete. Durch die Gewalt des lagernden Druckes schob es sich, der Neigung der Hänge folgend, talwärts: die fließenden Ströme der Gletscher entstanden. Auf ihrem Rücken trugen sie den abgesprengten Fels, an ihren Rändern zerrieben sie den engenden Stein, an ihren Flanken türmten sich gewaltige Moränen.

Wir hören in unsere andachtstille Betrachtung hinein die surrenden und klickernden Steine fallen, hören das knallende Losbrechen großer Felsblöcke, die mit Rauch und Getöse zu Tal fahren. Das Gesetz der Einebnung geht unerbittlich vor sich.

Viele Jahrtausende haben geformt, gemeißelt, geschliffen. Werden und Vergehen sind abzulesen an Fels und Kar. Uralt sind die Berge! Zu unseren Lebzeiten rollt nur eine einzige Sekunde ihres Lebens ab, nicht mehr, nicht weniger.

Ein Blick auf die Weltkarte zeigt uns die beiden mächtigsten Gebirgszüge unseres Erdballes, die in einem seltsamen und charakteristischen Gegensatz zueinander stehen. Während im Erdteil Eurasien (Europa und Asien) die gewaltigen Mauern der Kettengebirge von West nach Ost verlaufen, ziehen sie sich in der Neuen Welt (Amerika) von Nord nach Süd, von einem Eismeer zum anderen.

Die amerikanischen Kettengebirge, die Kordilleren, erstrecken sich von der Beringstraße ununterbrochen bis zum Kap Hoorn. Sie überspannen 125 Breitengrade. Hoch im Norden, in Alaska, beginnt ihr grandioser Reigen mit dem Mount McKinley (6200 m). Von diesem erhabenen Punkt ziehen sich die Rocky Mountains oder das Felsengebirge östlich, das Kaskaden-Gebirge und die Sierra Nevada westlich nebeneinander nach Süden. Beide Züge umschließen ein regenarmes Hochland, in dem sich der Große Salzsee mit der Mormonenstadt Salt Lake City hinbreitet. In Mexiko schwingt, nachdem sich beide Arme wieder vereinigt haben, das Gebirge leicht nach Osten in die mittelamerikanischen Landschaften des Isthmus ein. Zahlreiche Vulkane ragen hier als Stützpunkte auf. Der Pic von Orizaba, einer der schönsten Kegelberge der Welt, der mächtige Popocatepetl und der Itztaccihuatl (d. h. die weiße Frau), alle weit über die Schneegrenze hinausstrebend. In Panama werden die hier niedrigen Höhen durch den weltberühmten Kanal durchschnitten.

Auf dem südamerikanischen Festland bauen sich die Kettenzüge wieder zu mächtiger Größe auf. Hart am Karibischen Meer bei Sta. Marta türmt sich der Eckpfeiler bereits mit 5130 m in die heiße Luft der Äquatorzone. In zwei Ketten, die knapp nebeneinander laufen, führen die Anden, d. h. Kupfergebirge, nach Süden. Die Vulkane Chimborasso und der kolossale, noch tätige Cotopaxi in Ekuador, Illampu und Illimani in Bolivien und schließlich der fast 7000 m hohe Aconcagua auf argentinischem Gebiet sind die

Glanzpunkte dieser ungeheuren Gebirgszüge, in deren Längstälern Magdalenen- und Amazonenstrom entspringen und großartige Seen liegen. Weit im Süden brechen die Kordilleren hart in die See ab, große Fjorde bildend. Ihre Gletscher kalben in das Meer, undurchdringlicher Urwald säumt die Bergflanken und Regen rauscht in unvorstellbaren Mengen alljährlich hernieder. Patagoniens wilde Bergwelt schließt den Nord-Süd-Zug der amerikanischen Hochgebirge in Feuerland ab.

Die östliche Halbkugel der Erde birgt die Alte Welt mit ihrem gigantischen Gebirgsquerzug von West nach Ost. Wenn auch der westliche, europäische Teil durch das Mittelmeerbecken zergliedert wird, so ist doch sehr deutlich der große Zusammenhang zu sehen. Im Atlasgebirge an der Nordwestecke Afrikas und in den Pyrenäen erkennen wir die äußeren Eckpfeiler. Das Atlasgebirge ist ein Teil des südeuropäischen Faltengebirgszuges, seine höchste Erhebung mißt 4300 m, seine größte Längsausdehnung 2200 km. Das großartig kühne Hochgebirge zwischen Frankreich und Spanien, die Pyrenäen, paßarm und einsam, steigt auf 3400 m an. Maladetta und Pik d'Aneto thronen über wilden Bergformationen. Die Andalusischen Ketten, die sich von den Pyrenäen an der Küste südwärts dehnen und im Mulhacen mit 3481 m ihre größte Höhe erreichen, lassen den Zusammenhang mit dem Atlasgebirge erkennen. Das verbindende Zwischenstück versank bei der Aufreißung des Mittelmeerbeckens in den einbrechenden Fluten. – Die Alpen mit dem Montblanc (4810 m), breit im zentralen Europa mit 750 km Länge hingelagert, und die Apenninen, die die Halbinsel Italien von Norden nach Süden durchziehen, sind sehr junge Gebirge. Ihre Auffaltung erfolgte erst im Tertiär. Die Apenninen bestehen fast durchweg aus malerisch aufgebauten, oft kühn geformten Kalkstöcken. Der Gran Sasso in den Abruzzen steigt auf fast 3000 m an, und das Hochbecken von Aquila wird vom Velin gekrönt, der 2500 m Höhe erreicht. – Die Alpen laufen im Südosten in den Dinarischen Ketten aus. Östlich von ihnen breiten sich die waldreichen Karpaten in einer Welle hin, deren Bogen auf das Schwarze Meer weist. Rhodopen- und Balkangebirge leiten nach Asien zum Kaukasus über, der als Riesenmauer in einer Ausdehnung von 1200 km die Brücke zum asiatischen Hochland bildet. Die granitenen dunklen Kämme zeigen starke Vergletscherungen und besitzen wenige Pässe. Aus ihnen heben sich Elbrus (5629 m) und Uschba (4733 m)

heraus, lohnende Hochziele der Bergsteigerei um die Jahrhundertwende. Der Kaukasus weist keine Quertäler auf. Sein südlichster Teil, das Armenische Gebirgsland, ist eine rauhe und unwirtliche Hochfläche, aus der der Ararat aufragt und die in den Demawend und das Elbursgebirge überführt. Der gewaltige Hindukusch leitet hinüber zum Dach der Welt, zum Pamir, und im Süden Persiens führt das Sulimangebirge als Hochbrücke nach Osten.

Wir sind nun in der höchsten Bergregion der Erde angelangt. Das Pamirhochland, noch sehr unerschlossen und unbekannt, bildet den Mittelpunkt. Seine mächtigsten Berge sind der Pik Stalin (7495 m) und der Pik Lenin (7127 m). Himalaja und Transhimalaja flankieren in sanftem Schwunge nach Osten Britisch-Indien und steigen dämonisch und furchtbar aus dem Dschungellande der Gangesebene empor. Die Riesenmauer mißt 2500 km, ihre höchsten Punkte offenbaren sich in den erhabenen Namen Mount Everest (8840 m), Kanzchendzönga (8603 m), Makalu (8488 m) und Nanga Parbat (8136 m). Hart am Pamir beginnt der Karakorum. In ihm steht der zweithöchste Berg der Welt, der K 2 oder Mount Godwin Austen (8611 m). Es ist ein wildes Gebirge, noch vielfach unerforscht, mit gewaltigen Gletschern und charaktervollen Kalkriesen. In seiner Mitte setzt der Altyn-Tag (Kuen Lun) an, um sich, Tibet nach Norden begrenzend, nordöstlich mit dem Nan-Schan bis nach China hinzustrecken. Nach Norden fällt er steil in das Tarimbecken ab. Seine durchschnittliche Höhe beträgt 7500 m. Tibet, von allen Seiten von Gebirgsketten umschlossen, ist das Kernstück Asiens, ein Hochland mit 4500 bis 5000 m Seehöhe. Der stattliche Tien-Schan, das „Himmelsgebirge", überragt vom Sieges-Pik (7440 m) und vom „Pik der Kriegstopographen" (7439 m), setzt sich im Ku-Ru Tag fort. Beide bilden die nördlichste Mauer Hochasiens. Zu ihren Füßen breiten sich die weiten Ebenen Nordasiens aus.

Die im Osten scharf nach Süden abschwingenden Gebirgsketten tragen den Namen Dangla-Gebirge. Östlich des Brahmaputra-Durchbruches erkennen wir nur Gebirgszüge mit scharfen und schmalen Profilen. In den Tälern drängen hart nebeneinander gewaltige Ströme südwärts zum Bengalischen Meerbusen: Irawadi, Saluen, Menam und Mekong. Eine Westostdurchquerung erweist sich als äußerst schwierig, nur die Burmastraße, ein kunstvoller Bau, zwängt sich hier hindurch. Auch der Jangtsekiang entspringt im Dangla-Gebirge, um sich als einer der mächtigsten Ströme der Erde in das chinesische Tiefland zu ergießen.

Von Spanien bis Fernost reicht das Gebirgssystem, dessen gewaltiger Ausdehnung wir folgten. In China verlieren seine östlichsten Ausläufer an Höhe, sie verebben bei Kai-Fong am Hwang-ho in der chinesischen See-Ebene, unweit der Küste des Gelben Meeres.

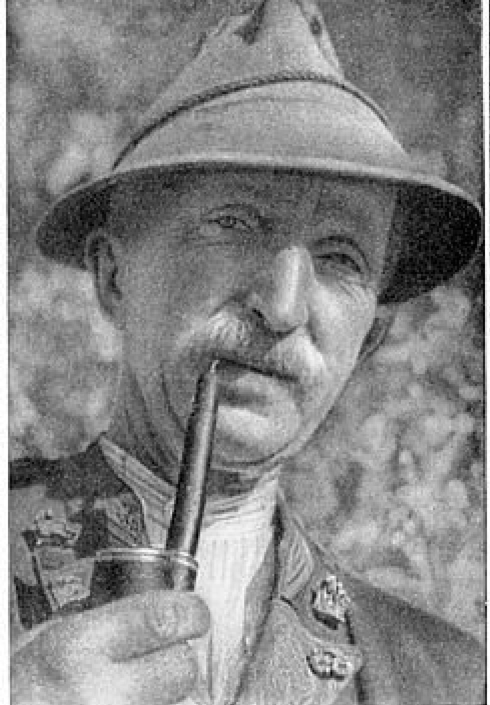
Die weiteren Gebirge unserer Erde verlieren an Bedeutung angesichts der beiden beschriebenen Gebirgssysteme Amerikas und Eurasiens, obwohl unsere alte Mutter Erde noch manches mächtige Bergland zeigt. So das Sajanische und das Altai-Gebirge in Innerasien, die Polynesischen Ketten auf den wunderbaren Inselsäumen der Südsee, das alpenähnliche Hochland von Neuseeland östlich Australiens, den langgezogenen waldreichen Ural, der Europa von Asien trennt, die afrikanischen Gebirge Abessiniens und Kenias mit dem Kibo (Kilima Ndscharo) 6010 m, dem Ruwenzori und dem Kenia, beide über 5000 m hoch, und Hunderte von Mittelgebirgen auf allen Erdteilen. Sogar der sechste Erdteil, Antarktia, ein Plateau von 3000 m Höhe, wird von einer Bergkette am Viktoria- und Roßmeer begrenzt, die bis über 4500 m hinaus in die eisige Polarluft ragt. Bekannt geworden sind die Vulkane Erebus (4050 m) und Terror (3300 m), die als Wächter über der Roßbarriere aufgebaut sind.

Der große Bau, nie vollendet im Werden und Vergehen dieser Welt, in riesigen Entfernungen rings um den Erdball gespannt, stellt uns moderne Menschen vor die Aufgabe, in ihn einzudringen, seine Riesenmaße zu erforschen und seine größten Gipfel zu bezwingen. Noch fiel kein Achttausender, noch lockt das Abenteuer die Jugend dieser Welt — das kühne und verheißungsvolle Abenteuer, das durch den Bergtod so mancher der jungen Pioniere geadelt wurde.

Kletterfahrt im Pamir. Es geht um die letzten Meter bis zum Gipfel

Schwindelfreiheit - erste Voraussetzung beim Aufstieg im Stemmkamin

Bauer aus der Steiermark





Mädchen aus Appenzell

Alter Holzfäller aus dem Salzburgischen



MENSCHEN DER BERGE

Das mächtigste Gebirge Europas, die Alpen, breitet sich 750 km in der Längenausdehnung und 130 bis 240 km breit quer vor die italienische Po-Ebene. Es bildet mit seinen sieben Hauptketten einen Bogen, der bei Genua ansetzt, um bei Triest in den dinarischen Ketten zu verlaufen. Wir deuten die Biegung mit dem Süd-Nord-Druck, der die Auffaltung der Alpen hervorrief. So lehrt uns der Aufbau eines Gebirges die Urkräfte seiner Entstehung erkennen. Auf unserer Karte sehen wir auch, wie die alten festen Massen unseres Erdteiles, nämlich Vogesen, Schwarzwald und Böhmisches Land sich der Faltung entgegenstemmten. Vor diesen Massen kam der Druck zum Stehen. Wie ein stumpfer Keil, um den sich die Faltung noch ein Stück herumwand und so die Karpaten bildete, wirkte die böhmische Festmasse der Druckrichtung entgegen. Am Drehpunkt liegt heute die schöne Stadt Wien. Vor ihren Toren breiten sich die Berge des Wienerwaldes aus, liebliche und romantische Gefilde mit berühmten Ausflugszielen wie Semmering, Rax und Schneeberg. Wer denkt da nicht an die winterliche Lust des Skilaufes?

Dunkler Fels mit brüchigen Graten, ragender Steilheit über riesigen Schuttkaren, wasserüberronnenen Wänden, überwuchert von einer reichen Gebirgsflora – das sind die Niederen Tauern in der Steiermark. Aus Niederösterreich grüßen die hellen Felsen der Gesäuseberge, im Süden zeichnen sich die Karawanken und die Julischen Alpen ab. Der majestätische Triglav mit seiner furchtbaren Nordwand wacht wie ein alter Bergkönig über seine Vasallen.

Die Karnischen Alpen leiten hinüber zu den prächtigen Höhenzügen der Hohen Tauern. Großglockner und Großvenediger stehen hehr und erhaben über stillen Trogtälern. Hier lag einst das Gletschereis in mächtigen Schichtungen. Es bildete durch Moränen Stufungen, über die heute die Achen, so nennt man alle Bäche der Tauern, donnernd und schaumsprühend stürzen. Im Norden schließen sich die Kitzbühler Alpen an. Der Watzmann spiegelt sich im Königssee, und nicht weit davon entfernt liegt Berchtesgaden, das Ziel vieler erholungsuchender Großstadtmenschen.

Die Auffaltung der Alpen

Südtirol mit seinen himmelstürmenden Dolomiten, gekrönt von der schneebedeckten Marmolata, erreichen wir nun auf unserem Wege nach Westen. Es ist ein besonderer Abschnitt der Alpen. Seine Kalkberge sind aufgebaut aus Dolomit, einem Korallenkalk, der aus einem mächtigen Binnensee der Urlandschaft emporstieg. Tiefgefurcht und zerklüftet ragen seine Zinnen empor, ein Kletterparadies der mutigen Bergsteigerjugend. In den Hütten sitzen traulich vereint Engländer, Italiener, Deutsche, Österreicher, Franzosen und Angehörige anderer Nationen. Hier ist ein Weltbund der Zusammengehörigkeit zu spüren, geeint durch einen friedlichen und sportlichen Wettstreit um Türme, Grate, Kanten und Kamine.

Westlich davon erheben sich die Adamello- und Ortler-Alpen, getrennt von den Dolomiten durch das Eisackbecken mit seinen uralten geschichtlich berühmten Städten Bozen und Meran. Der Ortler, der eine Höhe von 3902 m mißt, ist der höchste Berg der Ortler-Alpen, vielbestiegen und hochgelobt als eines der gesuchtesten Bergsteigerziele. – Zillertaler, Stubaier und Ötztaler Alpen bilden eine zusammenhängende Gruppe, die von der

Wildspitze mit ihrem ausgedehnten Gletschermantel und dem Wilden Freiger beherrscht werden. Die tiefgrauen Häupter dieser innersten aller Gruppen sind von großer Wucht und eindringlichem Ernst. Schwer und düster ragen sie aus stillen, fichtengesäumten Hochtälern empor, in denen die Wildwasser rauschen. Über den Inn mit Innsbruck, der reichen Handelsstadt vergangener Zeiten, geht der Blick hinüber zum Wilden Kaiser, der deutschen Kletterschule, zum wildzerklüfteten Karwendel, zur deutschen Zugspitze mit ihrem Observatorium, um schließlich auf den Lechtaler und Allgäuer Alpen zu verweilen. Jäh und unvermittelt steigt das Bergland aus der Ebene und gibt den Blick frei in das bayerische Land mit seinen Seen, seinen malerischen Marktflecken und der blauen Weite des Tieflandes. Langsam leitet uns unser Gedankenflug weiter, in die Schweizer Berge, in die Westalpen. Die blaue Silvretta öffnet den Weg am Piz Buin. Der Gletscher senkt sich nach Klosters hinunter; wir betreten den Boden der freien Schweiz. Die Graubündener Alpen in der Landschaft des Engadins und Rhätikons nehmen uns auf. Am Reinwaldhorn entspringt der Rhein, der Ost- und Westalpen scheidet. Der Piz Linard in der Silvretta und der Piz Bernina krönen einzigartig schöne Hochtäler. In ihnen ruhen die weltbekannten Kurorte Davos und Arosa. Im Oberengadin sind es St. Moritz und Pontresina, die Weltruf genießen.

Die Glarner Alpen mit dem Tödi und dem Vierwaldstätter See vermitteln die Biegung nach Südwesten. Der Bogen strafft sich, die Alpenketten rücken zusammen. Vom Säntis bis ins Berner Oberland reiht sich ein berühmter Name an den anderen. Da sind die Kurorte von internationaler Bedeutung, da sind die erlauchten Häupter wie Jungfrau, Eiger, Finsteraarhorn. Die Rhone, die am Dent du Midi einen scharfen Knick bildet, um sodann nordwestwärts dem Genfer See zuzuströmen, trennt das Berner Oberland von den Walliser Alpen. Der Genfer See ist die Südwestecke des gewaltigen Alpenwalles. An seinen sonnigen Gestaden liegt Genf, die internationale Stadt. –

Wir sind nun auf den höchsten Punkten des langen Weges angelangt. Monte Rosa (4638 m), Matterhorn (4505 m), Lyskamm (4538 m), Weißhorn (4512 m) und schließlich drüben der „Monarch" unter den Bergen Europas, der Montblanc (4810 m), stehen in feierlicher Runde.

Die kühne Felsgestalt des Matterhorns zog die besten Bergsteiger der Welt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an. Wohl um keinen anderen Berg Europas ist so hart gerungen worden wie um diesen. Seine Riesengestalt, spitz und schroff aufgetürmt, ist von charaktervoller Schönheit. Abweisend drohen seine Flanken. Und doch wurde er durch Kühnheit und Wagemut bezwungen, er fiel nach langen Versuchen, immer wieder berannt. In unseren Tagen mußte er selbst die grauenhafte Nordwand preisgeben.

Die Firnkuppel des Montblanc, hart gebaut auf mächtigen Flanken, die sich zu einem eigenen Gebirgsstock zusammenfügen, ist die Sehnsucht tausender Bergsteiger. Er ist nicht „schwer", seit das „Wiesel" den klassischen Weg über den Bosses-Grat fand, erfordert jedoch Ausdauer und Kraft. Die Widrigkeiten der ungeheuren Schneemassen, der fühlbare Luftmangel in solcher Höhe und schließlich das immer unberechenbare Wetter sind beachtliche Gegner, und so mancher tüchtige Bergsteiger hat erfolglos umkehren müssen. Wer aber sein Haupt erreichte, dem lag die abendländische Welt zu Füßen, der fühlte sein ganzes Leben erhoben durch diese Stunde.

Die Savoyer, Grajischen und Cottischen Alpen und endlich die Dauphiné- und See-Alpen beschließen den Reigen: Bei Genua stoßen wir zum Meer vor. Wie schön ist dieser westlichste Teil! Der Altare-Paß trennt die See-Alpen vom Apennin, der sich von dieser Stelle in weitem Schwunge nach Italien südostwärts zieht. Mit ihren 3800 m Höhe fehlt den See-Alpen jede Vergletscherung. Ihre Einsamkeit machte sie zur Zuflucht aller verfolgten Tiere, die in den anderen alpinen Gebieten selten geworden oder ausgestorben sind. In den einsamen Felskaren leben sogar Steinböcke und Steinhühner. Dort in der wildzerklüfteten Einsamkeit werden diese seltenen Tiere gehegt und durch Verbote geschützt; dort wird ihre Art vor dem Untergange bewahrt. – Rasch gewinnen, montblancwärts, die Berge an Höhe. Die Dauphiné mißt schon durchschnittlich 4000 m. Die Grajischen Alpen sind eines der schönsten Alpengebiete. Gran Paradiso – ihr höchster Berg, enthält schon in seinem Namen ein Versprechen. Es ist ein Bergsteigerparadies, dieses schroffe, wildzerrissene Gebirge. Mit Wucht und Größe erhebt es sich aus der lombardischen Ebene. Von seinem Scheitel aus ahnt man, nordwärts blickend, den großartigen felsgewordenen Strom der Alpen.

Der gewaltige Südabfall der Alpen ist steil und wird von wildromantischen Tälern durchschnitten, in deren Ausgängen tiefe Seen liegen. Der Lago Maggiore, der Luganer, Iseo-, Garda- und Comer See zeigen, geschützt vor nördlichen Winden, eine reiche Flora an ihren Ufern. Dunkle Zypressen, silbergraue

Ölbäume, Lorbeer- und Kastanienbäume säumen die blauen und smaragdgrünen Fluten, in denen sich die düsteren Wände spiegeln. Die herrliche Landschaft, in der sich das Großartige mit dem Lieblichen vereint, schenkt dem Reisenden wunderbar geprägte Erinnerungsbilder.

Vom Gipfel des Triglav im Osten sahen wir die blaue Adria, vom Gipfel der Meije in der Dauphiné das Ligurische Meer. Ein Zauberbogen, der sich nur dem erschließt, den die Berge immer wieder in ihren Bann ziehen!

Die Alpen sind eine scharfe Klimascheide. Im Norden das rauhe Wetter der atlantischen Luftströmungen, im Süden das milde Mittelmeerklima — so scheiden sich auch die nördlichen und südlichen Bezirke der Tier- und Pflanzenwelt.

Die Alpenpflanzen sind zumeist niedrig, sie halten sich an den Boden, während die scharfen Höhenwinde über sie hinbrausen und an ihnen zerren und reißen. Starke Wurzeln verklammern sich in Spalten und Ritzen, hineingeschmiegt entschwindet die Pflanze oft unseren Blicken — und doch, welch kraftvolles Leben offenbart sich im farbenfrohen Blühen, noch mitten im Schnee, welch strahlendes Leuchten satter Farben entzückt das Auge des wandernden Bergsteigers.

Viele alpine Pflanzen sind Polsterstauden mit einer großen Anpassungsfähigkeit im Lebenskampf. Sie wachsen sehr langsam und sind zäh und ausdauernd. Behaarung schützt sie vor Austrocknung, dicke Blätter und Fettwuchs machen sie unempfindlich. Die starke ultraviolette Bestrahlung der Höhe hemmt das Wachstum zu ihrem Schutz und fördert die Farbenkraft, die wir entzückt bewundern.



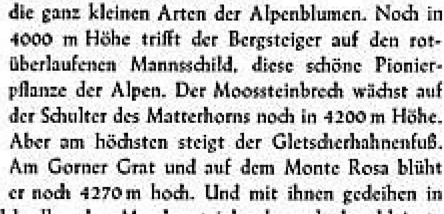
Enzian

Wer könnte sie alle aufzählen, die Steinbrecharten, die Hauswurze und Fetthennen, die Alpenrosen und Enziane, die ganze große Familie der Höhenpflanzen, die weit über der Baumgrenze auf Matten und Almen, auf Felsbändern und an Murenrändern stehen.

Frauenschuh

Da sind Schneerose und Alpenglöckchen, Küchenschelle und Safran, Edelweiß und Hundszahn, Schneeglöckchen und Trollblume, Gemsenheide und Aurikel, Alpenwindröschen und Steinröserl, Zwergprimel und Alpenaster, und schließlich Echter Speik, Pestwurz, Arnika, Brunelle, Frauenschuh, Alpentragant, Knabenkraut, weißer Germer, Eberwurz und Akelei. Die Flora der Alpen umfaßt 1250 verschiedene Arten, ohne Moose, Flechten und Algen.

Wo das Leben scheinbar aufhört, hoch über der Schneegrenze, finden sich die Flechten und Moose in unzähligen Arten. Wie schön zieren sie mit ihren zarten Farben den hellen oder dunklen Stein. Und zwischen den Steinen blühen die ganz kleinen Arten der Alpenblumen. Noch in 4000 m Höhe trifft der Bergsteiger auf den rotüberlaufenen Mannsschild, diese schöne Pionierpflanze der Alpen. Der Moossteinbrech wächst auf der Schulter des Matterhorns noch in 4200 m Höhe. Aber am höchsten steigt der Gletscherhahnenfuß. Am Gorner Grat und auf dem Monte Rosa blüht er noch 4270 m hoch. Und mit ihnen gedeihen in diesen Höhen die Teufelskralle, der Moschussteinbrech und der kleinste der Enziane, der kurzblättrige.



Edelweiß

Kohlröserl

Welch zähes Aushalten in tobenden Wettern und vernichtender Kälte! Welch Sinnbild der Unüberwindlichkeit des Lebens!

Der Bergwald, nicht von jener urwaldhaften Dichte der Wälder in den Ebenen, zieht sich an den Hängen der Alpen hin, noch majestätisch in den unteren Regionen, aber langsam an Dichte und Mächtigkeit nach oben einbüßend. Die Täler hinauf klettert er, immer schütterer werdend, bis er sich im Krummholzgürtel der Berge verliert. Hier stehen die einsamen knorrigen Wetterfichten, trotzig und windzerzaust.

Am Südhang der Alpen flankieren Palmen die Kurpromenaden, blüht der Oleander auf Bahnhöfen und Plätzen. Mächtige Edelkastanien bilden einen Saum, über dem die grünen Fichtenwälder zu uns herunterdunkeln. Die Fichte hat die Herrschaft auch hier im Süden angetreten. Sie ist der Baum der großen Höhen, von deren Luftfeuchtigkeit engstens abhängig. So behauptet sie überall in der Welt ihren Platz in der Region vor den Gletschern, weit unten ihre Herrschaft mit den Rotbuchen teilend, hier aber bis ins Krummholz allein herrschend. Die Städter nennen sie „Tanne" …

Und dann treffen wir besonders im Stubai- und im Ötztal auf die schönen hellgrünen Lärchen, diese Lichtbäume mit ihrem zitternden Grün, ihren feinen Strahlenblättern, die im Herbste abgeworfen werden. So wie die Fichte als Tanne, so wird die Lärche fälschlich als Nadelbaum bezeichnet.

Die Waldgrenze, die bei 1800 m liegt, ist durch die Wetterzirben und Kampffichten, die hier ihr standhaftes Leben verbringen, gekennzeichnet. Latschen oder Legföhren schmiegen sich an den Boden, zu Füßen der herrlichen Arven oder Zirbelkiefern. Diese stehen auf den Jöchern und Graten, an Felswänden, auf Bändern und tief in den Karen, immer vom Krummholz umgeben, das noch eine Weile aufsteigt, bis dahin, wo ihm jede Lebensmöglichkeit versagt ist. Hier nun beginnt die Region der Alpenmatten, der Alpenblumen heiteres Reich.

Die hochalpinen Pflanzengemeinschaften erwachsen aus harten und kargen Lebensbedingungen. Manche Pflanze der Alpenregionen bedarf des besonderen Pflanzenschutzes, um ihre Art vor der endgültigen Ausrottung zu bewahren. Der echte Bergfreund, der anständige Bergsteiger, genießt die Flora an seinen ernsten oder heiteren Wegen hinauf in die stolzen Berge; er läßt die Blumen ungebrochen blühen. Nur der Tor reißt sie aus, der Unbedachte, der Verantwortungslose.

Die *Tiere der Alpen* haben sich im Laufe vieler Jahrtausende in alpinen Eigenformen entwickelt. Klima, Gefahren und karge Nahrungsdecke ließen sie zu harten Geschöpfen werden, die in rauher Umwelt ihren Lebenskampf bestehen müssen. Weit über ihr Verbreitungsgebiet hinaus wurden einige ihrer Art bekannt, so die Gemse, der Steinbock und das Murmeltier. Jedes Schulkind weiß von ihnen, kennt ihre prächtige Gestalt, ihre Klugheit und Anpassungsfähigkeit und ihr Lebensschicksal.

Die *Gemse* ist ein ausgesprochenes Hochgebirgstier. Sie lebt im Sommer in den höchsten Lagen und geht nur im Winter tiefer hinunter, nie aber bis in die Nähe der menschlichen Ansiedlungen. Das scheue Tier bevölkert das ganze Alpengebiet, ist aber am zahlreichsten in Oberbayern (Allgäu), Steiermark und Kärnten anzutreffen. Schön sind die steilen Krickel der Gemse, wie man ihre hakig nach hinten gekrümmten Hörner nennt. Sie ist ein Bild verkörperter Freiheitsliebe. In tausend Gefahren bewährt sich ihre unglaubliche Gelenkigkeit, ihr Scharfsinn und ihre Schnelligkeit. Sie bewegt sich sicher in den schroffen Wänden und findet noch einen gangbaren Weg, wo Ziege und Schaf zurückweichen.



Ich sah einmal ein Gemsrudel in den Karen gegenüber dem Waltenberger Haus im Allgäu. Auf steilem Schneefeld spielten die possierlichen Jungen Rutschbahn, von den Alten aufmerksam bewacht. Ein Muttertier hatte am Fuße des Schneefeldes Posten gefaßt, um ein Weiterrutschen in den Abgrund zu verhindern. Es war erheiternd und von hinreißender Fröhlichkeit, wie die Kleinen die Vorderbeinchen einstemmten und auf dem Hintern abfuhren, wieder und wieder.

Immer ist es eine starke alte Geiß, die das Wächteramt übernimmt, wenn das Rudel, in der Regel 10 bis 15 Tiere, äst. In der Gefahr pfeift das Leittier, ähnlich dem Pfiff der Murmeltiere. Wie der Blitz rasen die Tiere in langen stelzenden Sprüngen in Deckung oder in fliegenden Sätzen bergab, und es kommt vor, daß sie den Sprung in die unermeßliche Tiefe vorziehen, wenn sie dem Verfolger nicht entgehen können. – Dieses schönste der Alpentiere wird wieder mit aller Sorgfalt gehegt, nachdem es einige Male durch Unvernunft in die Gefahr des Aussterbens kam.

Der Gemse nächster Verwandter ist der *Steinbock*, der in den Alpen bereits als ausgerottet galt. Schon um das Jahr 1700 war er in vielen Hochtälern nicht mehr anzutreffen und ist auch in den Ostalpen seit mehreren hundert Jahren unbekannt. Jetzt aber lebt er in den Grajischen Alpen im Gebiet des Gran Paradiso in freier Wildbahn, durch scharfe Gesetze geschützt. Auch in den Piemonter Alpen und im Schweizer Nationalpark wieder ausgesetzt, versucht man dem herrlichen Alpentier eine neue Freistätte zu schaffen. – Charakteristisch für den Steinbock sind die großen, beim Bock bis zu 80 cm langen, gebogenen Hörner. Im Gegensatz zur Gemse läßt der Steinbock seine Gegner sehr nahe herankommen, Unerschrockenheit und Mut zeichnen ihn aus. Auch er lebt in

kleinen Rudeln von 10 bis 18 Stück. Gegen die erbarmungslose Kälte der oberen Höhen ist er unempfindlich. Man sah Steinböcke stundenlang im Eissturm ruhig wie Bildsäulen mit aufgerichteter Nase stehen.
Das Murmeltier, der Komiker unter den Alpentieren, ist eine drollige Schöpfung der Natur. In der Nähe der Schneegrenze, auf kargen, steinigen Matten, die bis zu 3000 m hoch liegen, gräbt es seinen Bau, auf dessen Auswurfhügel es aufrecht sitzt und sich sonnt. Es pfeift durchdringend, wenn es Gefahr vermutet, und ist wegen dieses häufigen Pfeifens zu seinem Ruf als alpines Original gelangt. Von der Bevölkerung wird es in manchen Gegenden Marmotta, Montanella, Munk, Murmeli oder Mistbellerli genannt und ist wohl das interessanteste der Alpentiere. Dieses Nagetier lebt von Pflanzenstoffen, besonders von Wurzeln der Alpenkräuter.
Der unterirdische Bau ist klug angelegt, hier verbringt das Murmeltier mit seiner Familie den langen Winterschlaf von 6–8 Monaten Dauer. Die Körpertemperatur sinkt in dieser Zeit auf 8–9° R ab, die Atmung beträgt in sechs Monaten 71 000 Atemzüge, während in wachem Zustand diese Zahl in zwei Tagen erreicht wird. Die Natur schützt ihr Geschöpf durch diesen Scheintod und macht es fähig, die furchtbaren Bergwinter zu überstehen.
In den Hochregionen leben noch die Schneemaus und der Schneehase. Aber auch Eichhörnchen, Rötelmaus, Hermelin, Iltis und Edelmarder sind weit oben noch anzutreffen. Ich sah vor Jahren auf dem Hohen Burgstall Iltisse mit ihren Jungen zwischen Kalksteinklüften spielen.
Unter den Vögeln interessieren uns die Arten, deren Nistplätze über der Baumgrenze liegen. Alpensegler, Alpendohle, Steinhuhn, Felsenschwalbe, Steinadler, Gänsegeier, Schneefink, Alpenschneehuhn und Uhu, die geflügelten Bewohner von Fels und Schuttkar, deren Leben hart wie das aller Hochtiere ist, erregen unsere Bewunderung. Wir standen einst im Abendlicht auf dem Valparole-Paß. Die lautlose Stille wurde plötzlich durch ein leichtes Sausen unterbrochen, dem ein Schatten folgte. Nur wenige Meter über uns strichen zwei Steinadler über den Paß, die schönen Köpfe auf uns heruntergeneigt, die Flügel reglos gebreitet – ein wunderbares Bild gespannter Kraft. Man sah ihre helle Unterseite und die gespreizten Schwungfedern, die sich leicht drehten, um dem Flug die Richtung zu geben. Vom Valparole-Paß bis zum weit entfernt liegenden Bergeinschnitt, hinter dem sie lautlos verschwanden, hatten sie die Flügel viele Minuten lang nicht einmal gerührt. Und noch einmal hatte ich das Glück, das seltene Tier zu sehen, ein sehr helles und schönes Exemplar – das war am Fellhorn im Allgäu.
Der wahrhafte Bergsteiger ist auch ein Freund der Tiere. Er sorgt zu seinem Teile durch geduldige Aufklärung dafür, daß die wertvollen Arten erhalten bleiben. Frevelhafter Leichtsinn, Gewinnsucht und leidenschaftlicher Hang zur Wilderei haben in den vergangenen Jahrzehnten die Gefahr der Ausrottung für so manches Alpentier heraufbeschworen.

Die Menschen der Berge führen ein herbes Leben. Sie stehen im Kampfe mit einer mitleidlosen, gewalttätigen und unberechenbaren Natur. Schon von frühester Kindheit an sind sie an Entbehrungen gewöhnt. Lawinen reißen Lahngänge in mühsam geforsteten Wald, Steinschläge und Schlamm-Muren vernichten blühende Wiesen, lange und heftige Regen machen aus sanften Bächen reißende Wildwasser, die alles bedrohen, was dem Älpler Heimat ist. Wer die Wetter erlebt hat, die rasenden Wetter der Hochgebirge, weiß um die Gefahren, die vom Berge her ständig drohen. Aber auch der Arbeitstag des Älplers ist voller Härte. Keine Ebene erleichtert ihm sein Werk, alles Tun ist zugleich verbunden mit der Überwindung steiler Hänge, jede Verrichtung erfordert doppelte Kraft. Ob Langholz der Wälder oder mühsam gewonnenes Heu zu Tal geschafft werden müssen, ob es zum Hüttenbau geht oder Heustadel hoch in der Wiesenregion errichtet werden, immer fordert seine Arbeit äußersten Kraftaufwand. Seine Lebensgeduld wird sehr oft auf harte und schmerzliche Proben gestellt, wenn die Wetter sein Vieh vernichten, wenn die reißenden Gewalten sein Heim zerstören oder Angehörige Opfer der Berge werden.
Wie oft sah ich angeseilte Männer auf steilem Grasband, das kärgliche Heu bergend, und wie oft hörte ich von jenen, die das Seil verschmähten und die der Tod in den Abgrund riß.
Die harte Natur stählt ihren Menschen, sie macht ihn hager und sehnig, und sie läßt ihn früh altern. Mann und Frau stehen unter gleichem Gesetz. Ihr Leben verläuft zwischen langem Arbeitstag und kurzem Feierabend. Zwar altern sie früh, aber sie werden alt, wenn sie nicht den Bergen zum Opfer fallen. –
Der Älpler ist still und bescheiden. Die erhabenen Berge ringsum und das schicksalhafte Naturgeschehen haben seinen Blick nach innen gekehrt. Seine Redlichkeit ist so unbedingt wie sein hartes Leben, und unbedingt ist auch seine Frömmigkeit. Sein Leben sucht nach einem höheren Sinn, und er findet ihn in seinem



Gottglauben. Die Mutter Gottes ist stetig in seinem Sinn; ihr vertraut er mit der Gläubigkeit des einfachen Menschen, dessen Leben auf kleinem Raum beschlossen ist; ihr errichtet er an allen Wegen, den steilen hoch oben und den breiten im Tal, kleine Kapellen und Standbilder, vor denen er sein kurzes Gebet spricht.

Und nun will ich von den K i n d e r n erzählen, weil sie, wie alle Kinder in der Welt, die Zukunft sind. Da stehen sie, die strammen, braungebrannten Nachkommen, in derben Hosen aus Leder und in Röckchen, die an Festigkeit den Hosen der Buben nicht nachstehen, mit viel zu großen eisenbewehrten Schuhen die einen, und barfuß die anderen. Listige Äuglein unter struppigem Haarschopf – das ist der Sepp, strohgelbes Haar in strengen Zöpfen, weitabstehend – das Vronerl, blasse Wangen und träumerische Augen – der Toni vom Lehrer, rote Pausbacken und Schelmenaugen – die Zenzi, Stupsnäschen mit Sommersprossen – der Franzl, und ein loses Mäulchen, eine Plappertasche – das Marile. Alle sind gesund und fröhlich, alle ganz und gar nicht verwöhnt. Ihre kindlichen Spiele spielen sie wie überall in der Welt, die Mädchen wiegen ihre Puppen und die Jungen jagen und prügeln sich. Die Großen lassen die Kinder, solange es nur geht, Kinder sein. Aber einmal wird es ernst: das harte Leben der Arbeit beginnt. Dieser Zeitpunkt kommt früher, als es draußen im ebenen Lande Sitte ist. Mit Viehhüten fängt es an. Das ist kein leichtes Amt; denn die Ziegen sind leichtfüßig und störrisch, und selbst die frommen Kühe zeigen sich von Zeit zu Zeit eigensinnig. Was muß so ein kleiner Kerl von elf Jahren an Umsicht und Energie aufbringen, wenn Wetter unvermutet hereinbrechen oder Steinschläge niedergehen. Niemand ist bei ihm, wenn die geängstigten Tiere ausbrechen oder sich verirren. Er ist allein auf sich gestellt, zumeist weit von zu Hause entfernt.

Und wieder kommt ein Tag, an dem sich vieles wendet. Die winterliche Schulzeit ist beendet und die berufliche Arbeit beginnt. Die jungen Burschen gehen mit dem Vater ins Holz oder als Mulifährer vom Tal zur Hütte und zurück, Tag um Tag, bei Sonnenschein und Regenwetter. Andere werden Lehrling in der Schmiede oder beim Schuster, lernen das Käsereihandwerk oder verschreiben sich dem Geigenbau. Der Toni ist aufs Seminar gekommen, weit draußen in der Kreisstadt. Er will wie sein Vater Lehrer werden. – Die Mädchen werden wie die Buben frühzeitig zur Arbeit angehalten. Es sind viele Geschwister da, und so heißt es sich regen, um den Eltern die Last tragen zu helfen. Sie verdingen sich als unentbehrliche Hilfskräfte auf der Alm, in den Küchenbetrieben der Hotels und Gasthöfe und als Mägde auf den großen Höfen, um später als Bedienerinnen oder Stubenmädchen, Sennerinnen oder Wirtschafterinnen ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Am Gamsbühl, dort, wo die kleine Wand ansetzt, um sich in die lange Flanke des talauswärts laufenden Höhenzuges zu schmiegen, treffen sich heimlich zwei Burschen, so jeden Sonntag nach der Messe. Mit einigen alten Seilstücken gehen sie das Wändle an, nicht ohne vorher ihr Sonntagszeug auszuziehen. Sie waren jedesmal ein Stück höher gekommen in dem vertrackten Kamin. Nun aber versperrte der schwere überhängende Block den Ausstieg. Auch diesmal war es nicht zu schaffen. Als sie endlich wieder am Einstieg stehen, etwas mutlos und wunderbar verschmiert von der schwarzglitschigen Feuchtigkeit im Kamin, kommt gemächlich der Lenz angegangen. Er sagt nichts, haut dem Ludwig eine rechts und dem Valentin eine links herunter und spuckt dann kräftig aus. Der Ludwig kennt seinen Bruder Lenz und weiß, daß da jetzt nichts zu machen ist. Aber der Valentin mault auf, die Ohrfeige ist nicht nach seinem Geschmack. Schließlich murmelt der Lenz doch etwas in seinen kleinen Schnurrbart, das wie „Rotzbuben" und „Mutter müßte das nur wissen" klang und langt nach dem prachtvollen Seil, zerrt daran herum, muß nun lachen, was die Sünder wieder hoffen läßt, und sagt endlich: „Bindets enk an und dann passets auf!" So kommen die beiden zu ihrem ersten herrlichen Durchstieg, denn der Lenz greift am Block oben nur so herum und hat den Ausstieg im Nu. Sie haben gespannt wie die Luchse und machen es nun, vom Seil leicht unterstützt, ebenso. Hei! – war das ein schöner Sommer! Sie jodeln zu dritt! Ludwig und Valentin strahlen vor Glück, nur daß die eine Backe röter als die andere ist. Aber was macht das? Der Lenz ist doch der beste Kerl der Welt.

Der „beste Kerl" macht sich seine Gedanken in der Sonntagfrühe. Noch ein Bergsteiger in der Familie? Und Valentin, dessen Alter so ehrgeizige Pläne mit ihm hat ... Was wird der Ochsenwirt sagen, wenn er hinter die Berufswünsche seines einzigen Sohnes kommt? Ach was — die Buben hat's gepackt — wenn man sie so in ihrer Freude sieht — er hat sich ja auch nicht aufhalten lassen.
So lehrt er sie in seiner Freizeit, richtige „Sachen" anzupacken. Sie klettern, daß es eine Lust ist. Als der Valentin dann doch in Innsbruck ein G'studierter ist, der Ochsenwirt hatte „Studieren und Klettern" gesagt und damit einmal mehr seine Menschenkenntnis bewiesen, findet man ihn Sonntag für Sonntag in den Kalkkögeln, an der „Fleischbank" oder in den Laliderer Wänden. Mit ihm sind begeisterte junge Menschen aus Köln und Leipzig und Wien, die auf sturmumtosten oder im Mittagslicht prangenden Gipfeln das große Glück der Bewährung empfinden. Sie halten die Bergkameradschaft in hohen Ehren, diese tiefe Gemeinsamkeit im Erleben, dieses unbedingte Einstehen für den anderen. Ihr junges Leben bereichert sich in der herben und wildschönen Bergwelt und formt sich früh zu Tatbereitschaft, Verantwortungsbewußtsein und Mut. — Und der Ludwig? Er hat als Träger die Vorstufe zum Bergführer erklettert. Der Tag wird kommen, wo das Bergführerabzeichen am Rocke prangt, der glückliche Tag, der mit einem Mordsrausch endet, um unzähligen Tagen Raum zu geben, die einen schönen und harten Beruf ausmachen. Bergführer — Helfer und Betreuer der bergfreudigen Großstädter, die alljährlich in wachsenden Scharen in den Bergen Erholung und neuen Lebensmut suchen. Ihnen allen, den Gipfelstürmern und Jochbummlern, den Geübten und Anfängern, ist er Freund oder Lehrer. Und oft auch letzter Nothelfer. Von den Anfängen des Alpinismus bis auf den heutigen Tag gerechnet, hat er seinen unbestreitbar großen Anteil an den stolzen Erfolgen und schmerzlichen Niederlagen.
Von diesem Leben handelt dieses Buch. Von dem Leben in den Bergen, von dem mutigen Leben für die Berge. Es singt das Lied der Berge, es kündet von den tapferen Herzen der Pioniere des Alpinismus und der Bergforschung. Es ist ein Hoheslied des Mannesmutes.



Das Geheimnis

Geheimnisvoll, unheilbrütend und bedrohlich erschienen den Menschen der früheren Jahrhunderte die hohen Berge. Man hatte Angst vor ihnen, als seien sie die hochgebauten Horte alles Bösen. Diese Scheu erfüllte auch den Älpler. Wohl drangen Bären- und Gemsenjäger bis an die Kare vor, wohl lagen gute Almen in großer Höhe und öffneten Tiefblicke auf die Gletscherzungen und Einblicke in die Wände mit ihren Türmen und Graten, ihren Kaminen und Überhängen – allein, die Furcht hielt die Einheimischen ab, weiter vorzudringen. Die Fremden, darunter große Gelehrte, Dichter und Maler, hielten die drohenden Gipfel für unersteiglich und erhärteten diese Meinung in Berichten und Vorlesungen. So blieben die Berge jahrhundertelang unberührt. Manchmal kamen Kriegsheere unter schweren Strapazen auf den schon damals bekannten Paßstraßen, wie die am Brenner, St. Gotthard und St. Bernhard, heraufgezogen, um die Alpen zu überschreiten (zuerst der Feldherr Hannibal und viel später der General Bonaparte). Allein, die Schrecknisse eines solchen Überganges hielten von weiteren Versuchen ab. Hannibal verlor fast alle Elefanten und Pferde und den größten Teil seiner Soldaten, und selbst Bonaparte mußte seine ganze Autorität einsetzen, um seine todmüden Soldaten weiterzureißen. Am Pilatus – im Jahre 1518 – lief einmal bei einem wissenschaftlichen Versuch die Schar der Gelehrten auf halber Strecke davon, von Panik und Entsetzen erfüllt. Und doch – es kamen Alleingänger, die mit offenen Augen die Schönheit und erhabene Größe sahen. Diese Sonderlinge waren die ersten Künder. 1336 bestieg der Dichter Petrarca den 2000 m hohen Mont Ventoux in der Provence, und 1555 bezwang der Schweizer Geßner den Pilatus. Die erste große alpinistische Tat jedoch war die Überwindung des höchsten Berges Europas, des Montblanc, durch Jacques Balmat und Dr. Paccard am 8. August 1786. Der Bann war gebrochen. Er hatte nicht auf den Bergen gelegen, sondern auf den Seelen der Menschen. Die mittelalterliche Todesfurcht war überwunden worden durch den Geist der Freiheit. Nur drei Jahre später siegte derselbe Geist in der Französischen Revolution. Seither gab es immer mehr Männer, die aus eigenem Antrieb das taten, was ihnen ihr Gewissen oder ihr Verstand vorschrieben. Die geistige Freiheit des neunzehnten Jahrhunderts war der Schlüssel zu weiteren Erfolgen auch in den Alpen.

Es ist im höchsten Grade bemerkenswert, daß ein so strapaziöser Berg wie der „Monarch", der noch dazu nicht an einem Tage erstiegen werden konnte, zuerst fiel. Es war die Tat eines weltbekannten Gelehrten, des Schweizer Geologen Horace-Bénédict de Saussure, der seit seinen Jugendjahren in den Bann dieses großen Berges geriet. (Ihm ist ein besonderes Kapitel des Buches gewidmet.) Seit dieser Erstbesteigung ging es rasch voran. Schon 1800 folgte die Erstersteigung des Großglockners durch geistliche Herren. Und nun setzte eine Kette von großen Erfolgen ein, aus der wir hier die bedeutendsten Bergsiege nennen wollen:

1804	*Ortler*	*1855*	*Monte Rosa*
1809	*Triglav*	*1857*	*Mönch*
1811	*Jungfrau*	*1857*	*Wildspitze (Ötztal)*
1812	*Finsteraarhorn*	*1858*	*Eiger, Dom, Nadelhorn*
1822	*Ankogel*	*1861*	*Schreckhorn*
1824	*Tödi*	*1864*	*Cevedale, Marmolata, Adamello*
1832	*Dachstein*		
1841	*Großvenediger*	*1864*	*Königspitze (Ortler)*
1850	*Piz Bernina*	*1865*	*Matterhorn*

An diesen Siegen haben die Engländer einen großen Anteil.
1865 waren, zum größten Teil durch sie, 61 neue Gipfel erstiegen. 1861 gelangte Tyndall auf das eisgepanzerte Weißhorn, 1865 errang Whymper, der Maler, das Matterhorn. Aber um welchen Preis?! Dieser stolzeste Sieg der Periode der Erstersteigungen kostete in einem dramatischen Kampfe das Leben

von vier wackeren Kameraden. Die Engländer brachten sportlichen Ehrgeiz in das Bergsteigen. Zu ihrer Ehre muß aber gesagt werden, daß sie sich auch an der gründlichen Einzelerforschung in wissenschaftlicher Weise beteiligten. John Ball überschritt die Hauptkette der Alpen 32mal, die Querketten fast 100mal. Die Ergebnisse hat er gewissenhaft in seinem berühmten Handbuch festgehalten. Coolidge, der alpine Historiker, und die Gebrüder Smith zeichneten sich um die gleiche Zeit in das Ehrenbuch der Alpen-Erschließung ein.
Inzwischen waren die ersten Eisenbahnen der Alpen gebaut worden:

1854 Semmeringbahn
1867 Brennerbahn
1881 durchfuhr die Eisenbahn den Gotthard
1884 Arlbergbahn
1908 Seilbahn auf das Wetterhorn
1912 Jungfraujochbahn

Die Erforschung der Alpen war durch die Bahnbauten wesentlich erleichtert worden. Die topographischen Aufnahmen (also das Zeichnen der Landkarten) schritten rasch der Vollendung entgegen. Es gab 1900 bereits 197 Schutzhütten, die sich als wahrer Segen erwiesen. Sie wurden zum Standort der Führerkönige und Alleingänger, die nun auch in die abseitigen Gebiete eindrangen. Heß erschloß die Gesäuseberge, Wödl die Niederen Tauern. Mit den Julischen Alpen, weit im Osten, ist der Name Kugy eng verbunden. Und nun kamen die tollkühnen Kletterer unter Führung Guido Reys, der zwei wundervolle Bücher schrieb und hochbetagt im Jahre 1935 starb. Alpinismo acrobatico! Mit diesem Titel eines der Bücher sagt er alles: Bergakrobaten. Ihre Touren waren atemberaubend, ihre Pläne himmelstürmend. Es folgte die Zeit, in der Nadeln, Türme und Wände bezwungen wurden. Hier standen Österreicher und Deutsche, Russen und Polen, Engländer und Franzosen und nicht zuletzt die quicklebendigen Italiener Schulter an Schulter. Die tapferste und zielbewußteste Jugend Europas gab sich ein Stelldichein in Wänden, auf Grattürmen und in den traulichen Hütten.

Mit wenigen Ausnahmen waren die Erstbesteigungen auf der Linie des geringsten Widerstandes durchgeführt worden. Der Berg wurde mehr oder weniger sorgfältig erkundet, seine „schwachen Stellen" ausgemacht. So legte man die Nomalwege fest, deren viele bis auf den heutigen Tag Geltung haben. Die neue Generation aber verschmähte diese Wege, sie bestieg die Berge von der „verkehrten Seite": durch die schauerlichen Wände, über messerscharfe Grate, durch glitschige, wasserüberronnene Kamine und eisblaue Schluchten. Kein Anstieg war zu schwer, zu lang, zu gefährlich: er mußte gemeistert werden. Jahr um Jahr wuchs die Schar der jungen Bergstürmer. Die überwältigende Schönheit dieser ungebändigten, selbstherrlichen Alpennatur und die Freude am Wagnis, die Genugtuung überstandener Gefahren, machten das Gipfelglück dieser bergtrunkenen Jugend vollständig. Der Tod löschte so manches junge Leben aus. Für einige Sekunden zitterten die Weiterlebenden, um unerschrocken sich ihren Bergen wieder zuzuwenden. Ihr unbändiges Jungsein verlangte nach Bewährung. Jugend will heldisch sein, will unbedingt leben. Es sind nicht die schlechtesten Männer, die ihre sportlichen Taten ohne Zuschauer, ohne Beifall, ohne Siegerkranz durchführen. Um unsere Berghelden war das Schweigen einer unerbittlichen Natur, wenn die Elemente schliefen, und war tobender, zerreißender Aufruhr, wenn die Wetter mit Riesenfäusten auf das zerbrechliche Menschlein, das sich mit letzter Kraft um sein kleines Leben mühte, herniederschlugen.

So sagten die besorgten Alten: Was treibt euch zu solchem Wagnis? Was habt ihr davon? Hermann von Barth gibt die Antwort: „Ich habe meine Throne aufgeschlagen zwischen Himmel und Erde und habe geschwelgt im Wohlgenusse des Schauens einer weiten, wilden Welt." Wer nicht selbst auf hart erkämpftem Gipfel stand, der kann dies nicht ermessen, dem bleiben die letzten Antriebe fremd. Die Generation der Erstbesteiger hatte die Aufgabe der Erforschung und Erschließung. In ihrem Gefolge standen Gelehrte von Weltruf. Das eroberte Land wurde gemessen, verglichen, notiert. Die junge Generation hatte ihr tapferes Herz, da es nichts mehr zu notieren gab.

Gar viele Namen müßten hier festgehalten werden. Namen, deren Träger den letzten Einsatz wagten. Da sind Lammer und Winkler, die wagehalsigen Alleingänger. Zu ihnen gesellte sich Hans Pfann, der den Nordgrat des Monte Rosa im Alleingang bezwang. Preuß besiegte das Totenkirchl im Wilden Kaiser, und Blodig überschritt alle Viertausender der Alpen. Da sind die Lehrer Grohmann, Purtscheller, die Brüder Zsigmondy, Herm. von Barth, Mummery, O. E. Meyer, Güßfeldt, und da sind die Schüler: Willo Welzenbach, der mit Domenico Rudatis, dem Italiener, eines gemeinsam hat: die Basis eines wissenschaftlichen Alpinismus; die Brüder Dimai, die nach allerschärfster Arbeit die riesenhafte, überhängende Nordwand der Großen Zinne bändigten, die Brüder Schmid, die das Unmögliche wagten und die Matterhorn-Nordwand, eine der längsten und schwersten Wände, durchkletterten. Da sind Comici, Solleder, Lettenbauer, Tissi, Andrich, Faè, da sind Tausende guter Namen, die es verdienten, festgehalten zu werden. Darunter Bergführer, Einheimische, die als gute und zuverlässige Kameraden Freuden und Leiden mit ihren „Herren" teilten. Wer hörte nicht vom Springenschmid Sepp, vom Stabeler Much, vom Wechs Anton, vom Kederbacher?

So fielen also die furchtbaren Wände an den Grandes Jorasses, am Matterhorn, an der Großen Zinne, an der Civetta, am Triglav. So ergaben sich die kniffligen Nadeln mit den stolzen Namen Grépon, Guglia di Brenta, Montenaia, Vajolett und Aiguille du Dru. So wurden sie geritten und überlistet, die Grate und Kanten in der Pala, am Péterétgrat, am Dent Blanche, in der Bernina. Und auch die riesenhaften Eisflanken der Dome hielten nicht stand. Der „Monarch" mußte seine Brenva-Flanke dreimal preisgeben.

Wir schließen das Kapitel mit den Worten Ludwig Purtschellers:

Des Hochgebirges kunstvoller Bau, seine Schwierigkeiten und Gefahren fordern zu einem Wettstreit mit ihm auf. Es gilt zu zeigen, was das Übermaß an Zivilisation, was städtische Verkehrtheit, Unverstand und konventionelle Sitte noch Tüchtiges und Brauchbares an uns gelassen, was körperliche und geistige Energien aufzubieten vermögen.

Dieses Bekenntnis trugen die jungen Bergsteiger hinaus in die Welt, zum Everest, zum Kantsch, zum Pik Lenin, zum Illampu und beim Todesgang am Nanga Parbat.



BERGE DER HEIMAT

Der Ruf

Wie schön war dieser Bergsommer. Es gab wohl hie und da ein Gewitter, es gab auch tiefverhangene Tage mit Sprühregen und merklicher Kühle – aber es war bisher alles ohne Schaden abgelaufen. Die Wiesen standen in ihrer Pracht, fast meterhoch. Und auf den Almen gedieh das Vieh. Im Tal von Chamonix sah dieser Sommer des Jahres 1760 frohe Menschen. Die Gletscher standen hoch über dem Tal in flimmernder Luft und spendeten abendliche Kühle, wenn die Schatten länger wurden.

An diesem Morgen, in der Felsenge vor der schwarzen Wand, die den Taleingang bewacht, schritt ein hochgewachsener junger Mann in erwartungsvoller Erregung schnell und leichtfüßig durch die Schlucht. Sein heller fröhlicher Blick streifte kaum die säumenden Bäume. Sein Auge suchte weit voraus. Näher und näher kam jenes Waldstück über der brausenden Arve tief unten, das sich vor das Ziel seiner Sehnsucht schob. Aber dann war es erreicht, und der junge Mensch blieb gebannt stehen. Hingerissen und im Tiefsten angerührt stand er so. Denn vor ihm ragte, in ungeheure Höhen getürmt, der Montblanc, das Ziel – wohl tausende Male von Genf her erschaut, wohl hunderte Male erträumt. Sein Blick durchmaß die Runde, die erhabene Runde von Europas höchsten Bergen. Da standen die Pfeiler der Aiguille du Goûter und dort der majestätische Dom – Taconna- und Bossons-Gletscher fesselten für Augenblicke. Das trunkene Auge des Jünglings suchte weiter und fand, was in der Studierstube in Genf geordnet wurde.

So ging er schließlich zögernd weiter, durch helle Wiesen, die mit uralten Bretterzäunen den Weg eingrenzten, durch kleine Fichtengehölze und malerische Dörfchen. Er ging wie im Traum, zum ersten Male in seinem Leben von einem seltsam gehobenen Glücklichsein. Tags zuvor, im Tal der schnellfüßigen Arve, hatten seine Gedanken noch lange am Alltag seines Studentendaseins in der schönen Stadt Genf gehangen. Aber dann war auch das abgeschüttelt. Rüstig schritt er, die blendendweiße Lockung vor Augen, das lange Tal entlang. Abends machte er halt in Sallanches am Fuße des Gebirgsstockes. Es trennte ihn nur noch der steinige Aufstieg zur Felsenenge, aus der die Arve donnernd hervorschoß. In der armseligen Herberge brachte er seine Eindrücke zu Papier, in der Sprache Homers. Dann schlief er tief und traumlos.

Nun war er also im Tal von Chamonix. Vor ihm das vorläufige Ziel, Le Prieuré – die Hauptgemeinde. Eine Herberge gab es noch nicht – so klopfte er beim Pfarrer an, der ihn freundlich und hilfsbereit aufnahm. Der alte Herr wußte bald, daß sein junger Gast Horace-Bénédict de Saussure hieß, in Genf beheimatet und den hohen Ständen zugehörig war, Philosophie studierte, zwanzig hoffnungsfrohe Jahre alt war und ... das Ziel verschwieg der junge Mund. Auch in dieser Nacht schlief der Jüngling traumlos.

Schon der nächste Morgen sah ihn in Gesellschaft eines kleinen untersetzten Mannes mit lustigen Augen und struppigem Schnurrbart losziehen. Nur hinauf – hinauf! Pierre Simon führte ihn auf Montenvers, einen breiten Bergvorsprung. Sie hatten zurückgeblickt ins grüne und bebaute wohlig hingebreitete Tal und standen nun über dem Gletscher, talabgewandt. Im Angesicht des schlanken Dru.

Pierre war für diese Hochfahrt gut gerüstet. Ein breiter Schlapphut, tief ins Gesicht gezogen, deckte die lustigen und feurigen Augen. An den Füßen trug er eisenbeschlagene, klobige Schuhe. Sein Wams war derb, von selbstgewebtem Loden. In den Händen hielt er den starken, übermannshohen Bergstock. Wer sollte es wohl wissen, daß dieser lustige Pierre einmal der erste Führer im Chamonixtal werden sollte? Sein „Herr" dagegen war nach der städtischen Mode seiner Zeit gekleidet, bis auf die Schuhe, die aus derbem Leder gearbeitet, noch die feinen silbernen Schnallen der Städter trugen. Aber sonst? Weiße Strümpfe, enganliegende kurze Hosen aus gutem Tuch, ein langschößiger Rock, aus dessen Ärmeln die feinen Spitzen hingen. Ein zartes Halstuch, mehrfach geknotet, vervollständigte das Bild. Doch dieses Stadtkind sprang hinunter zum Gletscher und zog seinen rauhen Begleiter mit. Es ging von Spalte zu Spalte,

oft mußten sie hineinklettern, und jenseits auf Stufen, die Pierre mit der Axt ins blaue Eis hieb, wieder heraus. Sie turnten über schmale Grate – mitten im gewaltigen Eisbruch, in der Wirrnis von Spalten und Türmen, erlebte Horace-Bénédict zum ersten Male das Wunder einer Tour. Sein Pierre bekreuzigte sich und machte sich Vorwürfe, ihn von diesem Aberwitz nicht abgehalten zu haben. Aber ahnte er denn, daß auch er von dieser ersten Übungsstunde für sein Leben gepackt war? So turnten sie beide, von allen guten Geistern behütet, in ihr alpines Lebensschicksal hinein – froh und arglos.
Bald darauf betraten sie die Geröllfelder am Fuße des Dru. Horace-Bénédict hatte, ohne es zu wissen, den Weg geöffnet, den heute Tausende gehen. Doch das sollte sehr viel später erst Wirklichkeit werden.

Über „La Filia" stiegen sie ab. Die Gletscherzunge reichte damals noch bis zum flachen Talboden. Sie hatte ein schönes Tor, aus dessen grünschimmernder Dämmerung der Arveyron entsprang.
Auch in dieser Nacht schlief der Jüngling tief und traumlos.

Unter dem Gipfel des Brévent, auf halbem Wege, liegt die Hirtenhütte von Planpra. Sie hatte hohen Besuch. Ein Genfer Herr in feinen Kleidern und ein Mann aus Le Prieuré – unsere Freunde – baten um Speise und Nachtlager. Kaum wagten die Hirten eine Unterhaltung. Seit Menschengedenken war solcher Besuch nicht geschehen. Doch hochmütig war der Fremde nicht. Er befragte sie teilnehmend nach ihrem Leben und hatte für jeden ein freundliches Wort. Sehr zeitig am nächsten Morgen stiegen Horace-Bénédict und Pierre die sanften Weideflächen hinan bis zu den Felsabstürzen, die sie umgingen. Die Schlucht, die noch heute viel begangen ist, leitete sie zum flachen Gipfel. Viel später, im Jahre 1786, gedenkt der Mann in den besten Jahren dieser ersten Gipfelfahrt mit folgenden Worten:

„An dem schönsten und klarsten Tage stieg ich hinauf. Es war meine erste Hochalpenfahrt. Noch war ich nicht an das Schauspiel gewöhnt; so machte dieser Ausblick auf mich einen Eindruck, der niemals in meinem Gedächtnis erlöschen wird.
In einem einzigen Blick gewahrt man zugleich die sieben Gletscherströme, die sich ins Chamonixtal ergießen, die unersteiglichen Gipfel, zwischen denen sie entspringen, den Montblanc vor allem, der um so größer, um so erhabener wirkt, je höher der Standpunkt des Beobachters ist. Man sieht die ungeheuren Weiten von Schnee und Eis, deren blendenden Glanz man trotz der Entfernung kaum ertragen kann, die schönen Gletscher, die sich aus ihnen lösen wie starre Ströme, die zwischen großen Fichtenwäldern in gewundenen Schlingen hinunterstreben und sich auf die Sohle des Chamonixtales ergießen. Sind die Augen vom Glanz von Schnee und Eis ermüdet, so ruhen sie auf den Wäldern köstlich aus, deren tiefes Grün von den Eismassen absticht, die sie durchziehen, oder auf dem fruchtbaren lachenden Tal, das die Bäche bewässern, die aus den Gletschern kommen."

Wie also Horace-Bénédict in tiefes Sinnen versunken auf seinem ersten Hochgipfel stand, schlug wie der Blitz der Gedanke seines Lebens in ihn ein. Er hatte den Rätseln der Weltwerdung nachgegrübelt, hatte Geschautes mit Gewußtem verglichen, hatte gespürt, daß nur hier in den Alpen letzter Aufschluß verborgen ist, hatte sich gewünscht, wie der Adler, der dort im leeren Raume schwamm, hoch über dem Montblanc das Maß der Gestaltung zu schauen – und w u ß t e, daß alle Gipfel erstiegen und gemessen und erforscht werden mußten, voran der erhabene König der Alpen, der gegenüber in hehrem Schweigen stand. Im Glanze des ewigen Schnees, umflossen von den meergrünen Gletschern – uraltes Gestein, aus tiefsten Tiefen gehoben.
So stand er, der junge Genfer, mit dem Hute die Augen beschattend, Angesicht zu Angesicht mit dem „Monarchen", und schwor sich zu, den Riesen zu besiegen.
Kaum kam der gute Pierre seinem Herrn nach, so stürmte dieser zu Tale, um die rauhe Wirklichkeit eines Kampfes auf Leben und Tod zu beginnen.
Am nächsten Morgen lasen die Dorfbewohner von La Prieuré, von Les Houches und Argentière an der Gemeindetafel einen erstaunlichen Anschlag:

> „Monsieur Horace-Bénédict de Saussure aus Genf verspricht eine hohe Belohnung dem, der einen gangbaren Weg auf den Gipfel des Montblanc entdeckt."

Wußte der junge Saussure, daß er mit diesem Angebot den Antrieb für alle gab, die bisher nie daran dachten, ein solches Unternehmen zu beginnen? Ahnte er, daß er einen bisher nie gedachten Gedanken zum ersten Male aussprach, daß

er damit eine Entwicklung der Erdforschung einleitete, die vorher nicht für möglich gehalten werden konnte? Er hatte gegen sich fast alles, für sich nur einen begeisterten Freund – Pierre. Er wäre nicht jung gewesen, wenn ihn nicht auch das Abenteuer gelockt hätte. Später schrieb er: „.... so wie die Gefahren den Spieler locken, den Krieger, den Seefahrer und in gewissem Maße auch den Naturforscher in den Alpen, dessen Leben in mancher Hinsicht dem des Gemsenjägers recht ähnlich ist."

Saussure kam es nicht auf sportlichen Ruhm an. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war ein solcher Ehrgeiz unbekannt. Er handelte, wie ein Adliger um diese Zeit handeln mußte: er beauftragte um eines höheren Zieles willen Bergler, die spurend und suchend der Wissenschaft den Höhenweg ebnen sollten. Sein Werk galt der Vervollkommnung des Bildes der Erde. Der junge Philosoph war einer Berufung gefolgt, die ihm Weltruf eintragen sollte: er wurde der Begründer der Alpengeologie. Mit seinem Anschlag an der Gemeindetafel jedoch ist er der geistige Urheber der Ersteigung des Montblanc geworden.

Der Gelehrte

Oft kehrt Saussure zurück ins Tal von Chamonix. Er besteigt die mittleren Berge der Runde, er bereist die Täler ringsum und hält fest, was dem forschenden Auge im Dienste einer Wissenschaft begegnet. Auf welchem Gipfel er auch immer steht: sein erster Blick gilt dem Montblanc.

Die Jahre eilen hin. Längst ist er Professor. Sein Anschlag am Schwarzen Brett vergilbt und zerflattert mit dem Winde. Es bleibt still in den Alpenlanden: noch ist es nicht Zeit, noch halten Aberglaube und Furcht die Gemüter im Bann. Für die Bauern und Jäger, für die Hirten und Geistlichen ist ihrer Väter Glaube Gewißheit: der mächtige Berg ist unbesteigbar. Wohl versucht Pierre Simon zweimal, den Schlüssel zu finden. Die eine Tour führte vom Mer de Glace zum Glacier du Taeul. Von hier aus ging es nicht weiter. Und der andere Weg zog sich über die Montagne de la Côte bis in furchtbare Eistürmungen, die endlich Halt geboten. Pierre hielt Saussure die Treue. Er versuchte es immer wieder. Allein – Todesmut besaß er nicht. Das Eis, der unendliche Schnee, die Schrecknisse der Gletscher hielten auch die in Schach, die über Mut, Ausdauer und Orientierungssinn verfügten. Die Hemmungen lagen in der menschlichen Seele begründet. Der Mensch dieses Jahrhunderts war nicht frei. Es dachten und handelten stets Höhergestellte für ihn, er war an das Gehorchen, nicht an das freie Handeln gewöhnt. Er besaß nicht den Mut aus freiem Antrieb.


Horace-Bénédict de Saussure

Wohl wußte man, daß eine „Leiter" aus Stein sehr weit in die Höhe führte, die Montagne de la Côte. Ihr vertraute man, da das Gehen im Fels allen Jägern und Wildschützen geläufig war. Allein sie reicht zwischen den großen Zungen der Gletscher nur an den unteren Saum des schweren Hermelinmantels. Hoch über ihm leuchtete das weiße Haupt, urwelthaft fern. So vergaß man den Anschlag an der Gemeindetafel.

Fünfzehn Jahre blieb es nun ganz still um den Monarchen. Saussure trieb seine Forschungen voran und zerschlug mit dem Hammer tausend und aber tausend Steine. Ihre trübe oder glänzende, helle oder dunkle Beschaffenheit ergänzte nach und nach sein geologisches Weltbild. Saussure stritt nicht, er bewies. Und unterhöhlte langsam und sicher die alten Theorien. Und ward der Meister einer neuen Erkenntnis über das Werden dieser Welt. Er beklopfte ringsum den Berg seiner Sehnsucht, er umkreiste die ganze Kette und blickte immer wieder auf zu ihm: von Verlangen voll. Eine leise Traurigkeit ist in ihm. Was dem Jüngling so nahe erschien, ist dem reifen Manne in die Ferne gerückt.

Daheim in der schönen Stadt Genf steht er oft stundenlang am Fenster, den Blick verloren in die Ferne gerichtet. Seine Frau bangt sich um ihn. Sie ahnt, daß der ferne Berg Gewalt über ihren Mann hat. Jede Heimkehr aus dem nahen Berg ist für die liebende Frau nur ein Aufschub. Sie glaubt nicht, daß das

ewige Eis einen Menschen freiläßt, der sich in seine Regionen begibt, aber sie verschließt ihre Ängste in ihrem Herzen. Die bedrückende Spannung bleibt.

1775 werden neue Vorstöße unternommen. Mehrere Älpler, darunter ein Sohn der ersten Gastwirtin aus Le Prieuré, waren hinaufgezogen und hatten unterhalb der Zunge des Tocanna-Gletschers übernachtet. Aber dann war ihnen im Schneetal hoch oben der Mut vergangen. Die dünne Luft hatte sie gelähmt, die Sonne ausgedörrt, die Bergkrankheit erfaßt. So waren sie, stark ermattet, umgekehrt.

1783 wurde der Versuch auf dem gleichen Wege wiederholt. Allein — die gleichen Erscheinungen erschreckten die Bergler. Einer von ihnen wurde von einer unerklärlichen Schlafsucht — die Folge der dünnen Luft — befallen, so daß er nicht weiterkonnte. Das entmutigte die anderen. Sie waren etwa 3600 m hoch gestiegen und hatten noch 1200 m über sich. Es ist seltsam: Welcher geübte und gesunde Bergsteiger wird heute in dieser Höhe bergkrank? Es kann nur so sein: das mangelnde Selbstvertrauen war die Ursache. Und das ist erklärlich. Es fehlte am Beispiel! Heute weiß jeder Bergsteiger, daß die Berge vor ihm hunderttausendmal erstiegen sind, daß die dünne Luft hemmt, jedoch nicht tötet, daß jeder noch so schlimme Schnee überwindlich ist. Daran sollten alle denken, wenn sie über jene ersten Männer urteilen, die ein ganzes Jahrhundert, ja viele Jahrhunderte zu überwinden hatten, um mit der Furcht in der Seele fertig zu werden. Der Bergsteiger von heute geht seelisch ungehemmt den Weg, den die ersten Pioniere bahnten.

1784 — zwei Führer steigen mit Bourrit auf, den die Kraft am Fuße der Aiguille du Goûter verläßt. Die Führer klimmen weiter, sie erreichen die Felsen am Fuße der Bosses und stehen auf dem Grat, 500 m unter dem Gipfel des Montblanc. Saussure erfährt es, neue Hoffnung erfüllt ihn. Ein Jahr später sitzt er mit Bourrit, dessen Sohn und mehreren Führern in der Steinhütte, die am Fuße der Aiguille du Goûter errichtet wurde. Die Bourrits leiden sichtlich schon hier unter Luftmangel. Sie verzögern den Aufstieg. Auch dieser bleibt stecken.

Die Sieger

1786 — das Jahr der Entscheidung ist gekommen. Man weiß jetzt: der Berg ist sturmreif. Die letzten 500 m sind zu schaffen, wenn Eisverhältnisse, Wetter und Verfassung des Bergsteigers im Einklang stehen. Die Frage des Weges bleibt offen. Welches der abweisenden Bollwerke ist das schwächere: Montagne de la Côte oder Aiguille du Goûter? Der „gute Pierre" war tot. An seine Stelle war der Bauernsohn Pierre Balmat getreten, der Saussure schon einige Male geführt hatte. Unter seiner Leitung stieg eine Schar über die Aiguille, eine andere über die Côte auf. Balmats Weg war der wesentlich schwerere und längere, er kam erst anderthalb Stunden später auf dem Dôme, dem vereinbarten Treffpunkt an. Vereint wandte man sich nun dem Bosses-Grate zu. Der wies die auf mancher Fahrt hart gewordenen Männer ab. Es traute sich keiner auf die schmale



Jacques Balmat

Schneide; zur Rechten stürzten die Hänge 2000 m, zur Linken 600 m tief in den Abgrund. Die Männer wußten nicht, daß sie vor der Lösung standen. Sie kehrten enttäuscht um. Nur einer — Jacques Balmat — blieb noch. Er wendete sich nach links und strebte allein über das Grand Plateau, das er von der Umkehrstelle überschaut hatte. Er sah die beiden Rochers Rouges, sah den Firnhang zwischen ihnen und erkannte den damals allein gangbaren Weg. Balmat hatte nun Gewißheit . . .

Auf dem Abstieg überfielen ihn Nacht und Hagelschauer. Vor einer breiten Spalte, die er nicht mehr sehen konnte und die sein langer Bergstock ertastete,

machte er halt. Er bereitete sich, überschüttet vom treibenden Schnee, ein Lager aus seinen Schneereifen und dem Rucksack. So überstand er die Nacht. Dann stieg er, immer noch aufmerksam und ungebrochen, nächsten Tages vollends ab, heim nach Les Pèlerins.

Aber noch einer kennt den Weg: Dr. Paccard, der Arzt. Er hatte mit einem guten Fernrohr die Aufstiegsroute ausgemacht, wenigstens schien es so. Balmat verband sich nun mit Paccard. Beide wurden jedoch auf eine harte Probe gestellt: es regnete lange, und dann gab es Schnee.

Der 7. August zog herauf. Es war ein schöner Tag, und die Männer hatten nichts auszustehen. Sie lagen am Abend unter den Blöcken der Côte, gut beschützt. Sie fühlten sich frisch und schliefen gut.

Balmat führt Paccard am nächsten Tage durch das Labyrinth der Eisbrüche über den Lagerplatz, hinüber zum Schneehang zwischen den gewaltigen Rippen der Rochers Rouges. Es wird ein saurer Anstieg. Die Sonne brennt unbarmherzig auf die beiden Männer hernieder, die Lungen arbeiten keuchend, die Knie zittern. Dann wird das Spuren, bei dem sie sich abwechseln, leichter. Der Hang legt sich zurück. Aber es bleibt der quälende Luftmangel. Sie müssen oft stehenbleiben, aber sie wissen, daß sie nun nichts mehr aufhalten kann. Von Chamonix aus verfolgte man jede ihrer Bewegungen. Abends — 23 Minuten nach 6 Uhr — betreten sie den Gipfel. Seit 15 Stunden sind sie unterwegs. Sie sind schwach, aber sie sind glücklich. Europas höchster Berg gehört ihnen. Balmat, der alle an Mut und Kühnheit übertraf, hatte sich gelöst von der Last unbefreiten Wollens. Um die Zeit, da sie der höchsten Erhebung des Gipfels zustrebten, starb im Tale sein Töchterchen Judith ...

Spät in der Nacht erreichten sie ihre Beiwacht auf der Côte. Und am nächsten Morgen, gegen 8 Uhr, kamen sie nach Chamonix mit verbrannten Gesichtern, todmüde und völlig ermattet, Paccard außerdem schneeblind. Wir wissen nicht, was ihnen dort begegnete und was sie empfanden. Vielleicht — ja sicher — sind sie sich der Größe ihrer Leistung und der Weltbedeutung ihrer tapferen Tat noch nicht bewußt gewesen.

Ein Jahr später saß der Forscher Saussure in seinem Landhaus am Genfer See am Schreibtisch. Er schrieb mit der Gänsefeder das Credo seiner Leidenschaft: Er war auf dem Montblanc gewesen. Er hatte alles durchlebt und durchlitten, was den Besteigern vorbehalten war. Dieser Berg verschenkte sich nicht. Saussure hatte das Gewicht seiner Persönlichkeit einsetzen müssen, um alle weiterzubringen und mitzureißen. Aber dann war der Gipfel ihnen — ihm — dem Anreger und Förderer, dem Gelehrten und Pionier.

Er schließt das Kapitel seines Lebens:

„Am stärksten durchströmte mich das köstliche Gefühl, die Unruhe weichen zu sehen, von der ich ergriffen war, denn die Länge des Kampfes, die Erinnerung daran, ja, das noch immer brennende Leid, das mich dieser Sieg gekostet hat, versetzten mich in seltsame Erregung. In diesem Augenblick, da ich den höchsten Punkt des Schnees erreichte, der den Gipfel krönt, stampfte ich ihn mehr im Gefühl des Zornes als der Freude ... Doch gab mir das große Schauspiel, das ich vor Augen hatte, eine lebhafte Genugtuung. Zwar entzog mir ein leichter Dunst, der in den unteren Luftschichten hing, den Anblick der tiefsten und fernsten Dinge, wie etwa der Ebenen Frankreichs und der Lombardei; aber ich beklagte diesen Verlust nicht allzusehr. Was ich sehen wollte und in großer Klarheit sah, war das Gesamtbild aller der hohen Gipfel, deren Lage ich seit langem zu erkennen trachtete. Ich traute meinen Augen nicht, es schien mir wie ein Traum, als ich die erhabenen Gipfel mir zu Füßen sah, die furchterregenden Aiguilles, den Midi, die Argentière, den Géant, deren Sockel allein schon nur unter Schwierigkeit und Gefahr für mich erreichbar gewesen war. Nun erfaßte ich ihre Beziehungen, ihre Zusammenhänge, ihren Bau, und ein einziger Blick beseitigte Zweifel, die Jahre der Arbeit nicht hatten aufhellen können."

Horace-Bénédict de Saussure schließt seinen Bericht:

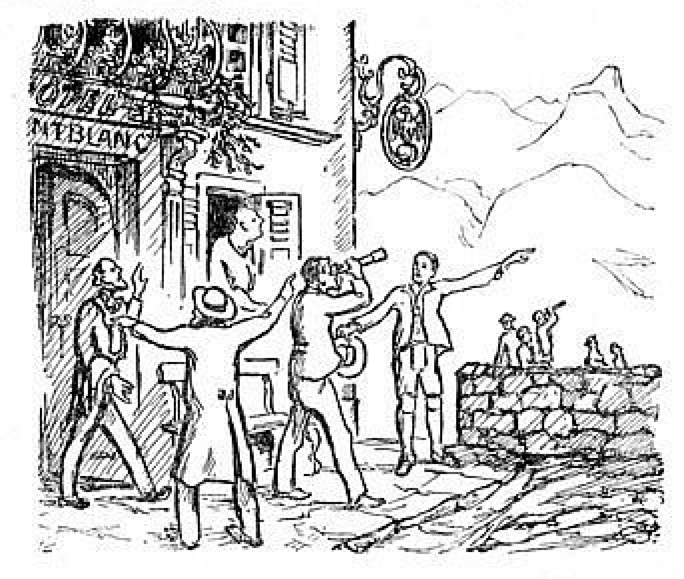
„Ich blieb, einiger vergleichender Beobachtungen wegen, noch den nächsten Tag in Chamonix. Dann kehrten wir alle glücklich nach Genf zurück, von wo ich den Montblanc mit wahrer Freude wiedersah, ohne der leidvollen Unruhe zu verfallen, die er mir früher brachte." —

Hier schließt die Geschichte eines beispiellosen Ringens. 27 Jahre waren seit jenem Tage vergangen, da der Jüngling das Chamonixtal betrat, da der Ruf an ihn erging. Der reife Mann brachte sein Herz zur Ruhe mit der Erfüllung seiner Sehnsucht. Der Ruf kehrte sich, nach langem Wege, in sein Echo um.

Hell aus dieser Zeit leuchtet herüber in unsere Tage das Bild von Jacques Balmat, des Helden vom Montblanc.

Der Weg, den das Wiesel ging...

Wieder war heller Sommer in Chamonix. Seit der fremde Jüngling ins Tal gewandert kam, verflossen lange achtzig Jahre. Der Herr de Saussure ruhte längst von seiner Erdenreise aus, man wußte nicht einmal, wo sein Grab war. Wie hatte sich doch alles seitdem verändert. Jeder Ort des sonnigen Tales hatte seine Hotels. Der ersten Führergeneration war die zweite und dritte gefolgt. Die Berge hatten ihre Toten gefordert. Mit den Fremden, vor allem mit den Engländern, war Wohlstand in die kleinen Orte des Tales eingekehrt. Es ließ sich leben. Man war einige Male auf dem Montblanc gewesen. Die Tour galt immer noch als hohes Wagnis und hatte an Schrecken, besonders seit dem Unglück, das die Hamelsche Gruppe im Jahre 1820 betroffen hatte, nichts verloren. Damals wehrte sich der „Alte" mit einer Grundlawine, der drei Bergführer zum Opfer fielen – die ersten Toten am Montblanc. Noch



immer führte der Weg zwischen den beiden Roten Felsen oder rechts vom rechten hinauf, in arger Steigung, ständig lawinenbedroht.

Nun schrieb man das Jahr 1841. Zu denen, die auf dem Montblanc gewesen waren, gehörte der alte Marie Couttet. Er war mehrmals den Todesweg gegangen und mit gedankenschwerer Stirn zurückgekehrt. Es müßte sich doch ein neuer, ein guter Weg finden lassen. So stieg er allein in der Bergwildnis umher, prüfte, verwarf und suchte verbissen von neuem. Und wie vor 80 Jahren den jungen Saussure der Blitz der Erkenntnis traf, so schlug auch unvermittelt der Gedanke in Couttet ein, nahm Besitz von ihm, um ihn nie wieder loszulassen. Obwohl man mit den Fernrohren der Hotels den Alten hoch oben auf dem Grat nahe der letzten Kuppe sah, glaubte man ihm nicht, daß er den Schlüssel gefunden hatte.

Da saß er nun, der alte Couttet, nahe seinem 80. Lebensjahre, verbittert und unzufrieden mit sich und der Welt. In den letzten Jahren hatte er das Schusterhandwerk erlernt, recht und schlecht, weil niemand den Alten zum Führer nehmen wollte. Was ihn am meisten verdroß, war sein Spitzname. Und wie er darüber nachsann, ertönte es schon wieder, dieses „Moutelet, Moutelet!" Aus hellem Kindermunde und nicht so boshaft gemeint. „Wiesel, Wiesel!" Auch diesmal wieder warf er den Hammer in die Ecke, sprang flink wie ein Wiesel durch die Tür und den flüchtenden Rotzbuben hinterher, fauchend, sprühend – aber ohne jeden Erfolg. „Moutelet, Moutelet!" Das hatte er nun davon. „Moutelet, Moutelet!" Kinder sind grausam. Der Alte war so hilflos und wußte es nicht, wie sehr er den Buben hätte imponieren können, wenn er sie nur ein kleines bißchen in seine großen Gedanken eingeweiht hätte. Ach – es war ihm alles verleidet.

Er band seine schmutzige Schürze ab. Leider kann man es nicht verschweigen: das „Moutelet" war ein dreckiger Kerl. Schmierig war seine struppige Bartwildnis, aus der die spitze Nase hervorstach, völlig verkommen die Joppe, und was er an den Füßen trug, waren elende Wracks, gerade noch als ehemalige Bergschuhe erkenntlich. – Das Wiesel schlurfte zum Kirchplatz; zum Besohlen fehlte ihm nach dem Ärger die Lust. Auf dem Platz standen in der letzten Abendsonne die reichen Fremden in Gruppen müßig umher, die Shagpfeife schräg zwischen den Lippen – die Engländer, elegant und lebhaft, mit Spitzbart und seidenen Schlipsen die Franzosen. Unweit von ihnen, in ständiger Erwartung, saßen die Bergführer in Bereitschaft. Es war die Stunde, da Bergtouren vereinbart wurden.

Moutelet – pechstinkend und unsicher, schob sich heran, drehte verlegen sein speckiges Hütel in den grauen Händen, hüstelte und konnte keinen Anfang finden. Bis einer ihn fröhlich anfuhr: „Was soll's – Alter?" „Laßt mich Euch führen, Herr!" – Das gibt Grund zu gutmütigem Gelächter. „Na – na – mein Alter! In Euren Jahren – Wohin soll's gehen?" Moutelet holt Luft, stolz sagt er schließlich: „Auf den Montblanc, auf neuem Wege, Herr! Und ganz lawinensicher." Ach – das Lachen ist nun nicht mehr gutmütig, es ist Hohn. „Du – Alter?!" Und die selbstgefällige Lache wird weitergetragen, hinüber zu den wartenden Führern, die breit und obendrein witzelnd einstimmen.

So fragt er sich durch – rund um den Dorfplatz herum. Zuletzt weint der Alte – vor Scham und Empörung. Was nützt ihm der Trost, daß sich allem Großen in der Welt Verkennung, Geringschätzung und Neid entgegenstellten? Er hat sich ganz allein in das Lesen und Schreiben, mühselig genug und nur seiner zähen Natur folgend, gefunden und weiß um Undank und Vorurteil, wie es in den alten Geschichten steht. Daß aber sein armes Leben bald zu Ende geht, spürt er. Wie die brennende Scham, so leid ist ihm sein herrlicher Gedanke, der mit ihm ins Grab gelegt werden wird.

So war es also auf dem Dorfplatz, so war es, wenn er den Bergsteigern folgte und sie anflehte, sich von ihm – ohne Lohn – auf den Monarchen führen zu lassen. Immer Gelächter, Hohn oder spottlustige Abwehr. Er sank immer tiefer in seinen Gram.

Doch einmal ist das Gefäß, das Tropfen um Tropfen aufnimmt, voll, einmal läuft es über. Der letzte Schritt des Verzweifelten war – *die befreiende Tat.*

Auf dem Felsen der Grands Mulets liegen die „Herren" und Führer um das Feuer. Der verrußte Kessel brodelt. Der Abend senkt sich nun sehr rasch hernieder, nachdem die Sonne unter den Horizont tauchte, der weit draußen im Westen in fließendes Gold zergeht. Da kommt noch einer, ein Nachzügler. Langsam setzt er Schritt um Schritt in den Firn, sehr sicher, sehr geübt. Es ist das alte Wiesel, oben mit seinem Spitznamen unter Johlen und Gelächter begrüßt. Doch diesmal ist das Gleichgewicht des großen Vorsatzes in ihm, der Spott berührt ihn nicht. Er schnauft ein wenig, blickt ruhig in die Runde, grüßt artig und legt sich nieder, um sinnend hinüber in den Schlaf zu gleiten. Er – der Alte vom Montblanc – schläft, während die Fremden, von der Kühle angerührt, die Nacht verplaudern.

Der Morgen steigt herauf. Noch ist es dunkel, als man aufbricht. Der eisige Firn knirscht unter den Tritten. Gespenstisch ist alles um diese kalte Stunde, die ein seltsames Unlustgefühl erweckt. Doch wird das abgeschüttelt, die Nerven sind auf das Ziel gespannt, die körperlichen Funktionen kommen wieder ins Gleichgewicht. Vor den Männern liegt das weiße, weite Grand Plateau. Doch oben flammt mit einem Male der Gipfel im gleißenden Morgenlicht. Die Sonne geht auf.

Da erinnert man sich des Alten. Doch der steht, nun wieder erkennbar, weit drüben und mißt den Weg der Gesellschaft mit dem Blick ab. Dann hebt er den Kopf, zieht die scharfe Morgenluft in die Lungen und betritt, ein wenig schwankend, seinen Schicksalsweg ...

Der Hang zwischen den Roten Felsen holt das Letzte aus den Bergsteigern. Nun zischt und sprüht das Eis über die scharfe Neigung, hinunter auf das Plateau. Die Äxte fahren auf und nieder, Stufe um Stufe. Die Knie zittern, der Atem geht keuchend, und wie Blei liegt die Schlafsucht auf den Lidern. Einmal ist auch diese Anstrengung zu Ende. Die breite Firnschulter über dem roten Felsen ist erreicht, der Hang legt sich rückwärts. Doch nun können die Augen, brennend und zusammengepreßt, die Helligkeit nicht fassen, der Geist ist ausgeschaltet, man ist hart am Ende der Kräfte angelangt. Langsam spurend schieben sich die Männer vorwärts, aufwärts, langsam – langsam. Heller Ruf! Wie angewurzelt steht die Schar. Vom Gipfel herab kommt einer, watend, gemessen, sicher. Es *ist das Wiesel.* Um ihn ist die Würde des Siegers, jetzt, als er seinen großen Hut zieht und sich verbeugt. Er blickt hinunter auf die Zweifler, die Kleingläubigen, die Spötter – selbst ohne Spott. *Seine Stunde ist zu groß dafür.* Er steht nun im gleißenden Licht, erhöht nach Verdienst, belohnt von einem tiefen Glücksgefühl. Der Achtzigjährige weint ...

Die große Stunde seines Lebens! Was galt jetzt noch das Äußere seiner verkommenen Gestalt? Wen störte nun noch seine spitze Nase, die pechgeschwärzte Bartwildnis. Marie Couttet war der dritte Held vom Montblanc

geworden – im Alleingang über einen Grat, der alle vor ihm bis ins Tiefste erschreckte und zur Umkehr zwang. Als er sich löste von allen und allem, um seinen todeinsamen Weg zu gehen, hatte er, der armselige Schuster von Chamonix, seine Seele in das Licht des Unermeßlichen gehoben.

Heute gehen sie alle seinen Weg, den Weg über den schönsten Grat des Montblanc. In weich geschwungener Linie führt er aus dem Domjoch über die beiden Bosses, steilt sich in den Himmel, der tiefblau über dem majestätischen Haupte hängt, und verfließt sanft in die Firnkuppel. Er führt bei gutem Wetter den Bergfreund sicher auf den Gipfel. Bei Nebel und Schneesturm ist er nicht zu verfehlen; er leitet den Bergsteiger mit der zwingenden Formung des Grates. Dessen Steilheit hatte selbst den tapferen Balmat abgeschreckt. Das Wiesel hatte sich nicht gefürchtet. Die „Arête des Bosses du Dromadaire", wie heute dieser Weg heißt, ist seit 1874 die meist begangene Route auf den „Weißen Berg".



Montblanc: Brenvaflanke

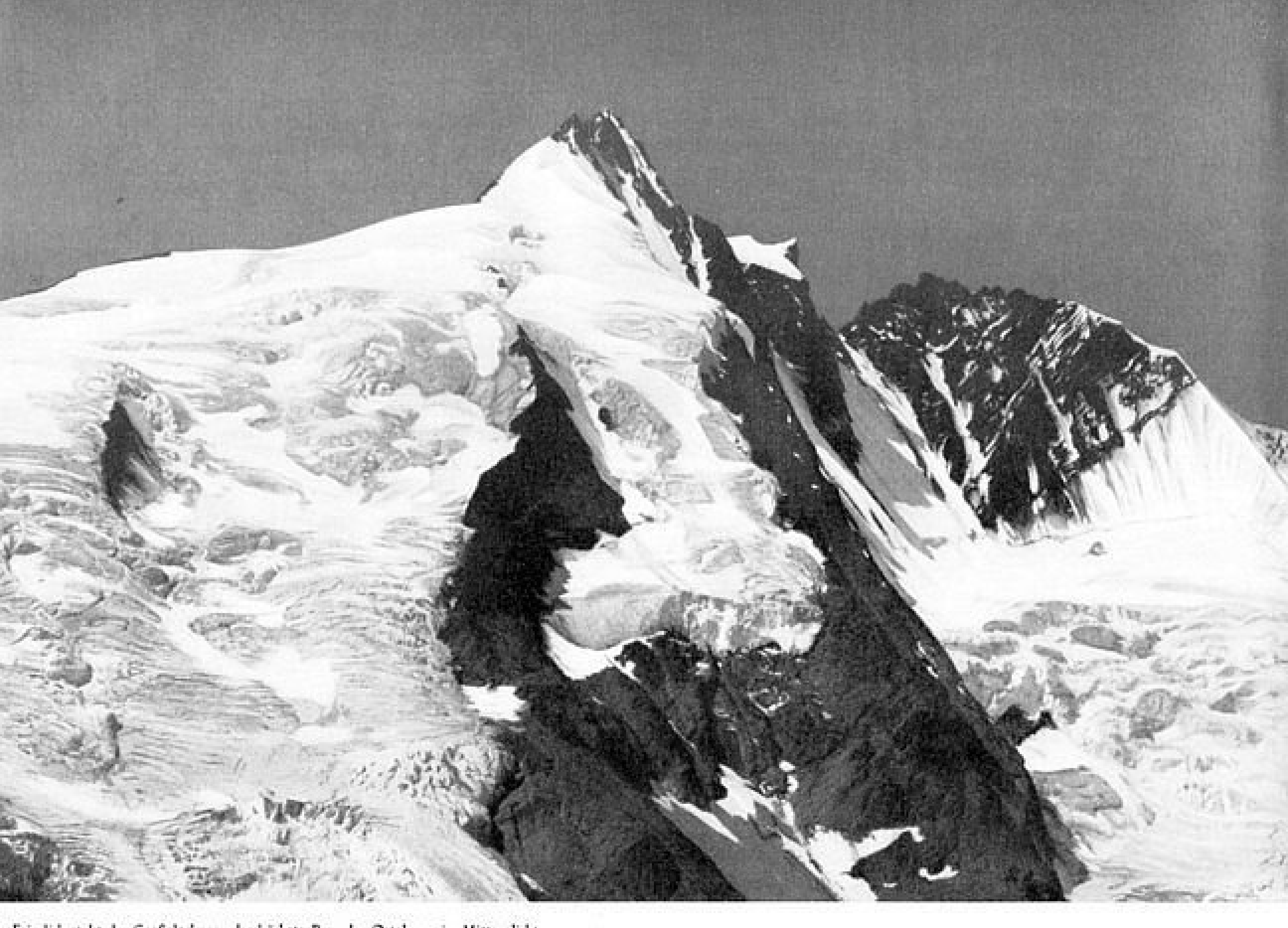
1 = Mooreweg 1865 1A = Güßfeldteinstieg 1892 2 = Sentinelle-Rouge-Führe 1927 3 = Montblanc de Courmayeur-Ostwand 1928



Kühn schwingt sich der Weg, den das »Wiesel« fand,
über den Bosses-Grat zum Haupte des »Monarchen«



Der Weg Balmats zum Gipfel des Montblanc zieht sich
über das Grand Plateau und zwischen den dunklen Felsrippen
der Rochers rouges empor (in der Bildmitte)



Feierlich steht der Großglockner - der höchste Berg der Ostalpen - im Mittagslicht

A u f t a k t

Die Eroberung des Großglockners, die von dem Fürstbischof von Gurk, Altgraf Salm, ins Werk gesetzt wurde, ist für die Ostalpen von gleicher Bedeutung wie die Besteigung des Montblanc in den Westalpen. Mit der Bezwingung des Riesen war der Bann gebrochen. Auch diese Erstbesteigung war eine alpine Großtat. Sie vollzog sich in zwei Abschnitten. 1799 gelangte man, wenn auch mit Mühe und Not, auf den Kleinglockner, und ein Jahr später, mit den Erfahrungen des ersten Versuchs, auf den großen „Klockner", für dessen Besteigung Hacquet schon 1799, also in den Tagen der Montblanc-Versuche, brauchbare Vorschläge machte.

Valentin S t a n i g , einem jungen Kaplan, gebührt der Ruhm, als erster den höchsten Punkt erreicht zu haben. Stanig hat danach viele Gipfel erstmalig bestiegen, darunter den Watzmann. Er war auch an einer Begehung des Terglou oder Triglav beteiligt. Der junge Mann ist als einer der ersten Alpinisten großen Formats in die Geschichte des Alpinismus eingegangen.

Zuerst waren zwei Bauern aus Heiligenblut beauftragt worden, einen gangbaren Weg zu suchen, dessen Beschaffenheit eine spätere Besteigung möglich machen sollte. Sodann plante man, halben Weges eine einfache Hütte zu bauen. Man sieht, der alte Fürstbischof war ein gründlicher Mann.

Diese Vorbereitungen wurden pünktlich durchgeführt. Die beiden Bauern erhielten die Ehrennamen Glockner, weil sie bis auf die kurze Strecke von einer halben Stunde unter den Gipfel gelangt waren. Ein Schneesturm hatte sie zur Umkehr gezwungen. Beim nächsten Versuch war die gewonnene Höhe noch größer, allein schon dabei zeigte es sich, daß die letzte Strecke sehr mühsam mit technischen Hilfsmitteln erkämpft werden müsse.

Die Hütte war sehr klug gesetzt worden. Sechs Stunden von Heiligenblut entfernt und drei Stunden unter dem Gipfel. Zu ihr waren am 19. August 1799 dreißig geistliche Herren und Bauern aufgebrochen. Neun Personen ritten einheimische Pferde, die übrigen trugen die Lasten. Die Vorstellungen der damaligen Zeit über die zum Leben notwendigen Nahrungsmittel muten uns heute geradezu paradiesisch an. Gewaltige Lasten an nahrhaftem Proviant wurden mitgeführt, den Wein nicht zu vergessen. Während der Bergsteiger von heute einige Hände voll Nüsse, Backobst und Zwieback mit sich führt und seinen Durst mit reinem Quellwasser löscht, schleppten sich die damaligen mit unüberschbaren und hindernden Lasten herum. Es wurde dann auch auf der Bergreise des Fürstbischofs mächtig gegessen und getrunken. Der Chronist hebt das an vielen Stellen seines Berichtes hervor. Selbst die feine Ananasfrucht fehlte nicht. „.... bewirtete uns so köstlich, als speiseten wir in des Fürsten Palast in Klagenfurt. ...auch in der Folge unseres Aufenthaltes aß man da so köstlich, als man vielleicht noch nie auf einer Alpenhütte gegessen haben mag."

Munter und froh war man aufgebrochen, von den Segenswünschen der Heiligenbluter begleitet. Der Weg stieg rasch bergan. Bald war die Gesellschaft in die Bergwildnis eingedrungen. An steilen Gründen vorbei, über rauschende Bäche und weite Almen zog man höher und höher. Inmitten der blühenden Welt geriet man plötzlich in ein Hochgewitter, das selbst berggewohnte Bauern zum Schaudern brachte. In wenigen Augenblicken waren alle bis auf die Haut durchnäßt. Sie schienen in eines strömenden Wassers Mitte zu stehen. Die Hütte lag noch anderthalb Stunden weit entfernt. Doch auch das ging vorüber, und so saßen die Männer einige Zeit später auf dem Boden der Hütte, froh, nun ein Dach über dem Kopfe zu haben. Es wird von dem zweiundsiebzigjährigen Greis Baron von Wulfen berichtet, der einen rührenden Anblick geboten habe, wie er auf einem Häuflein Hobelspänen patschnaß und doch besten Mutes saß. Die geistlichen Herren, darunter ein Fürstbischof, hielten mit den Bauern gute Hüttengemeinschaft während der nächsten Tage, die, von Stürmen durchbraust, mit Schnee und Hagel das Hüttlein belagerten.

An einen Aufstieg zum Großglockner war zunächst nicht zu denken. So schlichen die Stunden dahin und die Stimmung sank. Des Nachts schüttelte der Sturm das Hüttchen so, daß die Insassen mehrmals in Unruhe gerieten. – Am 22. August klärte das Wetter auf. Nachmittags 2 Uhr rückten die rüstigsten Steiger aus, um in geschlossener Kolonne den Berg anzugehen. Voran zwei Bauern mit einer langen Stange, um den Weg zu sondieren. Überall lag Neuschnee, der das Vorwärtskommen erschwerte und die Spalten verdeckte. Schon

bald war es den Männern klar, daß sie zu ernster Bergtour ausgerückt waren. Auf steilem Gletscher, mit Trümmern übersät und durch Neuschnee unklar gemacht, näherte man sich über den Rücken des Grates dem Felsaufbau. Bald war die Scharte erreicht. Die Steilheit nötigte sie, auf allen Vieren zu kriechen. Ihre Lage war hart geworden. Selbst den Bauern mußte herzhaft zugesprochen werden. Todmüde, im heftigen Gipfelsturm, unvollkommen ausgerüstet, in unzweckmäßiger Kleidung und ohne jede Erfahrung kämpften sie sich Meter um Meter an den Gipfel heran — wirklich eine heldenhafte Leistung. Der Schnee brannte in ihren Augen, der Sturm nahm ihnen Hüte und Kappen. Es war so kalt geworden, daß der Treibschnee zu Kügelchen vereiste, die ihnen wie spitze Nadeln Hände und Gesicht zerstachen, ihre Kleidung war zu Eis gefroren. In dieser Erstarrung verloren sie jedes Gefühl an Füßen und Händen. So lagen und standen sie schließlich auf dem Kleinglockner und wagten den Übergang zur Großglocknerspitze nicht mehr. Sie wären auch in Zeitnot geraten, denn der Tag ging zur Neige.

So kehrten sie um, ohne dies als Erleichterung zu empfinden. Denn jetzt hatte der Sturm das Eis blankgefegt. Der Chronist, der Herr von Hohenwart, beschreibt diesen Abstieg und nennt ihn ein unerbittliches Verhängnis. Auch damals schon erkannten die Bergstürmer, daß man mit dem Gesicht zum Berg leichter aufwärts klettert als abwärts, den Abgrund ständig vor Augen und die Beine in starker Spannstellung.

Der Himmel hatte nicht nachgegeben. Die Wolken jagten tief dahin, hüllten sie ein, um sie beim nächsten schweren Sturmstoß wieder freizugeben und das Spiel von neuem zu beginnen. Hohe Schneewehen hielten sie auf. Das Eis krachte, wohl unter dem Druck des Windes, donnerähnlich. Das alles versetzte sie in großen Schrecken. Die Kälte hatte ihre Gliedmaßen gelähmt, so rutschten und krochen sie den schrecklichen Berg abwärts, fallend, stolpernd und todmüde. Auf dem langen Wege, der sich ihnen unvergeßlich einprägte, hatten die harten Bauern, selbst am Rande ihrer Selbstbeherrschung, alles getan, um die bergungewohnten Gäste vor Schaden zu bewahren. Gesprochen wurde nichts mehr. Jeder half sich, so gut er konnte, und dem anderen, wenn er noch ein überschüssiges Quentchen Kraft besaß.

In den kurzen Kletterpausen, die durch die Beschwerlichkeit des Atmens in dieser Höhe erzwungen waren, wagten es die Beherztesten, in die Tiefe zu schauen, zwischen den treibenden Nebeln hindurch, auf die Pasterze hinunter und auf die anderen Gletscher, die sie nun zum ersten Male sichteten. Die furchtbare Großartigkeit des Gebirges im Toben der Wetter rührte sie an, schreckte die einen ab für immer und zog die anderen an, um sie nie wieder loszulassen.

Die Hütte wurde am Abend erreicht. Nach gutem Mahle fiel man ins Stroh.

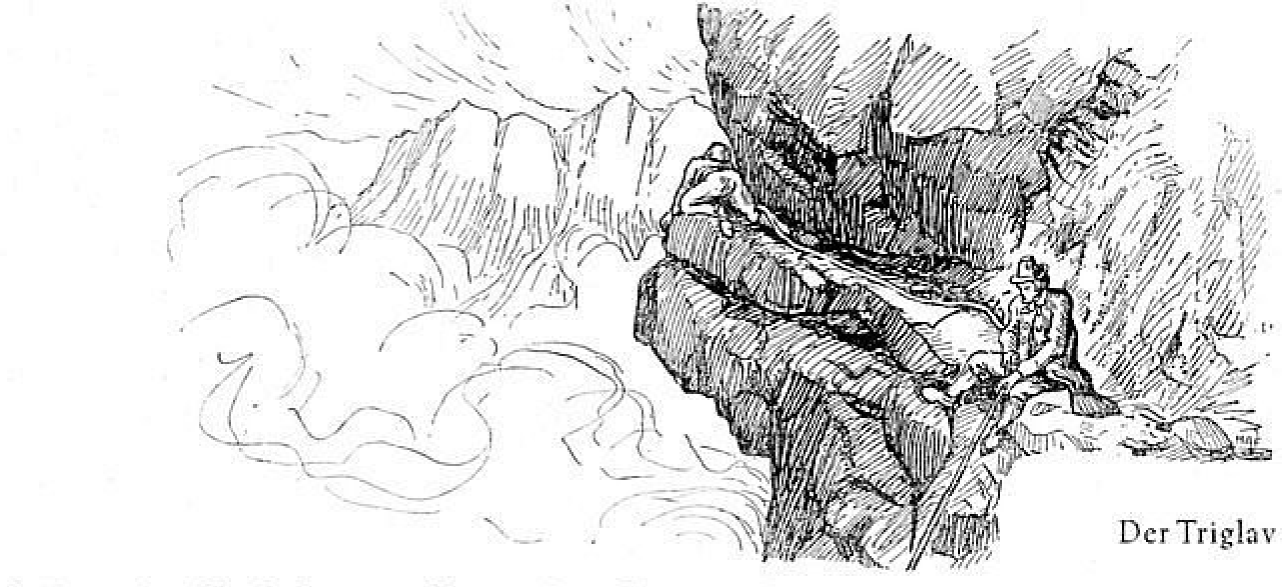
Nächsten Tages — am 23. August — stieg die Gesellschaft ab nach Heiligenblut. Nicht ohne Beklemmung darüber, daß man das Ziel nicht vollkommen erreicht hatte.

Der 29. Juli 1800

sah unsere Gesellschaft wieder am Großglockner. Bei strahlend schönem Wetter. Unter harten Mühen waren die Teile eines großen Gipfelkreuzes hinaufgewuchtet worden. Nun bohrten die Zimmerleute das Loch für das Kreuz in den Fels, diesmal auf dem höchsten Gipfel, dem Großglockner. Bei ihnen stand Valentin Stanig und führte mit großer Sorgfalt seine Messungen durch. Ihm standen dazu ein sehr genaues Barometer, zwei Thermometer und eine Nivellierwaage zur Verfügung, um gegen das Wiesbachhorn zu nivellieren. Vorher hatten die Zimmerleute die Gipfelwächten mit List und Gewalt zum Absturz gebracht, und dies war in Heiligenblut gesehen worden. Mit Böllerschüssen, die in der Höhe sehr deutlich gehört wurden, antworteten die begeisterten Einwohner. So fügte sich alles zum guten Ausgang. Der Fürstbischof war sehr hoch hinaufgelangt und erlebte das Gipfelglück seiner Männer aus einiger Entfernung, selbst voll froher Genugtuung. Waren doch die nicht geringen Kosten der Expedition einer gelungenen Sache geopfert. Um 11 Uhr stand das Kreuz, wieder ertönten die fernen Böllerschüsse. Der feierliche Augenblick prägte sich tief ein in die Seelen der Beteiligten. Unauslöschlich begleitete sie nun das Andenken an diesen Bergsieg bis zu ihrer letzten Stunde.

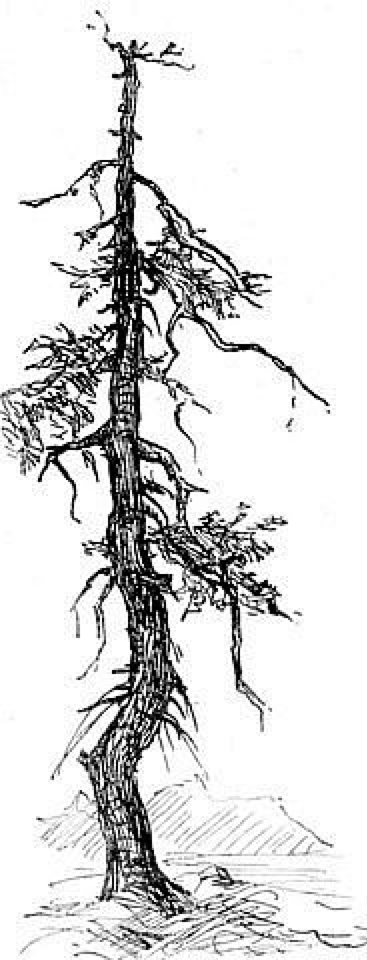
Für den jungen Valentin Stanig aber wurde dieses Erlebnis der Ansporn zu weiteren alpinen Großtaten.

Als dritter Berg war der höchste Gipfel der Ostalpen gefallen. In die Fußstapfen des Genfer Professors war ein Kirchenfürst getreten.



Der Triglav

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts konnte man auf dem grauen Haupte des julischen Bergriesen eine alte Flasche finden und darin einen Zettel: „Bester Leser! Ich war so herzhaft, um auf den Gipfel des Terglou zu kommen, thue also das Zedl hier zurück. 8. August 1809. Johannes Deschmann, Kaplan in Jessenice."
Und darunter in slowenischer Sprache:
„Ich war so herzhaft, dieser Zettel soll hier bleiben, nimm ihn nicht heraus, meine größte Freude ist auf den Bergen!" Die Unterschrift fehlt!
Dann eine andere Handschrift:
„Nach Hacquet bin ich der dritte, du Leser wirst der vierte seyn; genieße den Augenblick, denn in diesem Leben erwirbst du ihn nicht mehr! 22. July 1812. Dr. Franz Willhelm Sieber, Botanniker in Prag."
Der heilige Berg der Slowenen, Ehrfurcht gebietend und unnahbar, ist also im Jahre 1809 von dem jungen Priester Johannes Deschmann erstmalig erstiegen worden. Ist dieser allein gewesen? Hat er sich über die abweisenden und brüchigen Gesimse geschmuggelt, an schaurigen Abgründen vorüber, durch die finstere Schlucht hoch oben — nur auf sich selbst gestellt? Wir wissen es nicht. Ist Balthasar Hacquet nach seinem ersten vergeblichen Versuch im Jahre 1777, noch vor der Montblanc-Besteigung, dann als zweiter zwischen 1809 und 1812 hier oben gewesen? Irrte Sieber nicht? Wer aber war es dann? „Meine größte Freude ist auf den Bergen!" Welch menschlich ergreifendes Geständnis, welch entzückter Schrei eines tiefbewegten Bergsteigerherzens! Wie es auch immer war: ein tapferer Mensch hatte heraufgefunden. Einer stand auf dem Gipfel dieser schönen Berge, den Blick siegestrunken in die eigenartige Schönheit der julischen Bergwelt getaucht, berauscht von der unermeßlichen Fernsicht: hin zur blauen Adria und weit hinein in die zauberische Bergwelt.



1823 ist Valentin Stanig hier oben gewesen. Er schrieb in sein Tagebuch: „Ich, der so viel Salzburgs Gebirge erstieg, der ich den Hohen Staufen auf verschiedenen Seiten, den Hohen Göhl, den hintern, noch nie erstiegenen höchsten Watzmann-Spitz, der ich den Großglockner erstieg und maß, mußte hier, was ich sonst nie tat, mit beiden Händen meinen Augen Schirme machen, damit sie nicht die beiderseitigen Abgründe, sondern nur gerade vor mir hinsehen konnten."

Und nun – im Jahre 1828 – gehen wir mit Franz Edlem von Rosthorn auf den Berg, dem Manne aus dem Freundeskreis des dritten großen Förderers der edlen Bergsteigerei: des Erzherzogs Johann. –

Am 17. Juli, einem wundervollen Sommertage, brach Rosthorns Gesellschaft von Feistritz auf. Sie bestand aus „sechs Reisenden, zwei ganz vertrauten Führern und fünf anderen mutigen Landsleuten". Alle waren mit Stöcken, Steigeisen und reichlich Proviant (natürlich!) versehen. Noch bis zum Abend wurde die Koinskaplanina, die Pferdealpe, erreicht. Sie liegt in einem romantischen, ganz einsamen Kesseltal. Weiße, glatte und völlig kahle Felswände stürzen auf sie hernieder. In den zahlreichen Upolen, niederen Alpenhütten für Gras und Gerät, übernachtete man, windgestört und kühl. Schon 3 Uhr in der Frühe war daher alles auf den Beinen. Mit einem guten Schnäpschen im Magen, halb aufgewärmt, zog man auf Hirtensteigen aufwärts, bis an die Schneeflekken. Der Weg bis hierher war schon verhältnismäßig ausgesetzt – ein Vorgeschmack auf den großen Triglav. Über loses Gestein, über Platten und Schneeflecken ging es rüstig weiter, bergwärts. Auf dem festen Schnee lief es sich noch am besten. Schon blieb ein Mitglied der Gesellschaft zurück, die Anstrengungen genügten ihm. Einer mußte bei ihm bleiben, und es hatte den Anschein, als ob dieser es nicht als Strafe empfände ...

Endlich standen sie, nun schon sehr hoch gelangt, an den himmelstürmenden Wänden des großen und kleinen Triglav, wie der Berg in der slowenischen Sprache heißt. Das Halt, das hier geboten wird, scheint endgültig. Nichts als glatte, abweisende, gigantische Mauern. Und doch – ein Durchlaß ist offen: eine Felsspalte, eine enge, mit Schnee und losem Gestein angefüllte Kluft ist es, durch welche man sich wie in einem engen Kamin durchzwängen muß. Man erreicht am Ende eine kurze Einsattelung, über die der Weiterweg geht. Sie stehen am „Tor". Rechts und links ist diese Stelle durch emporstrebende Wände geschlossen. Nur nach Norden gibt sie den Blick frei auf das schöne Kärntnerland, das hingebreitet in seiner Lieblichkeit und Fruchtbarkeit vor uns liegt. Steinschlag macht den Weg durch die Schlucht gefährlich. Schon Hacquet berichtet davon. In dieser Wüstenei dunklen Felsengesteins blüht eine Lieblichkeit: azurblaue Vergißmeinnicht säumen den Weg. Hacquet nannte sie Myosotis terglavensis, genauer heißen sie jedoch Myosotis nana Vill., eine Zwergsorte.

Hier schob man nun eine Rast ein und legte alles ab, was den schweren Weiterweg belastet hätte. Es war ein ernstes, innerliches Vorbereiten, das die Männer stumm machte. Jeder wußte, daß es nun den ganzen Einsatz galt.

Aus Steintrümmern mußte eine kleine Treppe gebaut werden, um auf einen Sims zu gelangen, von dem aus man die ersten Felsvorsprünge erfassen konnte. Hier blieb der zweite auf dieser Fahrt, abgeschreckt durch die ersten ernsthaften Klettereien, sitzen. Auch diesem wurde ein Gefährte beigesellt. – Bald kam die Wand, deren Überhang über dem kleinen Band die Gefährten zwang, gegen die Tiefe hinausgebückt, die gefahrbringende Stelle zu überstehen. Das nächste böse Stück, ein schauerlicher Abgrund, mußte übersetzt werden. Alle sprangen ohne langes Überlegen. Eine ernstliche Untersuchung des Hindernisses hätte zum Bewußtwerden der Gefahr geführt und damit zum Ende der Bergfahrt. Solche Stellen wechselten noch oft einander ab. Nach fünfeinhalb Stunden war der Kleine Terglou erreicht. – Der Weg hierher erforderte Schwindelfreiheit, kaltes Blut und großen Kraftaufwand. Die schwierigste Aufgabe lag jedoch noch vor ihnen. Nach kurzem Weg bergab in die Einsattelung standen sie vor

der ersten Schneide. Sie wird beiderseitig durch senkrechte Abgründe gebildet. Ihre Übersetzung ist gefährlich. Aber auch hier ging man mit frischem Mut vor. Das brüchige Gestein erlaubte das aufrechte Gehen nicht, sie entschlossen sich daher, die Schneide kriechend zu nehmen, denn auch das Reiten war wegen der Unebenheit nicht möglich. Da nun auch das Gesicht beim Kriechen beinahe den Boden berührte, entgingen sie den gefürchteten Schwindelanfällen. Die Führer warnten vor dem unvorsichtigen Hinabwerfen der Steine, weil dies „den Menschen nachzieht". In der Tat, das Fallen der Steine in die ungeheure Tiefe erzeugt ein höchst widerliches Gefühl. Nur in der ersten Sekunde hört man das gleitende Geräusch, wenn der Stein fällt, bis endlich nach atemberaubender Pause der dumpfe Aufschlag von unten tönt. Selbst Kaltblütige werden von der abgründigen Demonstration des leeren Raumes erfaßt ...

Hier an der Schneide kehrten zwei Hirtenburschen um.

Der folgende Bergrücken nahm bald wieder ab, eine neue Schneide folgte. Es ist die schwerste Stelle im Berg. Die Schneide endet an einer Wand. Langsam, mit genau berechneter Bewegung muß sich der Tourist auf der Schneide hochrichten, den Blick sorgfältig auf Schneide und Wand gerichtet, um mit den Händen die ersten Vorsprünge und Unebenheiten der Wand zu fassen. Der nächste Schritt schon gilt der Wand, die nun erklommen werden muß. Auf dieser Wand hängt man frei über einem Abgrund, der sich tief ins Unendlich-Bodenlose verliert. Die Tiefe ist fürchterlich.

Unerschrocken helfen die Führer. Immer wieder ertönt ihr „Lé Koraschо! Naprei!" (Nur Mut! Vorwärts!) Ihre Fürsorglichkeit, ihre Besorgnis um die ihnen anvertrauten Fremden läßt sie das eigene Unbehagen vergessen.

Aber dann ist der Berg besiegt. Der Rücken verbreitert sich. Die Gesellschaft hat, froh gelaunt, den Gipfel erreicht. Er ist stark konvex, nach allen Seiten abgebogen, nur einige Meter in Breite und Tiefe messend. Ringsum völlig ins Leere gebaut.

Mit entblößten Häuptern stehen sie, die den langen Kampf überstanden haben. Leise gemahnt es diesen oder jenen an den Rückmarsch, der schwerer und exponierter ist als der Aufstieg. Aber schließlich siegt das überwältigende Bild des Rundblicks. Kein Lüftchen regt sich. Die Touristen suchen nach der Flasche mit dem „Zedl", auf dem, ich zitiere den Bericht, die Namen der vier Ersten

„Deschmann, Sieber, Pfeiffer und Bosio"

notiert sein sollen. Vergeblich. Die Flasche ist verschwunden. –

Welch unendlicher Horizont öffnet sich dem betrachtenden Auge: von den Gebirgen des Balkans bis zum Apennin, dann hin zur schweizerischen Bergwelt über die Dolomiten hinweg. Man sieht das Blau der Adria schimmern. Und in der Ebene Hunderte von Ortschaften. Sehr deutlich sind Udine, Treviso und Venedig zu erkennen. Südöstlich Görz. Über Laibach erscheint das große Sautal. Kroatien. Die nördliche Bergwelt bis Salzburg und weiter. Und dann Ankogel, Sonnblick, Granatkogel, Großglockner, Wiesbadhorn, Dreiherrnspitze, Venediger, Wildspitze, Similaun, Ortler, Cevedale. Ein gewaltiges Rund, eine gigantische Überschau. Schon damals war den Erstbesteigern bewußt geworden, daß der gewaltige Felsberg in den Juliern einer der großartigsten Aussichtsberge der Alpen sein mußte.

Kurz vor dem Abstieg unterzeichneten alle einen Zettel, der in einer neuen Flasche auf dem Gipfel, nahe dem Stein mit dem Namen B o s i o unter Steinen vergraben wurde.

Der schwere Rückmarsch begann. Sie kamen alle herunter. Dabei hatte der kühne Major von Mauer die letzte Schneide aufrechtgehend überquert. Auf dem Gipfel des Kleinen Terglou war ihnen allen um vieles leichter geworden. –

Der Abend sah sie wieder in Feistritz.

„.... und gingen dann nach feierlicher Trennung jeder seiner weiteren Bestimmung zu."

Der wackere Herr von Rosthorn erweist sich als ein für seine Zeit sehr umsichtiger Berglehrer.



Er gibt Ratschläge für Bergfahrten, die zum Teil bis auf den heutigen Tag ihre Gültigkeit behalten haben. So zum Beispiel, daß man sich mit scharfen Alkoholika nur den Mund anfeuchten solle, um die Erfrischung zu genießen, daß man Wein nicht mitführt, ihn vor allem nicht in Mengen trinkt, da er nur den Schweiß treibt, ermüdet und den Durst vermehrt. Dies gelte auch für Wasser, allzuoft unterwegs getrunken. – Als Bekleidung empfiehlt er schnell trocknende Stoffe. Den langen Bergstock hält er nur in der Schweiz auf den spaltenreichen Gletschern für angebracht. Für die Ostalpen genüge ein guter Bergstock, handhoch mit Spitze. Schließlich macht er genaue Angaben über die Besohlung und Benagelung der Schuhe und empfiehlt grüne Augengläser oder Flore zum Schutze der Augen. Er war ein echter und rechter Alpinist.

In manchen alten Berichten wird der Wundarzt Lorenz Willomitzer als erster Bezwinger des Triglav angegeben. Ob er wirklich über den Kleinen Triglav hinauskam, ist sehr zu bezweifeln. Die Besteigung im Jahre 1778 wäre die erste alpine Großtat von hohem Rang gewesen. Ein so erfahrener und gründlicher Alpinist wie der Edle von Rosthorn hätte sie in seinem Bericht gebührend erwähnt. Und auch sonst wäre sie Geschichte geworden ...





Das Matterhorn

Der Mann aus London

Der dramatische Höhepunkt in der Historie des Alpinismus ist die Eroberung des Matterhorns durch Whymper, den Mann aus London. Er war ein richtiger Engländer: Zäh, eigenbrötlerisch und von trockenem Humor. Dabei ein guter Kamerad, zuverlässig und von sicherer Selbstverständlichkeit. Bevor er das Matterhorn angriff, hatte er viele Gipfel der Westalpen als Erster erstiegen. Unter den sportlichen Engländern, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts dem Alpinismus zum Durchbruch verhalfen, war er die sympathischste Erscheinung. Er gilt heute als einer der erfolgreichsten Bergsteiger überhaupt.
Eduard Whymper wurde 1840 in London geboren und starb 1910 in seiner Geburtsstadt.
Das Matterhorn widerstand wie der alte „Monarch" lange den Angriffen. Den ersten ernsthaften Versuch unternahm der Physiker John Tyndall im Jahre 1860. Schon 1861, 21 Jahre alt, begann Whymper seine Belagerung. Im nächsten Jahre unternahm er fünf erfolglose Angriffe, darunter zwei, die ihm beinahe das Leben kosteten. (Das eine Mal stürzte er an der Tête du Lion ab. Felstrümmer verhinderten das Abgleiten in die furchtbare Tiefe.) Im gleichen Jahre lag Tyndall mit ihm im Wettstreit. Dieser ging den Riesen mit Leitern und Seilen an. Vergeblich. 1863 machte Whymper seinen siebenten, 1864 seinen achten Angriff. Auch diese wurden abgeschlagen. Welch eine Summe von eigensinniger Zähigkeit, Kraft und Ausdauer verraten diese nüchternen Zahlen. Doch 1865 ergab sich der Berg, am 14. Juli an Whymper und am 17. Juli an Jean Antoine Carrel. Die Entscheidung war gefallen. Der Preis dafür? Die Toten: Michael Croz, Robert Hadow, Charles Hudson, Lord Francis Douglas.

Es gibt viele schöne Berge in den Alpen und in der Welt draußen. Mächtige Stöcke, breit hingelagert, mit Firndächern von gewaltigen Ausmaßen, oder spitze, schlanke Säulenberge mit steilen Flanken, kamindurchzogen; Tafelberge, einem riesigen Hexentanzplatz gleich, oder Kegel, gewaltig getürmt, mit meilengroßen Kratern. Sie tragen Namen von hohem Klang, den sie nicht zuletzt durch die Geschichte ihrer Besteigung gewonnen haben. Keiner aber gleicht dem Matterhorn, dem Mont Cervin oder Il Cervino. Dieser schöne Dreispitz mit der ewigen Sturmwolke um die Stirn ist zum Begriff des Berges geworden. Das Matterhorn ist schön und charaktervoll zugleich, ist steingewordene Lobpreisung der Schöpfung. Ihm nahten die Menschen voll Verlangen — die Hoheit dieses Berges ließ sie erschauern. Seine mächtigen Flanken, abweisend und anziehend zugleich, schreckten noch viele Jahrzehnte nach der Besteigung des Montblanc die besten Bergsteiger der Zeit. Bis der eine kam, um seine jungen Lebensjahre dem Berge seiner Sehnsucht zu widmen.

Jetzt saß dieser Eine sinnend auf den Resten einer alten Hütte hoch oben am Theodulpaß. Er machte reinen Tisch mit der Vergangenheit, mit seinen Freunden, mit sich selbst.

Fünf Jahre hatte er den italienischen Grat berannt. Der nun Fünfundzwanzigjährige war daran gereift. Sein Wort galt etwas rings in den Tälern um den Berg. In Zermatt empfand man Liebe und Verehrung für diesen Riesen, der alle um reichlich Haupteslänge überragte, der mehr von ihren Bergen und mehr von ihnen wußte als sie selbst. Der Grat hatte ihn immer wieder abgewiesen. Gegangen war er in diesen Jahren mit manchem Führer. Er hatte gewogen und oft verworfen – es waren Tüchtige und Untüchtige, Mutige und Feige, Zuverlässige und Wankelmütige. In seiner Hut geblieben waren Jean Antoine Carrel, der Valtournancher, und Michael Croz, der feine, schlanke Franzose aus Chamonix. Sie hatten sein Vertrauen. Bis gestern …

Denn gestern stand er vor dem Nichts. An diesem Regentage ward es ihm zur Gewißheit, daß Carrel am Berge war. Für fremde Rechnung und mit dem Aufgebot aller Führer und Träger aus Breuil. Der verschlagene Carrel hatte dafür gesorgt, daß er auf keine Hand rechnen konnte … So war also Carrel mit Whympers Erfahrungen und Kenntnissen daran, den Ruhm der Erstersteigung in die Scheuer zu bringen. Whymper hatte die Empfindung eines schmählichen Verrats.

Er war Engländer, zäh und verbissen in seine Berufung. Sollten die fünf Jahre der Schinderei und der Todesgefahr umsonst gewesen sein? Nimmermehr! Whympers Gesicht wurde hart. Jetzt galt es! Jetzt hatte er einen Rivalen. Der Kampf um den Berg war eine Sache zweier Täler, zweier Länder geworden. Siegte der Valtournancher und damit Italien, oder das Tal von Zermatt und damit die freie Schweiz?

Whymper wußte, daß es um Stunden ging. Gestern saß er noch da unten, hilflos und niedergeschlagen. Da lagen 180 m Seil, ein Zelt, Barometer und Ausrüstung. Nicht ein Meter Seil konnte entbehrt, nicht ein Gegenstand aufgegeben werden. Und ringsum keine Hand, die sich rührte. Überall Bedauern, Achselzucken. Carrel hatte vorgesorgt. Von Breuil aus kam eine Besteigung nicht mehr in Frage, das stand zu Anfang seiner furchtbaren Entdeckung fest. Er mußte über den Paß, auf dem er nun saß, nach Zermatt hinüber und ungesäumt bis übermorgen eine Seilschaft zusammengestellt haben. Croz, das wußte er, war in Chamonix. Sein bester Bergkamerad fiel damit aus. Wer würde es sein? Daß Whymper überhaupt noch eine Chance sah, lag an seiner guten Kenntnis der Seele der Bergler. Carrel würde sich nun Zeit lassen, er konnte seinem Vorsprung vertrauen. Whymper schien ihm festgenagelt.

In seiner Verlassenheit kam ihm das Glück entgegen. Der junge Lord Francis Douglas stieg mit dem Führer Peter Taugwalder aus Zermatt vom Obergabelhorn herunter, das er auf einem neuen Weg über Zinal „gemacht" hatte. Die scharfe Nase im kühnen Gesicht, die hohe Stirn und das energische Kinn gefielen Whymper sogleich. Douglas bot sich ohne zu zögern an, sich selbst und seinen Taugwalder mit den schweren Lasten Whympers zu beladen, um sie über den Paß nach Zermatt zu schleppen. Es sei ihm eine hohe Ehre, dem besten Bergsteiger der Welt zu dienen. Und damit der englischen Sache. Aber eine Bitte wage er anzubringen: Whymper möge ihn mit aufs Matterhorn nehmen … Schließlich trieben sie noch ein Maultier mit einem rotznasigen Treiber auf, und da waren sie nun, schweratmend, auf dem 3300 m hohen Theodulpasse angelangt. Unterwegs hatte Whymper seinen Begleiter forschend betrachtet. Er gab zu Tadel keinen Anlaß, vielleicht bewährte er sich auf dem Grate des Matterhorns …

Der Theodulpaß, die schmale Falltür zwischen Matterhorn und Monte Rosa, war ein uralter Paß, auf dem sich Freund und Feind begegneten. Er war seit Menschengedenken bekannt, viel, viel früher, als die Berge, die ihn bildeten, einen Namen hatten. Hier hatte der Ahnherr der Bergsteigerei, der große Horace-Bénédict de Saussure, kampiert, die Steine beklopft und zum erhabenen Obelisken des Horns aufgesehen. Und hier erfuhr Whymper von Douglas, daß man in Zermatt auf ihn warte; daß alles nur von ihm spreche, von ihm und dem Whymperweg auf die „Becca". Peter Taugwalder, der Vater und bewährte Führer, habe ausdrücklich bestätigt, daß der Schweizer Grat, den Whymper als den besten Weg vermutete, wahrscheinlich diese Vermutung rechtfertige.

So schien sich alles noch zu fügen. Im Herzen Eduard Whympers sog sich die neue Hoffnung fest … Sie überschritten den ebenen Theodulgletscher, dann den Furggen. Schließlich war es geschafft. Sie ließen Seile und Ausrüstung in der Schwarzsee-Kapelle, um sie anderntags nicht wieder heraufschleppen zu müssen.

Whymper war, in Zermatt angekommen, fliegende Eile geworden. Er hatte nur noch einige Stunden zur Verfügung. Morgen früh mußte aufgestiegen sein.

Wer beschreibt die Mühen und Enttäuschungen dieses hellen Tages? Dickköpfigkeit, Zufall, Neid und Ehrgeiz ließen alles anders an, als vorgesehen. Schließlich stand es fest: es gingen die Führer Croz, Taugwalder Vater, Taugwalder Sohn, die Engländer Whymper, Lord Douglas, Hudson und Hadow. Croz, der prächtige Croz, war von Chamonix zurückgekehrt, hatte aber bereits seine Verpflichtung Hudson gegenüber. Hudson, Pfarrer aus Stillington in Lincolnshire, war ein großer Bergsteiger mit zehnjähriger Erfahrung, mutig und unerschrocken, mit untadeligen Gipfelsiegen.

Er war gekommen, um das Matterhorn über den Schweizer Grat zu ersteigen. Ihn davon abstehen zu lassen, kam Whymper bei der Ebenbürtigkeit der Leistung nicht in den Sinn. Hudson bestand aber auf der Mitnahme Hadows, eines Milchbartes, der die Alpen zum ersten Male sah. Wer kennt sich in der menschlichen Seele aus? Hudson, der reife Hudson, hatte es sich in den Kopf gesetzt, diesen jungen Menschen mitzunehmen und hätte, falls Whymper bei seinem Nein geblieben wäre, unter Führung von Croz die Tour allein angepackt. Sollte Whymper mit einem Landsmann kämpfen? Er sagte schweren Herzens zu, dunkler Ahnungen voll. Schließlich verlangte Taugwalder Vater, grollend und drohend, noch die Mitnahme seines jüngsten Sohnes. Das Maß war voll – Whymper lehnte ab. Und blieb auch am nächsten Tage dabei. Der Kleine durfte das Gepäck bis zum Zeltplatz tragen helfen und mußte dann umkehren.

Der schicksalsschwere Sieg

Zwei Stunden nach dem Abmarsch waren sie alle an der Schwarzsee-Kapelle angelangt. Es war ein herrlicher Morgen, taufrisch und verheißungsvoll. Eine halbe Stunde war für das Frühstück bewilligt worden. Die Lasten aus der Kapelle wurden danach verteilt und aufgenommen, der schwere Berg angepackt.

Es ging zunächst den Grat entlang, der das Hörnli mit dem Matterhorn verbindet. Sie befanden sich noch in dem von Hirten oft begangenen Weidegebiet. Mittags war der Berg erreicht; auf einigen Leisten, den „Leichenbrettern", wechselte die Schar zur Ostseite hinüber. Der Dent Blanche über dem Z'Mutt-Grunde leuchtete herüber, und der Blick nach links glitt über den gewaltigen Monte Rosa mit seinen Trabanten. Allmählich wurden die Bergsteiger von dem Hochgefühl einer großen Tat erfaßt. Whymper ging voran, es war ja sein Berg, sein Weg. Er wollte am ersten Tag nicht sehr hoch steigen und ließ sich deshalb Zeit.

Gegen Mittag war ein Steinmann erreicht. Bis hierher war einer der Vorläufer, nämlich Kennedy, gelangt. Um den Steinmann versammelten sie sich. Sie sahen auch das Hindernis, das Kennedy zur Umkehr zwang: ein haushoher, glatter Felsturm. Ihn umging man nun durch Ausquerung in die Ostwand. Es war die erste heikle Stelle, doch alles ging gut. Etwas weiter oben, bei einem neuen Turm, ließ Whymper halten. Die bisherige Leistung genügte ihm für diesen Tag. Hier sollte übernachtet werden. Die schöne Abdachung, die hier eine große Plattform bildete, war als Zeltplatz wie geschaffen. Man befand sich nahe dem Grat, der sehr gut übersichtlich noch über ihnen lag. Der morgige Tag würde wohl nicht allzu schwer werden.

Die Männer sonnten sich, untersuchten das Gestein und sangen ihre heimatlichen Lieder. Es war alles voll Harmonie. Whymper schrieb später: „Noch lange widerhallten die Klippen von unserem Gelächter und von dem Gesange der Führer, denn wir waren in unserem Nachtlager glücklich und dachten an keine Gefahr."

Am nächsten Morgen, noch vor Tagesanbruch, war alles am Zelte versammelt. Der jüngste Taugwalder mußte nun umkehren. Mit Tränen in den Augen stieg er ab. Der Grat wurde wieder angenommen, die leichten und schwierigen Stellen wechselten ab. Man bog ernstlichen Hindernissen in die Flanken aus und stieg wohl auch darin aufwärts, wenn Steinschlag nicht zu befürchten war. Hudson und Whymper lösten sich ständig in der Führung ab, sie gaben einander nichts nach. Es war wirklich so, wie Whymper vorausgesagt hatte: Der Grat erwies sich als eine großartige verwitterte Steintreppe, auf der nur hin und wieder gewaltige Sperrblöcke standen. Die Gesamtneigung des Nordostgrates beträgt 39 Grad, das ist ein halber rechter Winkel. Dieser Neigungswinkel hält 2000 m an. Seichtere Stellen bedingen deshalb steile, ja überhängende Blockungen, die geschickt umgangen oder überlistet werden müssen. So jetzt, als die Männer an der Stelle anlangten, die, von Zermatt aus gesehen, senkrecht erscheint. Whymper gab an Croz die Führung ab. Die Schwierigkeiten wuchsen. Croz sagte: „Jetzt kommt etwas ganz anderes." An einigen Stellen gab es öfter Halt. Die schneeigen Schrägen waren gefährlich. Hudson stieg auch auf diesen sehr sicher, Hadow brauchte dauernd Unterstützung. Der Bergsteigerlord zeigte eine gute Verfassung, so daß man sich um ihn nicht besonders be-

mühen mußte. Der schwächste Punkt war Hadow, den noch dazu ein Anfall der Bergkrankheit packte. Aber auch das ging vorüber. Er zeigte sich nicht furchtsam. Es mangelte ihm nur an jeglicher Erfahrung. Zuvor mußten sie einen äußerst exponierten Quergang machen, den der kühne Croz ihnen mit dem Pickel vorbereitete und der ihm die Worte „Verdammt luftig!" entlockte. Nachdem nun die Männer um eine letzte heikle Ecke herumgekommen waren, lag der Gipfel nur noch 200 Schritt entfernt vor ihnen. Bis dahin gelangten sie über bequemen Schnee. Zuletzt rannten Croz und Whymper um die Wette. „Um drei Viertel auf 2 Uhr lag die Welt zu unseren Füßen, und das Matterhorn war besiegt. Hurra, nicht ein Fußstapfen unserer Nebenbuhler war zu sehen!" Dann standen sie alle oben. Hadow zitterte und sank seinem Freunde Hudson in die Arme. Alle waren überwältigt vom hohen Glanz dieser Stunde. Erst langsam löste sich die feierliche Erstarrung. Jubel brach los. Wo waren die Italiener? Whymper legte sich auf den Felsen und beugte sich weit hinaus. „Dort sind sie! Croz, kommen Sie rasch her!" Croz sah und sagte: „Weit genug unten! Das Schlimmste steht ihnen noch bevor!"

Auf dem südlichsten Endpunkt des Gipfelgrates wurde ein Steinmann errichtet. Auch eine armselige kleine Fahne, das Staubhemd von Croz, mußte gehißt werden. Rings um das Matterhorn aber wurde sie in unzähligen Fernrohren bemerkt. Der Jubel im Lande setzte ein. Auch in Breuil, wo man Carrel mit seinen Leuten oben wähnte. Am nächsten Morgen war es dann mit der Freude aus. Die Italiener, Carrel voran, kehrten traurig und niedergeschlagen als Besiegte zurück.

Unsere Freunde verweilten eine Stunde auf dem Gipfel. Dann begann ihr schwerer Schicksalsgang.

Whymper und Hudson legten in einer Beratung die Reihenfolge beim Abstieg fest. Der sichere Croz sollte zuerst gehen. Dann Hadow, der schwächste Mann. Sodann in der Reihenfolge Hudson, Douglas, Taugwalder Vater. Whymper und Peter Taugwalder sollten, verbunden durch das italienische Manilaseil, später folgen, da Whymper noch mit den Messungen zu tun hatte. Das englische Manilaseil reichte für die ersten vier. Vater Taugwalder band sich, ohne daß einer darauf achtete, mit dem schwachen Hanfseil an. Vor der schweren Stelle an der Nordwand sollte auf die beiden letzten Männer gewartet werden. So schien alles geordnet — der Abstieg begann. Rasch und sicher ging es hinab, alle waren in ihre Arbeit vertieft und voll sieghafter Zuversicht. Noch vor dem vereisten Steilhang waren Whymper und Peter Taugwalder heran. Douglas sah sich um und bat zu warten, damit sich die Letzten anseilen konnten. Whymper warf dem Vater Taugwalder sein gutes Seil zu und bald waren die drei damit verbunden. Douglas und Taugwalder verband ... das schwache Hanfseil.

Die schwere Stelle sollte nun so genommen werden, daß immer nur einer ging. Croz brachte die ersten fünf Meter hinter sich. Stand. Hadow folgte nicht. Croz schlug seinen Pickel ein, kroch zurück und half Hadow, einen guten Stand finden. Da geschah es. Hadow fiel aus seiner Stufe und riß Croz um. Ein Schreckensruf. Schon waren beide Männer im Gleiten. Croz langte nach jedem kleinsten Halt. Hudson sah die schreckliche Gefahr. Er sprang entschlossen zurück, um besseren Stand zu gewinnen. Auf halbem Wege erreichte ihn der Ruck. Er fiel und stürzte abwärts. Douglas war vor Schreck erstarrt, er hatte keinen rettenden Gedanken, und fiel, als der Ruck ihn traf, widerstandslos, mit verzerrtem Gesicht. Nur der alte Peter handelte entschlossen. Er stand am Felsen, der aus dem Schnee ragte, selbst auf felsigem Grund. Blitzschnell warf er das Seil um den Felsen, blitzschnell rammten auch Whymper und der junge Peter ihre Pickel ein und preßten sich an den Berg.

Da riß das Seil — zwischen Douglas und Taugwalder Vater. Das alte Hanfseil!

Die vier Männer waren verloren. Einer nach dem anderen wurde über die Kante geschleudert. Bald war es totenstill. Von dem Augenblick an, wo das Seil riß, war den Unglücklichen nicht mehr zu helfen. „So starben unsere Gefährten! Wohl eine halbe Stunde blieben wir an Ort und Stelle, ohne einen einzigen Schritt zu tun. Die beiden Führer, vom Schreck gelähmt, weinten wie Kinder, und weinten so, daß uns das Schicksal der anderen drohte."

Whymper und die beiden Taugwalder kamen hinunter. Whympers Härte erzwang den Rückzug; sie, die nun keine innere Kraft mehr hatten, wären ohne ihn verloren gewesen. Whymper ließ sich das zerrissene Seilende geben. Er wußte genau, was ihm bevorstand. Als sie unten standen, zeigte sich ein mächtiger Regenbogen, gespannt vom Lyskamm hoch in die Luft. „Diese überirdische Erscheinung schien ein Bote aus der anderen Welt zu sein."

Am Sonntag drauf stieg Whymper mit einigen beherzten Männern zum Matterhorn-Gletscher auf, um die teueren Toten zu suchen. Er fand Croz, Hadow und Hudson. Lord Douglas fehlte.

„Wir begruben sie an Ort und Stelle im Schnee am Fuße der größten Klippe des majestätischsten Berges der Alpen."

Später wurden die Toten nach Zermatt gebracht und mit dem am Riffelhorn tödlich abgestürzten William Wilson gemeinsam beerdigt.

Lord Francis Douglas ist nie gefunden worden.

Carrel gelangte am 17. Juli, drei Tage später, über den italienischen Grat zum Gipfel. Er hatte die Schlucht vor dem Gipfel nur überwinden können, weil der Abbé Corret auf die Gipfelpyramide verzichtete und den Schluchtdurchstieg sicherte.

Whymper stand dem Untersuchungsrichter Joseph Anton Clemenz männlich Rede und Antwort. Er mußte danach noch oft in deutscher, italienischer und französischer Sprache Rechenschaft über das Unglück geben. Seine Darstellungen waren von großer Überzeugungskraft und Wahrheitsliebe. Whympers Kampf um seine bergsteigerische Ehre trug den Namen Zermatts immer weiter in die Welt hinaus. Aus einem völlig unbekannten, weltabgeschiedenen Bergdorf mit wenigen Dutzend Einwohnern wurde ein internationaler Sportplatz mit teuren Hotels und allen Unsitten großstädtischer Eleganz.

Die Taugwalder haben eine Bergführertradition geschaffen, die im Matterhornerlebnis begründet war. Ihr Name hat noch heute im Wallis besten Klang.

Neun Jahre nach dem schweren Sieg versöhnten sich Eduard Whymper und Jean Antoine Carrel, sie machten zusammen eine Versöhnungspartie auf das Matterhorn. — Carrel starb später im Berg an Erschöpfung, nachdem er eine dem Tode preisgegebene Partie im schweren Schneesturm in Sicherheit gebracht hatte. Sein Berg nahm ihn zu sich.

Whymper kam in jedem Jahr nach Zermatt. Seine hohe Gestalt, sein gefurchtes Gesicht und später sein schneeweißes Haar waren der Verehrung würdig. Die Einheimischen kannten ihn alle, er wurde ehrfürchtig gegrüßt, aber man hatte eine unüberwindliche Scheu vor dem Matterhornsieger. Er war auf eine Art schweigsam, die schon jenseitig anmutete. Whymper starb — siebzigjährig — in London.

Die Nordwand

In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August 1931, um 2 Uhr in der Frühe, klopften zwei dunkle Gestalten den Wirt der Hütte auf dem Hörnli am Schweizer Grat des Matterhorns heraus. Der verschlafene Mann, der daran gewöhnt war, konnte die geflüsterten Worte so schnell nicht fassen. Doch als er endlich begriff und erschrocken Antwort gab, war der Platz vor der Hütte leer. Die Dunkelheit hatte die Verwegenen verschlungen. Nur noch der harte Klang ihrer Schritte war gegenwärtig. Kopfschüttelnd und mit sorgenvoller Stirn ging der Alte wieder zu Bett. Die übermächtigen Bilder, die sich ihm aufdrängten, ließen ihn lange nicht zur Ruhe kommen. Die Nordwand! Gott sei ihnen gnädig!

Die Zwei sind inzwischen im Mondlicht weitergewandert. Bis zum Gletscher. Dort legen sie die zehnzinkigen Steigeisen an. Ihres Laternchens schwaches Licht kämpft nun gegen den schwarzen Mondschatten an, in den sie eintauchen. Viel richtet es nicht aus. Zitternd huschen seine Reflexe über Spaltenränder und Eistürme, über schwarze Löcher und aufblitzende Schründe. Der Weg ist schwer und gefährlich, nie hätte er in der Nacht begangen werden können, wenn er nicht Tage vorher ausgemacht worden wäre. Endlich, im ersten Dämmerlicht des anbrechenden Morgens, stehen die beiden am Bergschrund, unter einer Eiswand, die sich unheimlich steil nach oben reckt. 300 m mißt diese blaue Wand. Mehrere Eistrümmer surren herunter. Diese Wand ist der Schlüssel zur Nordwand, die sich dräuend und gewaltig darüber erhebt. Aus leise gesprochener Rede und Gegenrede, beim Frühstück in des Tages erstem Schein, klingen die Namen Toni und Franz. Sie sind Brüder, die beiden. Brüder, die an diesem Morgen eine der schwersten und längsten Wände in Angriff nehmen. Sie wissen, daß es ein Ringen auf Tod und Leben wird.

Toni, gesichert durch doppeltes Seil, tritt um 4 Uhr 15 Minuten den schweren Gang an. Er geht einfach drauf los, ohne Zögern, mit dem Mute des unbe-

dingten Wollens. Bald stehen beide mit eingeknickten Gelenken in der grausigen Eisflanke. Die Pickel ruhen, solange die überspannten Sehnen der Gelenke aushalten. Stufenschlagen kostet Zeit, und Zeit ist das Kostbarste, das eingespart werden muß für den langen Weg. Über ihnen hängen Tausende von Wurfgeschossen, durch den Frost noch gebannt. Wenn die Sonne aus schrägem Winkel kurze Zeit später die mächtige Bergflanke über ihnen trifft, beginnt das Höllenkonzert der fallenden Steine. Die mächtigen Runsen in ihrer Eiswand zeigen ihnen die höllische Gewalt der stürzenden Steinmassen.

Sie verdoppeln ihre Kraft. Nur aufwärts – vorwärts! Durch die 200 m senkrechtes Eis krallen und schieben sie sich mit fliegendem Atem aufwärts. Plattige, schwarze Felsrippen erfordern größte Vorsicht. Ihr Ziel ist eine Verschneidung, die noch hoch über ihnen durch die Wand zieht und bis zur krönenden Gipfelwand aufwärts reicht. Bis dahin ist es noch weit.

So arbeiten sie sich höher und höher. Nach einem aufreibenden Quergang über dünner werdendes Eis, durch das der schwarze Fels schimmert, erreichen sie endlich den Beginn der Verschneidung und sind damit der Steinschlagzone entronnen. Unendlich langsam war stellenweise das Vorwärtskommen gewesen; Zoll um Zoll, mit Körperreibung und bergsteigerischen Listen war dem Eis der Weg hierher abgetrotzt worden.



Die Nordwand

Sie saßen auf einem kleinen vorspringenden Felskopf, verschnaufend und abwägend. Noch lagen 900 m Wand über ihnen, aber die Überwindung der Eiswand machte sie froh und zuversichtlich. Nach kurzer Erholung, die sie sich verdient hatten, ging es wieder bergan. Der Fels war nun mit dickem, schwarzem Eis überzogen. Die blutenden Hände konnten den Pickel kaum noch halten. Das Seil stand steifgefroren zwischen ihnen und war schwer und lastend geworden. Von 10 Uhr vormittags bis zum Sonnenuntergang dauerte dieses langsame Aufwärtsschieben in der Einkerbung, ohne Unterbrechung. Eis und Fels – Eis und Fels. In dieser Zeit fanden sie keinen Standplatz zum Ruhen, es trieb sie vorwärts, um aus dieser furchtbaren Mittelzone der Wand herauszukommen. Die Sonne war unter den Horizont gesunken, die kriechenden Schatten kündeten die Nacht. Noch immer tastete ihr Blick die Wand ab – nirgends ein Platz für die Nacht. Es war sehr kalt geworden, schon sank die Dämmerung. Sollten sie im Seil hängend die Nacht verbringen? Dort – vielleicht ist das ein Vorsprung? Mit

übermenschlicher Kraftanstrengung wurde hinüber traversiert — nichts, es hatte sie genarrt. Und so ging es immer wieder. Endlich, im letzten Schein des Tages, fand sich ein angefrorenes Schneeschild, quadratmetergroß und steil. Vorher mußte ein gefährlicher Quergang riskiert werden. Aber auch das schafften die müden und steifgewordenen Glieder.

4150 m hoch, in einer Wand, die zu den schwersten alpinen Problemen gerechnet wurde und noch nie begangen worden war, saßen die Brüder unter ihrem Schlafsack, angeseilt im Sicherungshaken hängend, aneinandergepreßt auf winzigem Raum, frierend und hungrig — und warteten die Nacht ab. Sie mußten dabei ängstlich das Gleichgewicht halten. Neben ihnen, unter ihnen lauerte der Tod. Wie sehnten sie die wärmenden Strahlen der Sonne herbei. Wohl wird ihnen erst wieder sein, wenn die harte Arbeit im Fels sie völlig gefangen nimmt. Wie lang ist doch die Nacht — die schweigende Bergnacht ...

Doch dann ist der Morgen da. Und mit ihm Wärme und Zuversicht. Der letzte Ansturm kann beginnen. Es gilt, die glatte Gipfelwand zu nehmen. Leichteren Fels finden sie nicht. Aus aufsteigenden Nebelschleiern lösen sich Platten, glatt, grifflos und vereist. An den nächsten 40 Metern arbeiten sie drei Stunden. Unter sich die große mitleidlose Wand. Aber über ihnen ist das Ende abzusehen. Das verdoppelt ihre Kräfte. Sie müssen, müssen es schaffen.

Und sie schaffen es. Der letzte Teil der Wand wird ihnen leicht, nach allen überstandenen Schwierigkeiten. Bald legen sich die Hände auf die allerletzte Kante — ein Zug, ein Hub — sie liegen auf Whympers Gipfelgrat. Und atmen sich die Last von der Seele.

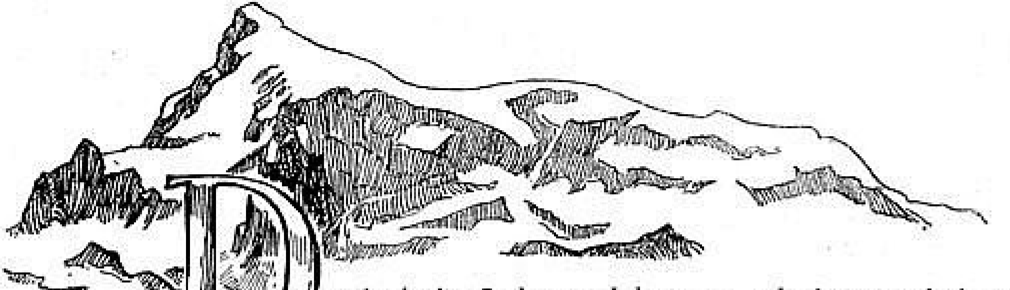
Was stört sie das Berggewitter? Was stört sie Schneesturm und Hagelschlag? Sie brüllen mit dem Sturm um die Wette, sie gehen den Grat abwärts, für andere im Wetter ein Höllenweg, für sie nach dieser Wand eine Bergallee, ein Paradiesweg. Und kriechen in die Solvay-Hütte am Nordostgrat, die eisigen Seile nachschleifend. Schlafen — schlafen! Während zwei Tage der Sturm um das Hüttchen tobt und sie gefangenhält, ist ihnen ungeheuer wohl — nach dieser Tat. Die Nordwand, die sagenhafte, umkämpfte Nordwand gehört ihnen! Was ficht sie an, daß sie nichts anderes als etwas aufgequollenen Mais zum Futtern haben. Auch das Hungern im Berg muß überstanden werden.

Am Montag, dem 3. August 1931, hat das Wetter ausgetobt. Sie steigen ab, die Sieger, durch knietiefen Neuschnee, während von allen Flanken des majestätischen Berges die aufgeweichten Schneemassen brüllend in die Täler fahren.

Es wurde ein Siegesfest im Hotel Schwarzsee und später in Zermatt. Und alle Zeitungen der Welt nannten ihre Namen. Es waren:

Toni und Franz Schmid aus München.

Der Ortler



Der bergfreudige Erzherzog Johann war auf seiner ersten Reise durch „Tyrol" auch in die Nähe des Ortlers gelangt. Des schönen, ragenden Hochbergs reine Linien hatten ihn überwältigt. Der Wunsch, diesen abweisenden Berg, von dem der alte Pater Anich gesagt hatte, er sei „der höchste Spiz im ganzen Tyrol", zu erforschen, trieb ihn, seine Entschlüsse in die Tat umzusetzen. Der Botaniker Dr. Gebhard wurde ausersehen, die Erforschung und Besteigung durchzuführen.

Am 28. August 1804 traf Gebhard in Sulden ein. Er ging den Berg mit untauglichen Mitteln sofort an und wurde, beinahe eine Selbstverständlichkeit, abgewiesen. Danach folgten noch fünf Versuche, die so unrühmlich wie der erste endeten. Gebhard, der Verzweiflung nahe, schrieb an seinen Erzherzog: „Schon waren alle meine Hoffnungen geschwunden, schon sehnte ich mich nach der Möglichkeit, Mals verlassen zu können, wo ich von meinem Fenster aus jede Minute den Berg sehen mußte, dessen Unersteigbarkeit mir so viele mißvergnügte Tage machte – als – – – "

Nun – als am 26. September gegen Mittag ein kleiner Mann aus dem Passeiertale eintrat, Joseph Pichler mit Namen, war plötzlich alles in ein neues Licht gerückt. Der „Josele", unter diesem Namen späterhin eine Berühmtheit weit und breit, stand so bescheiden und treuherzig vor Gebhard, daß dieser ein großes Zutrauen faßte. „Ich will auf die Örtlerspitze und Du sollst mir nun Deine zwei Leute mitgeben." Und ein Weilchen später: „Eine Belohnung mag ich nicht, wenn es mißlingt." Das sagte der kleine Mann mit dem wilden Barte nicht auf Hochdeutsch, er sagte es auf gut Passeierisch. Für Dr. Gebhard war das so leicht nicht zu verstehen, aber es war eine Himmelsrede, als er verstanden hatte. Gebhard war nahe daran gewesen, den Älpler zu umarmen.

So kam es also, daß am 27. September 1804 drei Männer bergan gingen. Sie verließen Trafoi um 2 Uhr in der Frühe – ohne Seil, Leiter und Pickel –, einzig mit zwei Barometern ausgerüstet, und standen um 10 Uhr vormittags auf dem Gipfel. Mit bescheidenem Stolz kamen sie danach vor ihren Auftraggeber, müde, kaum noch der Sprache mächtig, mit angefrorenen Händen und zerrissenen Kleidern. Nur vier Minuten hatten sie sich auf dem sturmumtosten Gipfel halten können – vier Minuten, mit der Höhenmessung ausgefüllt, bei der sie sich wechselseitig festhalten mußten und die ihnen endlos erschienen waren. Sie hatten viel gewagt, mehr als einmal ihr Leben.

So war der Ortler bezwungen worden, von einheimischen Berglern, wie vorher der Montblanc. Die Männer, die Dr. Gebhard aus seinem Gefolge mitgehen hieß, waren die Zillertaler Bauern Klausner und Leitner.

Die drei wackeren Männer waren auch im folgenden Jahre wieder im Berg, diesmal mit der Aufgabe, die Messungen des Vorjahres zu überprüfen, eine schwere Fahne auf dem Gipfel zu hissen und den Weg zu markieren.

Während ihrer zehnstündigen Kletterarbeit stand Gebhard unzählige Male an seinem Fenster und starrte zur Gipfelspitze hinauf. Endlich, zu Mittag, entdeckte „er" seine „Arbeiter" und schließlich, nach langem Warten, auch die schwarzrote Fahne. Das war am 28. August. Am nächsten Tage betrat Gebhard selbst den Gipfel.

„Seine Arbeiter" hatten den Berg erobert. Auch bei dieser Erstersteigung verrichteten Einheimische bezahlte Spürarbeit. Der wissenschaftlichen Forschung war der Begriff der sportlichen Ehre noch unbekannt.

G r a n d e s J o r a s s e s. N o r d w a n d

Da, wo der Weg zur Leschaux-Hütte emporzieht, unweit der großen Moräne, öffnet sich plötzlich der Blick auf die Jorasses. Ein gewaltiger Steilgrat wächst aus dem Gletscher und schwingt sich steil in schwindelnde Höhe, hinauf zur Pointe Walker und Pointe Whymper, den Jorassesgipfeln. Schwarz und unheimlich steht der Riese im Gletscher, seine 1400 m hohe Nordwand drohend gereckt, ihre lotrechten und ungehemmten Fluchten weisend. Zwischen den Gipfeln, nur wenig eingesenkt, eine Scharte, zu der die berüchtigte Eisschlucht der Nordwand hinaufzieht. V e r e i s t e Ü b e r h ä n g e, das sind die Bastionen, die der Berg den Verwegenen entgegenstellt, die es wagen sollten, ihm die Nordwand zu entreißen.

Die besten Seilschaften aller Länder haben ihre Tollkühnheit an dieser schwarzen Mauer erprobt. Sie gelangten in schwerer Kletterei bis zu jenem Eishang, der sich auf ungangbare Riesenplatten, senkrecht gesteilt, stützt. Dort sind bisher alle umgekehrt. Spiegelndes Blankeis, hart und spröd wie Glas und mit 70° geneigt, wies alle Versuche ab. Zwei junge Münchener, Brehm und Rittler, zahlten den Angriff mit ihrem Leben.

An einem regnerischen Nachmittag stehen zwei junge Männer, gebannt auf die Nordwand starrend, unter der Hütte. Ihr Gespräch ist verstummt. Jeder ist mit seinen stürmischen Gedanken beschäftigt, die um die furchtbare Schlucht kreisen. Die Augen tasten an den senkrechten Hängen und Fluchten empor, wieder und wieder, und wie sie sich auch mühen, es ist keine „schwache Stelle" zu entdecken. „Das ist verdammt kein Spaziergang", murmelt schließlich der größere von ihnen und wischt sich über das regenfeuchte Gesicht, der andere nickt nur und nimmt gemächlich den kurzen Weg zur Hütte unter die Füße.

Einige Abende später. Wenige hundert Meter vor dem Fuße der Wand, in einer breiten Falte des Gletschers geborgen, steht ein kleines Zelt. Der Abendwind orgelt in der Wand, es rauscht dumpf in den Eisbrüchen und der letzte Schimmer des Tages verglimmt an den höchsten Zinnen. Unsere Freunde lauschen andächtig den langen Atemzügen des Windes. Die Welt um sie herum ist in schläfriges Dämmerlicht gehüllt, das so recht der wunderlichen Gehobenheit ihrer Gemüter entspricht. Sie stehen vor der Aufgabe ihres Lebens und auch sie wissen, daß es ein Gang auf Leben und Tod wird. Nachher, im Zelt, weicht der kleine Rest von Furcht, den sie angesichts der schweren Wand empfanden. Es gibt einen tiefen und erquickenden Schlaf.

Im Morgendämmern stellt sich das verlassene Gefühl ein, das im fröstelnden Grau des Tagesanbruches immer von neuem da ist. Diese seltsame Verdrießlichkeit gleicht einer hohen Schwelle, die zu überschreiten ist. Dahinter liegt der Tag mit seinen erhabenen Gipfeln, seinen lichten Tälern und seinem großen Himmel.

Die Eisen beißen sich in den steilen Firn ein – die ersten Stufen werden gehauen – der Kampf beginnt.

Steile Eisrinnen – finstere Schründe – unsichere Schneebrücken. An bodenlosen Spalten entlang arbeiten sie sich an den Bergschrund heran. Das ist die Kluft zwischen Fels und Gletscher, fast immer schwer zu überwinden. Eisstaub rieselt unaufhörlich aus der Wand, Eisbrocken und Steine surren pfeifend durch die Luft, mit leichtem Platschen im lockeren Schnee verschwindend. Während sie den Schrund bewältigen, hebt der Tag mit Sonne und Wärme an. Sie bleiben im Schatten der drohenden Wand, vom Widerschein des Lichtes sanft angerührt.

Der Eisüberhang hinter dem Schrund wird durch einen zweiten abgelöst, an dem sie sich mit Seilzug und Eishaken zwei Stunden abmühen, um acht Meter zu gewinnen. In zwei weiteren Stunden heißt es Stufen schlagen, mit erlahmenden Armen und langsam steigendem Zorn. Der Berg ist nun völlig unübersichtlich geworden, und sie wissen nicht, wie lange sie von den Schwierigkeiten im Eis vom Berge noch ferngehalten werden. Es ist kein rechtes Vorwärtskommen, die Wand bleibt weit weg und verschlossen. H a r i n g e r, der eine, von „moralischen Randkluft-Depressionen" erfaßt, faucht und flucht, und P e t e r s, der andere, nachdenklich geworden, denkt an einen möglichen Rückzug. Ein heftiges Bombardement von Eis- und Steinbrocken, von der Sonnenwärme aus der eisigen Starre gelöst, zwingt sie zu letzter Willensentfaltung. Mit ganzer Kraft arbeiten sie sich quer aus den Eiswänden heraus, dem Fels entgegen, der

sie in steiler Rinne aufnimmt. Seit Verlassen ihres Zeltplatzes bis in diese schützende Verschneidung sind 16 Stunden verronnen – für 250 m Höhengewinn! Der Berg, nun wieder in nächtliches Dunkel gehüllt, zeigt schon bei Überschreitung des Eisgürtels seine unnahbare Größe.

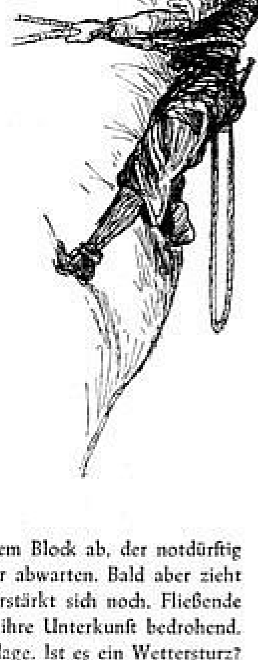
In einer schmalen Gratscharte, etwas bergan, finden sie einen schönen Biwakplatz. Der Kocher summt, Milch und Biomalz sind ihre Abendmahlzeit. Was wird ihnen der nächste Tag bringen?

Er beginnt mit einer Überraschung. Ein feuchtes Seil schleift über Peters Gesicht, langsam in der ganzen Länge. Als sie aus dem Schlaf hochfahren, sehen sie Charlét, den Führer aus Chamonix, über sich, das Seil nachschleifend. Hinter ihm hastet einer, dem dieser Berg sichtlich mißfällt. So ist also Charlét wieder da, von dem man sagt, er sei schon über zwanzigmal daran gewesen, dem Jorasses die Nordwand abzunehmen. Wird er wieder nur bis an den Eishang kommen, wie so oft? Wird der Hang diesmal „die richtigen Verhältnisse" zeigen?

Unruhig steigen sie an, die Konkurrenz ist unterwegs! Der Fels, von Eisrinnen durchzogen und unheimlich steil, ist schwer. Nach langem Mühen kommen sie an den alten Charlét heran, der auch diesmal die richtigen Verhältnisse nicht feststellen kann und im Abstieg begriffen ist. Es ist ihnen deshalb plötzlich sehr leicht ums Herz geworden.

Die Umkehrstelle liegt unter dem gewaltigen Eishang, von dem sie oft gehört haben. Der hängt drohend über ihnen. Blockeis, wie Glas so hart und verräterisch über den Fels gefroren, grünlich schimmernd im hellen Licht des Tages, ist in 70° Neigung auf lange Strecke zu überwinden. Eine Umgehung ist nicht möglich, der Hang zieht sich durch den Berg. So gehen sie ihn mit den Äxten an, schlagen Stufe um Stufe und sind sorgfältig auf Sicherung bedacht. Das unmöglich Erscheinende gelingt: sie überwinden in drei Stunden harter Arbeit die gefährliche Passage und gelangen nun in sicheren Fels. In einer Plattenschlucht, sehr steil und glitschig, gibt es allerlei zu „nageln". Seilzug hin und her bringt sie höher, und so gelangen sie im Dämmerlicht auf eine schmale Felskante, die ihnen rittlings zu sitzen erlaubt. Hier verbringen sie die Nacht. Die Kälte ist mörderisch. Rings in der geisterhaften Runde, von mattem Mondlicht übergossen, zeichnen sich Europas höchste Berge ab. Die Gletscher leuchten schwach zu ihnen herauf, geheimnisvolle Straßen des ewig wandernden Eises.

Stunde um Stunde verrinnt, der Mond wandert, die zwei Freunde sind in jenes helle Wachsein entrückt, das die große Tat erfordert, die nun in ihr entscheidendes Stadium getreten ist. Sie sehen ihren Weg: hinauf auf diesen schweren Berg und hinein in sich selbst. Sie legen sich Rechenschaft ab, von der Ahnung ihres Schicksals ereilt . . .



Am nächsten Morgen gehen sie über verglaste Felsen, die Eigenheit dieses Berges, aufwärts. Sie brauchen Stunden für kleine Strecken, die unvorstellbare Schwierigkeiten zeigen. Die Sicherung muß mit Raffinesse in diesem glatten Gelände gehandhabt werden; sie erfordert Zeit und maßlos viel Geduld. Gegen Mittag ist das Eisfeld im oberen Drittel der Wand erreicht. Nur 200 m über ihnen zeichnet sich der Gipfelgrat scharf gegen den Himmel ab. Zu ihm hinauf führt, noch nicht mit letzter Gewißheit erkennnbar, eine versteckte Schlucht. Sie öffnet den Weiterweg und soll angepackt werden, als mächtige Wolkentiere über den Grat kriechen. Bald sind die Freunde in der rasenden Sintflut brechender Wolken, inmitten von Hagelschauer, Striemenregen, zerrendem Sturm und furchtbarer Kälte – die Bergsteiger stehen bis zu den Knöcheln in der fließenden Eismasse, durchnäßt, mit blassen Gesichtern.

Mitten im tobenden Chaos seilen sie sich zu einem Block ab, der notdürftig Unterschlupf gewährt. Hier wollen sie das Wetter abwarten. Bald aber zieht ein Hochgewitter heran, der tobende Aufruhr verstärkt sich noch. Fließende Schneemassen bringen den Eishang in Bewegung, ihre Unterkunft bedrohend. Zum Frieren gesellt sich die Sorge um die Wetterlage. Ist es ein Wettersturz? Dann ist ihre Lage sehr ernst geworden. Ihr Proviant ist aufgebraucht, die

Das Mädchen verhält ein Weilchen
mit den Augen vorauskletternd ...





Der Paternkofel -
eine kühne Felsgestalt in den Dolomiten

... dann schwingt es sich über die Kante
und packt die steile Wand an (Tiefblick)



Drohend baut sich die Nordwand des Grandes Jorasses auf

Das Klettern an der Felswand der Montanaia erfordert
sehr viel Überlegung und Unerschrockenheit,
um die glatte Wandflucht zu überwinden



schlaflose Nacht wird jetzt fühlbar. Ihre Kräfte lassen nach, der eiskalte Wind lähmt ihre Glieder und Sinne.
Immer stärker wird der heulende Aufruhr. Jede Verständigung ist unmöglich geworden. Sie verstehen sich auch so: R ü c k z u g !
Sie knüpfen ihre Seile aneinander, es sind 80 m. Der verzweifelte Abstieg beginnt. Peters seilt sich als erster ab. Es gelingt. Vom rasenden Sturm hin und her geworfen, findet er schließlich Stand und gibt das Seil für Haringer frei. Bis der bei ihm anlangt, ist der nächste Haken geschlagen. So geht es weiter, Haken um Haken. Ihre Kleider sind zu Eispanzern gefroren, Schnee klebt in ihren Augen, ihrer Nase, die Hände sterben ab, die Seile sind zu Eisdrähten geworden. Qualvoll rinnt die Zeit. Jede Seillänge geht ins wirbelnde Ungewisse, halbe Stunden lang versucht Peters am pendelnden Seil, vom Sturm umhergeschleudert, den nächsten Haken zu schlagen, von dem ihre Rettung abhängt. Neuschneelawinen machen ihre Lage hoffnungslos. Wie rasende Tiere stürzen die Lawinen über ihre Leiber, alles ringsum verschüttend. Der Luftdruck schleudert sie an die Felsen, sie bluten aus vielen Wunden.
Als nach Stunden das ärgste Toben nachläßt, fällt dicht wirbelnder Schnee. In der Schlucht über dem Eishang sammeln sie sich ein wenig, von der schweren Sorge um das Nachtlager gepeinigt. Durchnäßt, übernächtig, zerschlagen — wie sollen sie dem Erfrierungstode entgehen?

Es ist fast Nacht, als sie auf der Suche nach einem Biwakplatz sind, die Augen bohren sich in das Dunkel — vergeblich.
Haringer macht sich vom Seile los und versucht einige Schritte nach rechts zu gehen, einem vermuteten Standplatz entgegen. Peters warnt.

Da ist das Unglück da!
Ein kurzes Wort hallt scharf durch das Dunkel: „E i s !"
Haringer ruft es, sich gewandt im Fallen auf den Fersen drehend, bremsend . . .
Sprühende Funken unter den Schuhen — ein dunkler Schatten schießt im Bogen über die Eiskante . . .
Peters steht in der Schicksalswand, dumpf und erschlagen. Nichts mehr denken.
Allein!
So allein!
Er weint krampfhaft, weint um seinen Freund. Die Nacht, die furchtbare Nacht, die er in einer schmalen, mit dem Hammer in wilder Entschlossenheit eingekratzten Furche verbringt, geht vorüber. Er seilt sich weiter ab, sehr langsam, mit den letzten Lebenskräften auf seine Rettung bedacht.
Und erreicht sein Ziel, nach vielen Stunden, und stürzt nieder zu einem Schlaf des Vergessens . . . aus dem es ein Erwachen gibt.

Die Laliderer Wand

Die klassische Wand des Karwendels – unweit des Kleinen Ahornbodens – ragt in massiger Wucht über den zartgrünen Viehweiden empor. Fast drei Kilometer lang erstreckt sie sich, von mächtigen Strebepfeilern gestützt, quer über den Almboden. Ein Bollwerk, erschütternd in seiner erhabenen Größe, furchtgebietend und majestätisch, wie es die Alpen nur selten an anderer Stelle aufzuweisen haben.

Vor 40 Jahren hätte es kein Bergsteiger von Weltruf für möglich gehalten, daß diese schauerlich schöne, glattfluchtige Riesenwand erstiegen werden könne. Aber die heranwachsende Bergsteigerjugend, unbezähmbar in ihrem Tatendrang, ließ sich durch kein noch so endgültig erscheinendes „Niemals" abschrecken. Sie ging an die letzten „Probleme" mit einer beispiellosen Unbedingtheit heran, schreckte vor nichts zurück und beugte sich vor keiner Schwierigkeit.

1000 m hoch steilt sich die abgescheuerte Kalkwand aus dem Sandkar empor. Sie wirkt völlig glatt und abweisend. Und doch! Im Sommer 1911 fanden die Brüder Herzog die Lösung: in der Bewältigung einer grünen glatten Platte, durch die sich ein feiner Riß zieht, liegt der Schlüssel zur Wand, die später durch die Seilschaft Dibona, Rizzi, G. und A. Mayer bezwungen wurde. Die „Ramboplatte", wie sie heute heißt, erfordert letztes Können. Nur die völlige Beherrschung eines ausgefeilten Kletterstiles und des eigenen Körpers ermöglichen das schier Unmögliche.

Von ihren Füßen bis zu den drei Ausstiegen auf dem Gipfelgrat, über die drei luftigen Strecken von 1000 m, offenbart sich die Wand als ein Wahrzeichen des „Sechsten Grades". Dieser Grad ist die äußerste Schwierigkeitsgrenze, das heißt: für die besten Kletterer gibt es darüber hinaus nichts mehr, was schwerer wäre. Folgendermaßen lassen sich die Schwierigkeiten umreißen: Erstens gibt es keinen Ausweg, weder durch Flankenausstieg (um die Tour abzubrechen oder am nächsten Tage wieder einsteigend fortzusetzen) noch durch Rückzug; zweitens erfordert eine solche Tour vollen körperlichen und seelischen Einsatz (sie darf also nicht zu kurz sein, wie etwa die schweren Fahrten im Elbsandsteingebirge); drittens ist die Kletterei auf der ganzen Länge äußerst schwierig; viertens können im Verlauf der Kletterei keine Hilfsmittel wie Seil, Eisen und Ringe nachgeschafft werden und fünftens kann die Gefahr nicht durch Eisen und Seil beseitigt werden (wie bei der Durchschlosserung der Großen-Zinnen-Nordwand). So also bedeutet der „Sechste Grad": Fahrten von äußerster Schwierigkeit. Zu ihnen zählen die drei Anstiegsrouten in die Laliderer Wand. Sie verlangen „die höchsten menschenmöglichen Fähigkeiten", die ein Bergsteiger aufzubringen vermag. Äußerst ausgesetzte Quergänge, die mit allen seiltechnischen Raffinessen, wie Seilzug, Seilring usw., durchgeführt werden müssen, gefährliche Überhänge, schwierige Risse und Kanten, völlig glatte Plattenschüsse von großer Steilheit, schwierige Kamine, steinschlaggefährdete Schluchten – der Berg hält alles bereit, was wagemutiger Jugend Erfüllung bedeutet. Diese seltsame Riesenmauer steht in einer Reihe mit den gefährlichsten Bergen in aller Welt, sie ist eines der wenigen und letzten großen Probleme der Alpen gewesen.

Sie sind seit Stunden in dieser herrlichen Wand. Nun – da Kälte und Feuchte der Nacht verflogen sind und in die erstarrten Finger langsam wieder das Blut einströmt – ist die bange Beklommenheit verflogen, die der eine der Bergsteiger in der zeitigen Frühe vor der Wand empfunden hatte, als sie noch ins Nächtliche getaucht, unheimlich drohend herunterdunkelte.

Das Felsband, auf dem sie sich jetzt abmühen, zieht sich nach links ins Gewänd. Sie haben das deutliche Gefühl, abgekommen zu sein. Die Wand steht mauerglatt über ihnen, sie gibt keine Antwort.

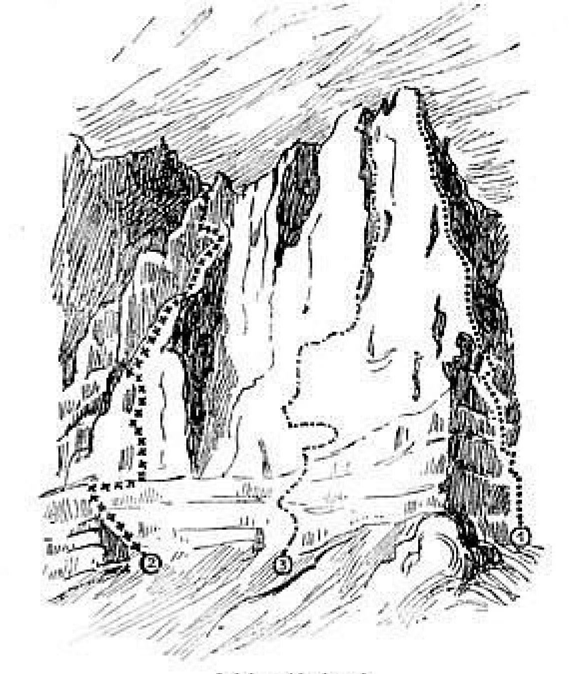
Doch plötzlich spricht sie ...

Da, wo das bröcklige Band endet, in dem roten Plattenschuß darüber, bis zum Ring eingetrieben in den feinen durchziehenden Riß, steckt ein Haken. Das ist nichts Ungewöhnliches in einer Wand wie dieser. Aber im Ring dieses Hakens hängt ein Karabiner mit Schnappschloß, frischer Stahl, blinkend im Frühlicht. Die Freunde sind im Nu gepackt. Was ist hier geschehen? Welcher Bergsteiger läßt ohne Not einen Schnappkarabiner hängen? Ist hier das Schicksal seinen Weg gegangen? Vor ganz kurzer Zeit ...

Vorsichtig schieben sie sich vorbei, das Seil zur Sicherheit einschnappend. An roten Pfeilern entlang, hart von der Wand abgedrängt, tasten sie sich weiter. Es ist ein leises Ahnen in ihnen.

Da – wieder ein Haken, wieder ein Karabiner!

Jäh schlägt die Gewißheit in sie ein: hier geschah Furchtbares! Unter der waagerecht vorspringenden Kante ertastet der Fuß einen Stand, eine Platte, die weit hinausragend über der grausigen Tiefe hängt. Wie sie nun ihre Blicke heben,



Laliderer Nordwand

1 = Herzogweg 1911 2 = Dibonaweg 1911 3 = Auckenthalerweg 1933

hinauf zu einer gelben Wand unter gnadenlosen Überhängen, erspähen sie noch eine Reihe von Stahlringen, die Stationen eines Verzweiflungsweges.
Verwirrt und im tiefsten aufgewühlt, suchen sie weiter. Zu ihren Füßen blühen seltsame Blumen: rotgesprenkeltes Weiß, in rostbrauner Tiefe. Hier verströmte Leben, heißes Leben! Hier war ein Mensch aus der Helle des Tages in das große Dunkel gesunken.

Zerfetztes Seilende, bleich und starr auf dem roten Grunde, deutet das Schicksal. Die Wand hatte über den kühnen Mut gesiegt.
Lange stehen die Freunde, von wildem Aufruhr in der Brust geschüttelt.
Dann wenden sie sich ab und klettern aus der Todesfalle, in der Richtung, aus der sie kamen, schräg hinauf zum nun sichtbaren Wahrzeichen der Wand: zur Ramboplatte. Die Tour geht weiter!

Civetta

Die Dolomiten, das eigenartigste Gebirge der Erde, an Schönheit und Großartigkeit kaum von einem anderen Bergland übertroffen, birgt eine geradezu überwältigende Fülle an lohnenden Bergtouren. Sie sind das Bergsteigerparadies schlechthin. Der Zauber seiner Täler, der hinreißende Glanz des Alpenglühens vor grünsamtenem Himmel, die gleißenden Zinnen und Türme, von Licht übergossen — tief prägt sich diese gnadenreiche Landschaft in die Seele ein. Und alle finden überreiches Erleben: der Bergsteiger, der Künstler, der Forscher — und nicht zuletzt der von der Großstadt erschöpfte Mensch.

Wer wollte die Glanzpunkte dieser Gebirgswelt aufzählen? Diese Fülle des Erhabenen und Königlichen — — Wo könnte sich in dieser Welt Gleiches finden lassen?

Über all den Glanz hinaus ragt die Civetta, die Königin des sechsten Grades. Von ihr sagt Purtscheller: „An erhabener Majestät und Großartigkeit der Hochgebirgsbilder wird die Civetta von keiner anderen Dolomitengruppe übertroffen."

Über dem kleinen Alleghe-See mit dem malerischen Flecken Alleghe erhebt sich die „Wand aller Wände" wie eine gigantische Orgel, mit den Pedalen im See, mit den Tasten auf der Höhe der Schneefelder unterhalb der gewaltigen Felswände und mit den himmelstrebigen Pfeifen unter den Wolken. Die Pfeiler, Spitzsäulen, Türme, aufsteilend zu ebenmäßiger Kontur des erhabenen Berges, erscheinen dem hingerissenen Betrachter wirklich wie die Pfeifen einer Riesenorgel, hineingestellt in das Amo und Credo einer göttlichen Landschaft.



Siebzehn klassische Wege des sechsten Grades führen auf den langgestreckten Gipfel. Wege, bei deren Anblick der Atem aussetzt, Wege, die durch Mauern führen, von denen der schneidige Emil Solleder sagte: „Noch nie hatte ich in den Alpen solche Wände gesehen." Und Antonio Stoppani: „Habt ihr jemals einen schöneren und schaurigeren Berg gesehen?"

Die Harmonie dieses titanischen Berges, seine ergreifende Schönheit und Größe werden unterstrichen durch die heldenhaften Taten der Bergsteigerjugend, die diesen Riesen in den Jahren 1925—1935 bezwang. Auf 17 Wegen, von denen einer immer kühner, gefährlicher und schwerer als der andere ist, rang sie ihm mit Hilfe aller Register der Kletterkunst die letzten Möglichkeiten ab. Heute gelten diese Bergfahrten als das Letzte und Höchste im Fels, als die Krönung der reinen Felskletterei.

Jede dieser Fahrten hat ihre Geschichte. Heldenhafte Begebenheiten, unzählige Abenteuer auf Leben und Tod, Stunden und Tage härtesten Kampfes unter Einsatz letzten Willens und letzter Kraft — das sind Stationen auf den heroischen Wegen zum Gipfel. Emil Solleder eröffnete 1925 den Sturm auf die unbezwungenen Wände und Türme. Er erzwang sich den ersten Weg sechsten Grades:

durch die Nordwest-Wand des Civetta-Hauptgipfels
(Wandhöhe 1100 m)

Wenn es überhaupt eine maßgebende Wertung der bergsteigerischen Großtaten gibt, die anerkannt wird, so gehört diese Route unter die drei schwersten in

der Welt. Solleder ging sie mit Lettenbauer, beide waren Münchener. Ihre Leistung wurde als die erste vollkommene und mustergültige Begehung im Stile des sechsten Grades gewertet, die im Bereich der Dolomiten durchgeführt wurde. Bis 1929 blieb die Route ein Gebiet der Münchener als Zeugnis der Vormachtstellung, die die bayerischen Alpinisten unbestreitbar immer inne hatten. Die zweite Durchkletterung wurde 1928 von Leo Rittler und W. Leiner und die dritte 1929 von Toni Schmidt, dem Helden der Matterhorn-Nordwand, und E. Krebs durchgeführt. Der prachtvolle Weg hatte bald internationalen Ruf. Tüchtigste Kletterer aus aller Welt versuchten sich an ihm, zwangen ihn oder kehrten schon nach dem Einstieg um. Die ersten brauchten 15 Stunden, die meisten mußten in der Wand biwakieren, manche zweimal. Die Route forderte schon bald ihre Opfer. Drei junge Menschen bezahlten ihren Mut mit dem Leben.

Die folgende „Weg-Beschreibung" soll uns nun in mancher Hinsicht ein Bild geben: Wenn die kühnen Erstersteiger ihre atemberaubend verwegenen Touren bestanden haben, schildern sie oder die Nachfolgenden den Weg auf eine Weise, die Irrtümer bei weiteren Besteigungen ausschließen soll. (Ich habe die Zuverlässigkeit solcher Beschreibungen z. B. an der Großen Zinne, am Monte Cristallo oder „im" Paternkofel mit Bewunderung überprüfen können.) Der geübte Bergsteiger hat schon daheim ein vollkommen zutreffendes Bild der Route gewonnen, lange bevor er sie anpackt. Aber selbst dem Nichtbergsteiger zeigt die Beschreibung, wenn er sich nur einigermaßen hineinzudenken vermag, welche Fährnisse den Kletterer erwarten und wie die Begehung abläuft. Für unser Buch wollen wir nun eine solche Darstellung bringen und wählen zu diesem Zweck die der Solleder-Lettenbauer-Route auf die Civetta aus. Sie wurde von Domenico Rudatis geschrieben, einem Venezianer und begeisterten Alpinisten großen Formates. Sein Name ist mit einigen der 17 Erstbesteigungen sechsten Grades auf die Civetta für immer verbunden.



Wegbeschreibung:

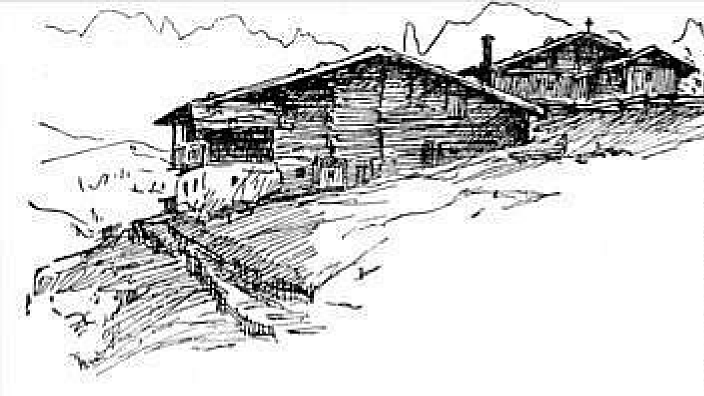
Ein wenig rechts der Gipfelfallinie befindet sich ein großer Felssockel, der zwei breite Schneemulden trennt. Über dem Sockel erhebt sich, gegen rechts hin, ein kleiner, alleinstehender gelber Turm. Man quert von rechts in halber Höhe den Sockel und steigt dann in die kleine Scharte hinter dem genannten Turm. Von hier sieht man ein zweites, schwarzes und nasses Türmchen. Rechts von diesem steigt man auf nassem Fels zu einer mit Erde bedeckten Scharte zwischen dem schwarzen Türmchen und einem abstehenden brüchigen Vorsprung der Wand. Nach der Ersteigung dieses Vorsprunges quert man nach links (2 Haken), einen brüchigen Riß verfolgend. Man übersteigt einen roten Block und quert weiterhin, schräg ansteigend, durch einen überhängenden festen Riß (Haken) zu einem schlechten Rastplatz (äußerst schwierig!). Durch den darauffolgenden stark überhängenden Riß zu einem guten Rastplatz. Man folgt weiter diesem stets überhängenden Riß und erreicht nach 45 m eine Nische. Nach Überwindung einer nassen Wandstufe tritt man in den großen Kamin ein, der oben durch ein riesiges Dach geschlossen ist. Man steigt zuerst über die (im Sinne des Aufstieges) linke Wand des geschlossenen Kamins und quert dann links aufwärts (Haken) zu der vom Kaminrand gebildeten Kante (Haken). Von diesem Punkte quert man abermals nach links in die äußerst ausgesetzte Wand (Haken), steigt

hier etwa 5 m hoch und begibt sich dann in den Kamin zurück, indem man nach rechts quert, — oder man steigt direkt in den Kamin, indem man den Überhang an der Randkante überwindet und so einen Absatz im Kamingrunde, unterhalb einer Verengung desselben, erreicht (Variante F. und T. Schmid). Auf beide Arten ist dieser sog. „Blockkamin" äußerst schwierig, viele behaupten, dies sei die schwerste Stelle des ganzen Weges. Der ganze Blockkamin kann aber umgangen werden, indem man links desselben ansteigt (Variante der Führer aus Cortina). Im Kamin steigt man dann, nach dem Überhang, etwa 60 m weiter und gelangt so an eine gut gangbare kleine Geröllschlucht. Hier zweigt nach links die Rittler-Leiner-Variante ab, welche den ursprünglichen Weg nach etwa 300 m beim Eintritt in die große Hauptschlucht wieder erreicht.

Von der kleinen Geröllschlucht aus steigt man in einem Riß der Wand rechts empor, bis zu einigen gut sichtbaren Haken, dann quert man eine gute Seillänge auf einem Bande nach rechts. Über eine Plattenzone, die keine besonderen Schwierigkeiten aufweist, kommt man auf ein waagrechtes Schneeband, auf gleicher Höhe wie der Anfang des großen Schneefeldes der Wand, „der Cristallo" geheißen. Rechtshin erblickt man nach einigen gelben Abstürzen und über einem gelben verzweigten Riß einen grauen, wenig tiefen Riß in einer riesigen Verschneidung. Man erreicht diesen Riß über eine brüchige und überhängende Wand, welche zu einer Querung nach rechts zwingt. Man steigt zuerst zu einer steilen Rinne rechts oben, dann (Haken) quert man nach links absteigend eine brüchige Kante und quert weiter bis zu dem grauen Riß. In diesem steigt man etwa 90 m empor. Derselbe wird weiterhin zu einem Kamin, in dem man ungefähr 40 m mit geringerer Schwierigkeit fortsteigt, bis man eine dreieckige Kanzel erreicht, auf der man auch biwakieren kann (Steinmann).

So gelangt man zur „Hauptschlucht", deren Eingang als unmöglich erscheint. Im Halbkreis von rechts nach links erreicht man mit drei Seillängen — (hier findet sich Wasser!) — einen Riß am Schluchteingang. Sicherer Rastplatz. Das Ende des Risses bildet ein überhängender gelber und brüchiger Wulst. Über diesen (Haken) gelangt man nun in die Schlucht. Mehrere Kamine der rechten Wand vereinigen sich im Grunde der Schlucht. Die nächste Schluchtstufe wird durch niederfließendes Wasser hindurch überwunden (Haken am Überhang) und je nach der Wassermenge ergibt sich hier ein unvermeidliches Bad. Diese Steilstufe kann jedoch durch einen Kamin umgangen werden (Variante der Führer von Cortina). Die nächste Steilstufe wird links auf trockenem Fels überwunden. Hier verläßt man nach links gewendet die Hauptschlucht. Ein Schuttband bietet einen guten Biwakplatz. Nach den glatten Felsen links der Schlucht führt das Band gegen links in einen engen Kamin. Durch diesen gelangt man zu einem Grat, einer Art gestuften Felsvorsprunges, der sich bis in die Wand fortsetzt. Nach links über leichteren Fels, und dann wieder über kurze steilere Risse nach rechts. Es folgt dann ein längerer Kamin mit einer Einschnürung; er berührt sich hier mit einer gelblichen Gufel. Aufwärts über die rechte Wand (Haken) und dann in einem Risse nach rechts queren! Hier folgen zahllose Kletterstellen, meist steile Stufen, die von Rissen durchzogen sind und bedeutende Schwierigkeiten bieten, während das Zurechtfinden leicht bleibt. Man hält sich immer in der Richtung der gut sichtbaren Gratscharte, die sich ungefähr 30 m nordöstlich vom Gipfel befindet. Besonders schwierig ist der unmittelbare Ausstieg im überhängenden Fels auf die Scharte.

Im allgemeinen ist der Fels sehr zuverlässig. Doch besteht im mittleren Teil Steinschlaggefahr. Dieser kann man durch die Rittler-Leiner-Variante entgehen, welche aber den Nachteil hat, teilweise viel brüchiger zu sein.



Die kniffligen Nadeln und Türme

Nach den großen Besteigungen der Frühzeit, die über weite spaltenzerrissene Gletscher auf mächtige Gipfel geführt hatten, folgte der wilde Ansturm auf alles, was unersteiglich schien. Felsnadeln und -türme, die spürsinnig auserkoren wurden, zierten die Flanken des gewaltigen Montblanc, den breiten Sellastock, die schluchtenreiche Brenta, den zartleuchtenden Rosengarten, um einige Beispiele zu nennen. Dicht an den Fels geschmiegt, kletterte man nun mit Händen und Füßen auf Reibung; Seil, Hammer, Haken und Schnappringe mit Meisterschaft gebrauchend. Nach und nach kapitulierten alle schwierigen Aufstiege vor der sich mehr und mehr verfeinernden Kletterkunst; es blieben einige Türme übrig, die immer wieder die Kühnsten herausforderten und an deren Eroberung auch berühmte Bergsteiger lange Zeit verzweifelten. Doch mit der Bezwingung des Triester Turmes in der Civetta, des Dent du Géant und des Crépon am Montblanc und des Campanile di Val Montanaia sind großartige Abschnitte der letzten Bergepoche abgeschlossen worden. Von einigen der schönsten will ich berichten.

Guglia di Brenta

Die Guglia reckt sich aus dem Massodikar im Einschnitt zwischen zwei mächtigen Bergen der Brenta empor. Das Auge erblickt eine Felssäule von edelstem Ebenmaß, die wohl der eindrucksvollste Turm der Alpen ist. Von ihm sagt einer ihrer Besteiger, sie sei der schönste und wohl auch der schwerste Berg der Alpen, wenn man von allen Bergen die leichtesten Anstiege in Betracht zieht. Er wollte damit sagen: die Guglia hat nur schwere Wege bereit, sehr schwere sogar.

Brenta – wunderbares Bergland! Tief ins Rot getönte Wände, wilde Zackengrate, fließende Gletscher und tosende Wildbäche. Einsame Wälder ziehen sich hoch hinauf bis fast unter die Gletschertore. In ihnen hausten vor noch nicht langer Zeit die letzten Bären.

Von den herrlichen Gipfeln – der Cima Tosa, dem Crozzon, der Cima Brenta alta und der Vedretta Brenta – bietet sich ein Rundblick, der wohl einer der weitesten in den Alpen ist: nach Norden in die Ortler-Alpen, nach Süden zum blauen Gardasee, nach Osten in die Dolomiten und nach Westen in die unmittelbaren Nachbargruppen, in die Presanella- und Adamello-Alpen.

Der Weg auf die Guglia ist klassisch geworden. Seit ihrer Eroberung im Jahre 1899 durch Karl Berger und Otto Ampferer haben sich die besten Seilschaften der Welt an ihren Kanten, Mauern und Kaminen erprobt. Auf ihrem schmalen Scheitel standen, trunken von Bergseligkeit, die jungen Alpinisten aus allen Ländern, in denen die Liebe zu den Bergen gedeiht. An ihren messerscharfen Graten kämpfte Jugend um Sein und Nichtsein im Toben der Wetter, von den tödlichen Strahlen der Blitze umloht. Auf ihren Bändern biwakierten Verirrte oder Verspätete, um in Nächten wundervollen Erlebens die mondlichtübergossene Bergwelt zu bewundern.

Hans Pfann, dem die zweite Besteigung der Guglia 1900 mit seinem Freunde Leberle gelungen war, stellte in seinen Erinnerungen die Guglia noch über die Drei Schwestern von Vajolett.

„Da kam ich zu dem Ergebnis, daß doch diese unvergleichliche Berggestalt in der Brenta höhere Anforderungen an das Können des Ersten am Seil stellt."

Die Vajolett-Türme

Guido Rey hatte die Vajolett-Türme „unwirklich, toll und furchterregend" genannt und sie dabei mit den gewohnten großartigen und heiteren Bergen seiner Heimat verglichen. Mit zwiespältigen Gefühlen war er vor die aufsteilenden Felsraketen getreten, von ihren ungeheuerlichen Abstürzen überwältigt. Dies, so empfand er, war ein Bild, das man vor seiner Mutter ängstlich verbergen mußte, wenn man sie liebte und ihr die Unbefangenheit des Lebens nicht nehmen wollte.

So stehen sie, diese steinernen Türme, inmitten einer paradiesischen Landschaft, hoch über den Wäldern des Tschamintales.

Vor unendlichen Zeiten bauten in Millionen Jahren emsige Tierchen am Gestein, das ihre Wohnung war, hoben Urkräfte das Korallengestein empor und türmten es in gigantischen Blöcken gegen den Himmel. Hunderttausende von Jahren nagten Sonne und Regen, Sturm und Eis am Dolomit, fraßen sich die Wasser tief hinein. Langsam sanken die mächtigen Blöcke in den Staub, die tiefen Täler ausfüllend. Nur einzelne Säulen wehrten sich gegen die unaufhaltsame Einebnung, ihre härtere Substanz widerstand der Vernichtung. Es sind die ragenden Zinnen, die König Laurins Rosengarten, wie dieses zauberhafte Stück der Dolomiten poetisch genannt wurde, krönen.

Der Rosengarten! Wer je die grauen Zinnen dieser Bergwelt im Alpenglühen sah, versteht den zärtlichen Namen. Überirdisch, wie von innen her erglühend, ragen die Türme und Wände in den Abendhimmel – ein leuchtendes Bild, der Erdenschwere völlig enthoben.

Den östlichen Eckpfeiler der Drei Schwestern von Vajolett, der kühn und unwahrscheinlich aus dem Kar emportrotzt, eroberte im Jahre 1887 ein blutjunger Student im Alleingang – Georg Winkler. Außer einem Zettel mit dem Datum hinterließ der junge Mensch keine Zeile über seine Tat. Wir wissen auch sonst nichts von ihm – außer seinem tragischen Tode. Er ging im Jahr darauf das Weißhorn an und blieb im Berg verschollen, bis heute nicht gefunden. Der Turm am Vajolett trägt seither seinen Namen.

Die mittelste Zinne holte sich 1892 Stabeler und die unnahbarste, schrecklichste 1895 Hermann Delago. Auch diese Türme tragen die Namen ihrer Bezwinger.

Winkler-, Stabeler- und Delagoturm! Welch weltberühmter Dreiklang! 1899 überschritten Eduard Pichl und Hanns Barth den Winkler- und den Stabelerturm und sahen von diesem aus die steile und mauerglatte Schlußwand des Delagoturmes. In ihrer herben Flucht erwies sich nur ein feiner gebogener Riß als einzige Angriffsstelle, der Pichlriß, wie er fürderhin heißen sollte. Vor dem Angriff sahen sie tief im Tal, fast senkrecht unter sich, Hütten, Almen und Wälder liegen, geborgen in der Hut der schweren Wände ringsum. Dann verkrallten sich die Hände mit aller Kraft im Riß, während die Manchonsohlen der Kletterpatschen jede noch so kleine Rauhigkeit am Fels erfühlten. Wie herrlich hafteten diese Sohlen selbst am senkrechten Fels! Arme und Füße tief in den Riß versenkt, schoben sie sich mit den Körpern zentimeterweise aufwärts, oft nichts als eine rauhe Andeutung unter den Füßen. Dann waren sie oben! Schwer keuchend, zerschunden und naß von Schweiß. Diese schlimmste Stelle der Überschreitung hatte ihre ganze Kraft verzehrt.

Die verwunschenen Türme rückten auf einen Schlag in das Licht der Welt. Ihre Überschreitung wurde zur Modetour aller Zünftigen. Und wer sich die Überschreitung nicht zutrauen konnte, der wollte wenigstens einen der Türme erklettert haben. – Die Durchkletterung des Pichlrisses blieb bis auf den heutigen Tag eine meisterliche Leistung. Der Riß ist schwer, er schied die Spreu vom Weizen.

Der alte Fistill Franz, weithin bekannt wegen seiner witzigen Schlagfertigkeit, ist seit dem frühen Morgen unterwegs. Selbst durch den dicken Nebel, der die zauberische Landschaft verhüllt, ist die rote Perücke noch zu sehen, die seinen vollmondglatten Schädel ziert. Warum sie gerade knallrot sein mußte, ist ungeklärt geblieben.

Wie in Watte verpackt, erscheint die Welt, in der nur die fallenden Tropfen unter den Zirben zu hören sind.

Fistill, der Bergführer, schmunzelt in sich hinein. Er ist äußerst vergnügt. Von seinem Herrn, der mißmutig ob des unsichtigen Wetters hinter ihm trabt, kann dies nicht behauptet werden. So geben beide in der Stille dieses weißwogenden Morgens ein Bild menschlicher Gegensätze ab.

Der „Herr" will auf den „Delago", den Turm mit dem doppelten Führerhonorar. Fistill macht sich darüber Gedanken ...

Nach dem steilen Weg zum Einstieg kommt der Fels, den Fistill schon lange durch den Nebel gefühlt hat. Eine scharfe Kletterei bringt sie rasch hinauf – mitten in die schönste „Waschküche". Ringsum ist das Nichts.



Die Vajolett-Türme

Die schöne Kletterei hat den Mißmut des „Herrn" nicht ganz besiegen können. Immerhin ist jetzt noch etwas anderes da: die Freude am Gelingen.
Hat der Berggott in den schwarzen Gedanken Fistills lesen können? Kennt er sein noch schwärzeres Herz?
Die Nebel lichten sich plötzlich. Ein mächtiger Bergstock wird sichtbar, zu seinen Füßen Täler, Häuser, Wälder.
„Der Schlern."
Und dann noch andere – ringsum ist es hell geworden.
Unmittelbar vor ihnen taucht ganz zuletzt ein Turm auf.
„Ein Turm?"
„Jo – Herr – dös – dös – dös – dös isch der Delago." Fistill kratzt sich an der roten Perücke – er läge jetzt gerne tief unten ...
„Ja – Fistill – und wie heißt der Turm, auf dem wir sitzen?"
„Jo – Teifl, Teifl, Gottssakrament, jetzt hon i bei dem sakrischen Nebel akkurat den folschen Gipfl derwischt."

Der Triester Turm, Südwand

Dieser herrliche Turm von gigantischem Ausmaß, den Domenico Rudatis den „Turm aller Türme" nannte, ist der Südpfeiler der Civetta und bildet zusammen mit der Cima de la Busazza den Abschluß des wilden und einsamen Corpassa-Tales. Zu Whympers und Purtschellers Zeiten hatte er noch keinen Namen. Er und seine großartige Nachbarschaft waren völlig unbekannt. Erst der Spürsinn der Jungen, die zu ihren großen Taten gelangen wollten, enthoben ihn seiner Weltabgeschiedenheit.
Torre trieste – von der italienischen Bergsteigerjugend so getauft – ist heute ein Begriff, und zwar einer von höchstem alpinem Rang. Auf seinen winzigen Scheitel hoch über den Karen des Tales führen fünf Wege, alle klassisch schön und unheimlich schwer. Der Turm vereinigt von den 17 Wegen sechsten Grades im Bereich der vielgegliederten und breiten Civetta allein 5 Wege auf sich. Ein wahrhafter König der Kletterberge! Sieht man ihn abgebildet, so können sich leicht falsche Vorstellungen über seine Größe einstellen. Erst ein Vergleich mit den in seinen furchtbaren Flanken kletternden Menschen läßt die ungeheuren Ausmaße deutlich werden. 700 m mißt seine Westwand. Sie stürzt schaudererregend bis auf den Talboden ab.

Herausfordernd und königlich steht der Turm aller Türme über dem Tale. Daß er mit großer Leidenschaft berannt werden würde, war nach seiner Entdeckung selbstverständlich.

1934 wurde die Südwand erstmalig durchklettert. Das Wagnis unternahmen R. Carlesso und B. Sandri. 25 Stunden reiner Kletterzeit und einige Dutzend Mauerhaken waren dazu nötig.

Verfolgen wir nun einmal den Verlauf des Anstieges. Unser Bild zeigt den Turm von Südwesten gesehen. (Hinter ihm ragt die Flanke der Civetta empor, hier nur leicht angedeutet.)

Ein Latschenband, also ein Weg mit Krummholzkiefern, vermittelt den Einstieg. (So nennt man den ersten Schritt in die Wand.) Nun geht es ein Stück empor zu einem Felsband, das sich unmittelbar unter dem großen Wandsturz der unteren Hälfte hinzieht. Auf diesem leicht nach rechts und dann schräg rechts aufwärts zu einer großen Vertiefung in der Wand. Dann ein großes Wandstück gerade empor und kurz unter dem ersten Querband zweimal links haltend auf dieses hinauf. Das Band durchzieht die Wand waagerecht von Grat zu Grat: dieser Teil der Wand bietet bis hierher unablässig äußerste Schwierigkeiten. Die Überwindung der Vertiefung erfordert viel Zeit. Es folgen Risse, Dächer, überhängende Wände von teilweise sehr bröckliger Beschaffenheit. Alle Teile sind sehr ausgesetzt, d. h. sie müssen über freiem Abgrund überwunden werden.

Triester Turm, Südwand Carlesso-Sandri-Weg

Die nächste Stufe ist 70 m hoch und vermittelt den Durchstieg zum zweiten Bande, das deutlich zu sehen ist. Sehr guter Fels. Sehr schwer, aber nicht so gefährlich wie die untere Wand.

Vom zweiten Bande aus wird nun der schöne Gipfelobelisk in Angriff genommen. Zunächst eine Seillänge nach links bis in die Westwand. Dann 100 m schräg rechts aufwärts. Unter Ausnützung eines feinen Risses etwas nach links. Dann einem rechts aufwärts führenden Riß folgend zu einer Traverse, die wieder nach links führt, mit dieser zum linken Schlußkamin und in diesem zum Gipfel hinauf. (Ein Traverse ist eine zur Querung geeignete Felsenbildung, in unserem Falle eine Schulterwehr. Ein Kamin wird von drei Seiten vom Fels gebildet, ist also ein großer Riß in der Wand, in den ein Mensch teilweise oder ganz hineinklettern und in dem er sich emporstemmen kann: Spreizschritt, mit den Armen stemmend, oder Rücken an der einen und Füße an der gegenüberliegenden Wand, emporruckend.)

Im Gipfelaufbau ist der Fels sehr platt und fest. Der zweite Teil des Weges durch die Südwand ist ebenfalls stark ausgesetzt, bietet aber für erstrangige Kletterer keine so gefährlichen Schwierigkeiten wie der untere Wandteil.

Raffaele Carlesso hatte nach seinem bewunderungswürdigen Unternehmen am Triester Turm eine Vergleichstour unternommen: Er durchkletterte die berüchtigte Nordwand der Großen Zinne, um festzustellen, welcher Tour der Vorrang gebührt. Er entschied sich für die Südwand des Torre trieste, die bei anderthalbmal größerer Höhe eine beträchtlichere Vielfalt äußerster Schwierigkeiten aufweist.



BERGE IN DER WELT

Die wissenschaftliche Forschung war der Antrieb, der zur touristischen Eroberung der Alpen geführt hatte. Ihre Männer bildeten auch jetzt wieder den Vortrupp, als sich die Hochtouristen den außereuropäischen Bergen zuwandten, da die europäischen Gebirge erobert waren und der tatenfrohen Bergsteigerjugend kaum noch lohnende Hochziele boten. Bedeutende Wissenschaftler, voran Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, die große Zahl der englischen Vermessungsbeamten, unter ihnen Everest, Montgomery und Austen, ferner Friedrich Parrot, die Brüder Schlagintweit, Joseph Hooker und schließlich Sven Hedin waren in die fremden Gebirge eingedrungen und hatten unbekannte Berge in das Licht der wissenschaftlichen Erkenntnisse gerückt. Ihnen folgten die berühmten Alpenerschließer und Hochtouristen auf dem Fuße. Ihre große alpinistische Erfahrung, gewonnen im zähen Ringen um die stolzen Gipfel der Hochalpen, ihr Mut und ihr unbezähmbarer Abenteuerdrang waren die unbesieglichen Bundesgenossen im Kampfe mit den Giganten einer noch fremden und bedrückend gewaltigen Gebirgswelt.

Der Kaukasus, das Verbindungsglied zwischen den Alpen und den fernen Hochgebirgen Asiens, zog als nächstliegendes Betätigungsfeld die bergfrohe Jugend an. Er wurde bald zur Hochschule der außereuropäischen Alpinistik. 1868 packten Freshfield (wir werden diesem Namen noch öfters begegnen), Moore und Tucker als Erste die mächtigen Gipfel an. Ihnen sollten in rascher Folge die Besten der europäischen Schule folgen, um an dieser verlockenden Aufgabe für noch größere Taten heranzureifen.

Zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspischen Meer hingelagert, von den Manytschsümpfen im Norden und dem armenischen Gebirgsland im Süden begrenzt, bietet der Kaukasus das Bild eines jungen, 1200 km langen Faltengebirges mit quertälerlosen, stark vergletscherten Kämmen. Nur wenige Pässe vermitteln mühevolle Übergänge. Das Gebirge ist deshalb schwierig zu durchdringen. Der mittlere Teil allerdings ist durch die im vorigen Jahrhundert angelegte Grusinische Heerstraße gut erschlossen worden. Diese wunderbare und kühngeführte Kunststraße ermöglichte die Entwicklung einer bodenständigen Wirtschaft, deren Mittelpunkt heute die Stadt Ordschonikidse mit 130000 Einwohnern ist.

Georgien, der westliche Teil des Kaukasus, ist die bekannteste Landschaft des Gebirges. Seine Hauptstadt Tiflis liegt in einem weiten Gebirgskessel an der Grusinischen Heerstraße und zählt 520000 Einwohner. Die Georgier, ein altes Volk mit hoher Kultur, sind hochgewachsene, schöne Menschen, die eine eigene Sprache und Schrift weitertragen und denen man Hochsinnigkeit und Edelmut nachrühmt.

Achasien und Armenien schließen das Gebirge nach Süden ab. Während in der Hauptstadt Suchum Palmen und Zypressen wachsen, liegen die saftigen Bergweiden der armenischen Hochfläche sieben Monate unter einer mächtigen Schneedecke. Teeplantagen dort und erdbebengeschüttelte Geröllfelder hier – welch große Gegensätze, bedingt durch Lage und Aufbau dieses mächtigen Gebirges. Sie sind charakteristisch für diese eurasische Landbrücke.

Die hochtouristische Eroberung des Kaukasus begann mit der Besteigung des Elbrus-Ostgipfels (5629 m) und des Kasbek (5040 m) unter der Führung Freshfields. Wenige Jahre später folgten Grove, Walker und Gardiner, die den höheren Westgipfel des Elbrus bezwangen. Jetzt wurde auch der Ararat (5165 m) durch Bryce neuerlich bewältigt, nachdem dieser Riese des armenischen Hochlandes erstmalig schon 1829 durch Parrot erstiegen worden war. Wir sehen also, daß die erste Phase des Kampfes um die Kaukasusgipfel von den Engländern bestritten wurde. Das Whymper-Erbe war auch hier angetreten worden.

1884 folgte der Ungar Moritz von Dechy, der die Riesen Adai-Choch, Tetnuld-Tau und Ukin besiegte. Das große Jahr der Eroberungen aber war das Jahr 1888. Viele Engländer, darunter der große Mummery, Stern des Alpine Clubs, sowie Deutsche und Schweizer berannten die stolzen Gipfel. Es fiel der Zweithöchste, der gewaltige Dych-Tau, es folgten Katuin-, Saluinan- und Mischirgi-Tau, und schließlich noch der Schschara, der dritte der Großen. In diesem Jahr betrat als Krönung aller Erfolge Cockin den Nordgipfel des trotzigen Uschba, der

als unbezwinglich gegolten hatte. Es war ein beispielloses Jahr! Aber auch ein Jahr der ersten Toten im Kaukasus. Donkin und Fox gingen mit ihren Schweizer Führern am Koschtan-Tau zugrunde.

Bis zur Jahrhundertwende war die alpine Eroberung des Kaukasus abgeschlossen. Alles in allem gesehen, hatten die sportlichen Engländer ihren Großtaten in den Alpen ein neues Ruhmesblatt hinzugefügt, indem sie die Hauptarbeit übernommen hatten. Den Deutschen Merzbacher, Rickmer-Rickmers, Pfann, Leuchs und Distel fiel dabei ein ehrenvoller Anteil zu: sie mußten sich in der Endphase der Erschließung des Kaukasus auf schwersten Wegen bewähren.

Der Elbrus

Vor der großen Stammkette des Kaukasus, die sich von Noworossijsk an der Straße von Kertsch bis nach Baku am Kaspischen Meer hinzieht, steht wie ein Wächter vor der Front der gewaltige, doppelgipflige Elbrus. Von seinem mächtigen Haupt fließen die Gletscher talwärts, seine obere Hälfte in einen schimmernden Mantel hüllend, der weithin in die langen Täler strahlt, die sich vor der Kette dehnen. „Mingitau" – Weißer Berg – so nennen ihn die Tataren, „Aschda Machua" – Berg der Götter – die Tscherkessen, „Orfi Itub" – Wohnung der Glückseligen – die Abchasen. Ihnen allen ist er der Heilige Berg, der in seiner majestätischen Größe und Einsamkeit weit vor der verbundenen Gemeinschaft der anderen Berge steht. An ihm ist nichts, was an getürmte Wildheit, an bizarre Felsformation erinnert, keine steilenden Flanken, keine drohenden Wände geben ihm Wucht und Erhabenheit. Der Elbrus fesselt den Blick einzig durch seine majestätische Größe. So steht er einsam vor der Nordkette des Kaukasus, ein erloschener Vulkan, wie seine Brüder in der Welt ein Kegel, gebildet aus erstarrten Lavamassen.

Er ist „leicht" und einfach, er bietet keine Schwierigkeiten. Wie sein Verwandter in Japan, der „Herr Fuji-san", oder sein Bruder, der Chimborasso in Ecuador, zeigt auch er nur eine schräge Anstiegsfläche, die sich zum Himmel emporzieht, gleichförmig und scheinbar unendlich. Dennoch – wer könnte behaupten, daß die Besteigung eines der großen Vulkane ein Spaziergang wäre? Sie, die Fünf- und Sechstausender, verstreut über die ganze Welt, erloschene und noch tätige Feuerschmieden Vulkans, sind alle eisgepanzerte Riesenhäupter, die ihren Besuchern Eis und Kälte, tiefen Neuschnee, tückische Spalten, lähmende Nebel und furchtbare Stürme entgegenstellen.

So hatten auch am Elbrus alle Touristen nach Freshfields halbgelungener Erstersteigung (er betrat mit seinen Freunden nur den niedrigeren Ostgipfel) in den Jahren 1868 bis zur Jahrhundertwende den langen mühseligen Weg durch tiefen Neuschnee waten müssen, von der scharfen Kälte gepeinigt, von widrigen Stürmen geschüttelt. Und manche Expedition war zur Umkehr verdammt gewesen.

Hoch oben, in 5268 m Höhe, bilden die Gipfel eine schluchtähnliche Senke, den Elbrussattel. Dieser Korridor ist wahrscheinlich der Boden des Hauptkraters, der sich nach Nord und Süd erweitert hatte und so durch Einschnitte die zwei Gipfel bildete. Hier herrscht bei Windstille eine durchschnittliche Kälte von 20° C. So traf es Andreas Fischer im Jahre 1904 an. Er überschritt als Erster den „Mingitau" von Nord nach Süd und genoß das Glück windstiller Gipfelstunden.

Der erste Eindruck einer Umschau vom höchsten Gipfel des Kaukasus wird bestimmt von der Grenzenlosigkeit des unermeßlichen Raumes zwischen zwei Meeren. Man steht im Banne eines grandiosen Schöpfungsaktes, und nur langsam gewinnt Nächstliegendes Gewicht und Wirklichkeit. Zahllose Eisströme ziehen in den Lavafurchen zur Tiefe hinab und versinken in Schluchten und Talschründen. Darüberhin fliegt der Blick nordwärts hinaus in die gelbe Steppe und verliert sich in den verschwimmenden Farben der blauen Ferne. Nach Westen dehnt sich die Masse der abchasisch-pontischen Bergwelt bis zum Schwarzen Meer hin, das in dunkelnder Ungewißheit zu erahnen ist. Nach Süden und Osten aber öffnet sich dem trunkenen Auge der Blick auf die nahe Kette des Zentralkaukasus. Licht und Schatten überspielen die Riesengarde der kaukasischen Recken, unzählige und feierlich machtvoll, eine glanzvolle Suite. Da ragen sie heraus, die besiegten und ihrer Weltferne entrückten Hochberge, noch vor kurzem fast gänzlich unbekannt: Usunkal, Uschba, Tetnuld, Dych-Tau und fern gegen den Terek der Kasbek. Alle tief in ihren gewaltigen Gletschern stehend, granitgepanzert und abweisend, dunkel und drohend.

Gegen Transkaukasien hin wandert der Blick weiter über das Wäldermeer Swanetiens hinüber zum Hochland von Armenien, das weit im Süden den hohen und festen Horizont bildet. Dazwischen, das wissen wir, liegt das Kernland des Kaukasus, Georgien, über dem der feine Dunst der mittäglichen Stunde hängt.

Das Erlebnis dieser Gipfelstunde prägt sich tief in die Seele ein. Die Riesen-

wächte des Elbrusgipfels ist ein Blickfang, wie er sich sonst wohl kaum bietet. Aber nur dann, wenn die Stürme am Demawend schlafen.

Uschba „Berg des Schreckens"

Der schönste, interessanteste und berühmteste Berg des Kaukasus ist der doppelgipflige Uschba. Seine Ersteigungsgeschichte ist so fesselnd und eigenartig wie die des Matterhorns. Auch dieser Berg wurde jahrelang berannt. Bedeutende Seilschaften versuchten sich an den furchtbaren Mauern, die sich über steilen und wildzerrissenen Gletschern erheben. Nach vielen Versuchen konnte der Nordgipfel des Berges 1888 von J. G. Cockin mit Ulrich Almer in dreizehn Stunden bezwungen werden. Der Anstieg vollzog sich durch das Eiscouloir der Ostseite.
Der Südgipfel widerstand lange allen verwegenen Anstiegsversuchen. Seine abschreckende Wildheit hielt die junge Bergsteigergeneration nicht ab, ihn etwa zwanzigmal anzugehen. Endlich, am 26. Juli 1903, gelang es einigen „Führerlosen", den unnahbaren Gipfel zu erzwingen. Adolf Schulze, Oskar Schuster und drei weiteren Kameraden gebührt der Ruhm, den höchsten Gipfel des Schreckensberges, wie ihn die Swanetier nennen, bezwungen zu haben. Die erste Überschreitung des Gipfelmassives in einem Zuge war die Krönung der bergsteigerischen Erfolge am Uschba. Sie erfolgte durch die Auslese der deutschen Führerlosen: Hans Pfann, Georg Leuchs und Ludwig Distel.
Wenn man die Frage beantworten will, was man unter „Führerlosen" zu verstehen hat, so muß man sich ins Gedächtnis rufen, wie sich die Ersteigergeschichte seit Horace-Bénédict de Saussure, dem Vater der Bergsteigerei, entwickelt hat. Zuerst waren es die Männer der Wissenschaft, wie Saussure, Haquet, Erzherzog Johann von Österreich, Kardinal Salm u. a., die die Hochalpen aus dem Begriff der „Terra incognita" erlösten. Sie beauftragten mutige und bergfeste Einwohner, Wege auf die Hochgipfel zu suchen, die Berge zu besteigen und zu messen. Einige von ihnen gelangten selbst auf die Gipfel. Die Älpler, die sich dieser Pionierarbeit mit beispiellosem Elan unterzogen, wurden für ihre Taten belohnt.
Der zweite Abschnitt in der weiteren Entwicklung kann als Glanzzeit der Führeralpinistik bezeichnet werden. Die schweren Unternehmungen in den Alpen und der außereuropäischen Gebirgswelt wurden mit Führern unternommen. Den Wegsuchern der ersten Zeit waren die Führergenerationen gefolgt, die nun ihrer Aufgabe als Beruf nachgingen, der ihnen Brot und sicheren Lebensabend verhieß. Große Namen kennzeichnen diese Epoche: Johann Grill (Kederbacher), Michel Innerkofler, Hans Pinggera, die Brüder Brocherel, Matthias Zurbriggen, Antonio Dimai, Michel Croz, um nur einige zu nennen. Die Großleistungen der Alpinistik waren mit den Namen der Führer eng verbunden, die Berge im gewissen Sinne das Monopol der Führer geworden.
Davon befreiten sich die Führerlosen. Der erste von ihnen war – Valentin Stanig, der, völlig auf sich gestellt, viele Berge bestieg. Viel später erst verzeichnete die Bergsteigergeschichte Namen von Rang. Die Führerlosen leiteten eine neue Entwicklung ein. Völlig frei von Bindungen übertrafen sie weit das Werk der Führer. Das ist erklärlich. Der Alpinist folgte nur dem freien Antrieb seines Ehrgeizes oder seiner Liebe zu den Bergen, den Bergführer bestimmte der Erwerbssinn. In einem derartigen Wettstreit siegte immer der Idealismus.
Die Geschichte einer für die Folgezeit ausschlaggebenden Entwicklung begann mit zwei Engländern: den Brüdern Charles und Lawrence Pilkington, die oft mit Fr. Gardiner gingen. Sie meisterten nach halsbrecherischen Touren in der Dauphiné den Grand Pic der Meije, eine Tat, die die bergsteigerische Welt in Erstaunen versetzte.
Die Schweizer Karl und Paul Montandon bezwangen eine achtbare Reihe Viertausender in den Westalpen, darunter Mittag-, Wetter-, Dolden- und Bietschhorn. Ihnen folgten die Franzosen André und Pierre Puiseux, die Italiener Cesare Fiorio und Carlo Ratti und die Deutschen Hermann von Barth, Steinberger und J. J. Weilenmann, der „Gletschermann". Die letzten drei gingen jeder für sich allein auf noch völlig unbekannten Pfaden. Ihre Touren sind lange Zeit ohne Gegenstück geblieben.
Dann kamen die Österreicher in die Westalpen. Ihnen voran das große Dreigestirn der Führerlosen: Die Brüder Emil und Otto Zsigmondy und Ludwig Purtscheller. Was diese Alpinisten großen Stils anpackten, übertraf alles bisher Erreichte weit. Die Bezwingung der Monte-Rosa-Ostwand, die Matterhorn-Überschreitung und schließlich als Krönung die Meije-Überschreitung vom Pic Central bis zum Grand Pic waren einmalige Leistungen. Sie sind der Ausgangspunkt der modernen Bergsteigerei, über die in unserem Buche schon berichtet wurde.

Nur zwanzig Jahre waren seit der Erstbesteigung des Matterhorns verflossen. In dem Zweikampf zwischen britischen und deutschen Führerlosen, der bis auf den heutigen Tag unentschieden blieb, war die Alpinistik so erfolgreich vorangekommen, daß der Alpenbereich rasch zu eng wurde: Die Führerlosen strebten in die Welt hinaus, größeren Zielen entgegen.
Solche Führerlose also waren nun am Uschba.

•

Nachdem sich die drei Freunde am 10. August 1903 schwer und mühsam an den Berg herangearbeitet hatten, bezogen sie das erste Freilager in 2900 m Höhe. Zeitig am Nachmittag krochen sie in ihre Schlafsäcke.
Um Mitternacht klingelte sie der Taschenwecker aus tiefem Schlaf. Der schwere Tag begann. Mitten in ihren Vorbereitungen begriffen, fuhren sie von einem donnerartigen Getöse auf. Der Berg schickte ihnen eine ungeheure Eislawine entgegen, die unweit von ihrem Lagerplatz zu stehen kam. Eine ernste Mahnung für sie.
Prachtvoller Mondschein, vom leuchtenden Schnee unterstützt, verbreitete eine so intensive Helligkeit, daß sie auf die Laternen verzichten konnten. Bald waren sie in der Rinne, durch welche die Eislawine niedergerauscht war. In größter Hast arbeiteten sie sich darin empor, von Pfann geführt. Kein Wort wurde gesprochen – die unheimliche Todesfalle mußte schnell überwunden werden. Das letzte Stück war so steil, daß sie die Stufen bis zur Kniehöhe ausschlagen mußten. Nach einer Stunde lag noch eine Kluft unter ihnen, in die sie einsteigen mußten. Mit ihrer Überwindung hatten sie den über 500 m hohen Eisbruch glücklich hinter sich.
Um 7 Uhr wurde die Scharte zwischen Schcheldütau und Tschatuintau erreicht. Die wilden Grattürme, die hier standen, hatten die Engländer „Little Uschba" getauft.
Steile Firnhänge, Horizontalspalten, Schnee- und Felsbänder, Eiscouloire, Granitwände, Firnschneiden, Wächten, Eis, Eis, Eis – 18 Stunden lang, bis hinauf zum Punkt 4560 m. Das war ihr Tag! Leuchs, bergkrank, hatte sich mit letzter Kraft bis hier herauf gehalten. Nun bezogen sie ihr zweites Biwak. An den Fels geseilt, verbrachten sie sitzend die Nacht, sehnlichst den jungen Tag erwartend.
Er zog herauf mit strahlendem Sonnenschein. Lange vor dem Auftauchen der Sonne war der Schatten des gewaltigen E l b r u s auf der Dunstschicht im Westen zu sehen – gigantisch gereckt – urwelthaft dunkelnd. Die Freunde, gebannt von dem grandiosen Schauspiel, hatten danach mit frischer Kraft den Gipfel angepackt. Dicht an seinen gewaltigen Wächten entlang mußten sie Hunderte von Stufen schlagen oder sich über die trügerischen Wächten hinwegarbeiten. Fuhr der sondierende Pickel durch eine Wächte, so sahen sie durch das Loch die schaudererregenden Eishänge der Ostflanke. Nach einem aufragenden Quergang betraten sie um 8.30 Uhr den von einer mächtigen Eiswächte gekrönten Nordgipfel des Uschba.
Lange Gipfelrast! Der leidende Gefährte bedurfte ihrer sehr. Das prachtvolle Panorama zog indessen ihre Blicke nur halb so oft auf sich wie der nahe Südgipfel, das Ziel dieses Tages. Seine ihnen zugekehrte Wand, 170 m hoch, nahm ihr ganzes Interesse in Anspruch. Wird sie sich ergeben? Zu ihr hinüber führte der eisgepanzerte Uschbasattel, eine zum Teil sehr schmale Gratschneide, die nichts Gutes versprach.
Fünf Stunden beanspruchte die Überschreitung dieses mörderischen Grates. Er mußte oft kriechend oder im Reitsitz überwunden werden. Leuchs hielt sich tapfer, bedurfte aber oft der Hilfe. Als sie ihre Hände an die Gipfelwand legten, hatten sie Schweres hinter sich.
Senkrecht stürzten die Wände des Südgipfels auf die Scharte hernieder; Granit, glatt und schonungslos. Sie standen nun vor dem schwersten Teil ihrer Aufgabe. Bevor sie sich an die Lösung begaben, beschlossen sie, auf dem Grat zu biwakieren.

Es wurde ihre dritte Nacht in diesem harten Berg. Auf schwindelndem Steinsitz verbrachten sie die dahinschleichenden Stunden. Beißende Kälte hinderte sie am Schlafen. Schon die vorangegangene Nacht war nicht reich an erquickenden Ruhestunden gewesen. Nun lag Müdigkeit bleiern auf ihren Lidern. Aber auch diese lange und bange Nacht verwehte im leisen Morgenwind. Wieder ging eine strahlende Sonne auf und erwärmte ihre Lebensgeister. Ihr Nahrungsmittelvorrat war mit dem Rucksack von Leuchs die lange Flanke hinuntergefallen ... Deshalb hieß es von nun an hungern.
Leuchs übernahm die Führung. Das Problem dieser steil in den Himmel gebauten Wand bestand aus einer senkrechten, sehr hohen Wandstufe, die keinerlei Schwächen zeigte. Es bedurfte allen Scharfsinns, um das Können der drei Mei-

Lichtumfluteter Uschba - mit seinen beiden Gipfeln
einer der schönsten Berge des Kaukasus

Gefährlich und anstrengend sind die riesigen Wächten
am Grat des Schschara im Kaukasus



Der Scheitelpunkt der Erde -
der Mount Everest (links) und der Makalu
(Flugzeugaufnahme)



Die dunkle Gipfelpyramide des Pik Stalin
läßt ahnen, mit welchen Schwierigkeiten
die Erstersteiger zu kämpfen hatten

Der lange Weg auf den Nanga Parbat führt an den Flanken des Rakiot Peak
zum Silbersattel empor

sterkletterer durch die Entdeckung einer Durchstiegsmöglichkeit sich entfalten zu lassen. Langes Suchen. Schließlich überwandt Leuchs die ersten überhängenden 15 m auf schmalsten, mit Eis überzogenen Tritten, die kaum noch als solche angesprochen werden konnten. Für die Folgenden, Distel stieg als zweiter, gab es nun leichte Seilhilfe.

Weiter im engen Kamin. Dieser leitete empor zu leichterem Fels, der von dem kurzen und gutartigen Firngrat des Gipfels begrenzt wird.

Nach schöner Kletterei, dauernd einen gigantischen Abgrund unter sich, erreichten unsere Freunde den Südgipfel.

Damit war eines der großartigsten Probleme gelöst, die Uschba-Überschreitung gelungen. Was jetzt noch kam, war bekanntes Gelände.

Alle drei Bergsteiger hatten ihr großes Können einsetzen müssen. Was aber der kranke Leuchs geleistet hatte, überstieg beinahe das Menschenmögliche.

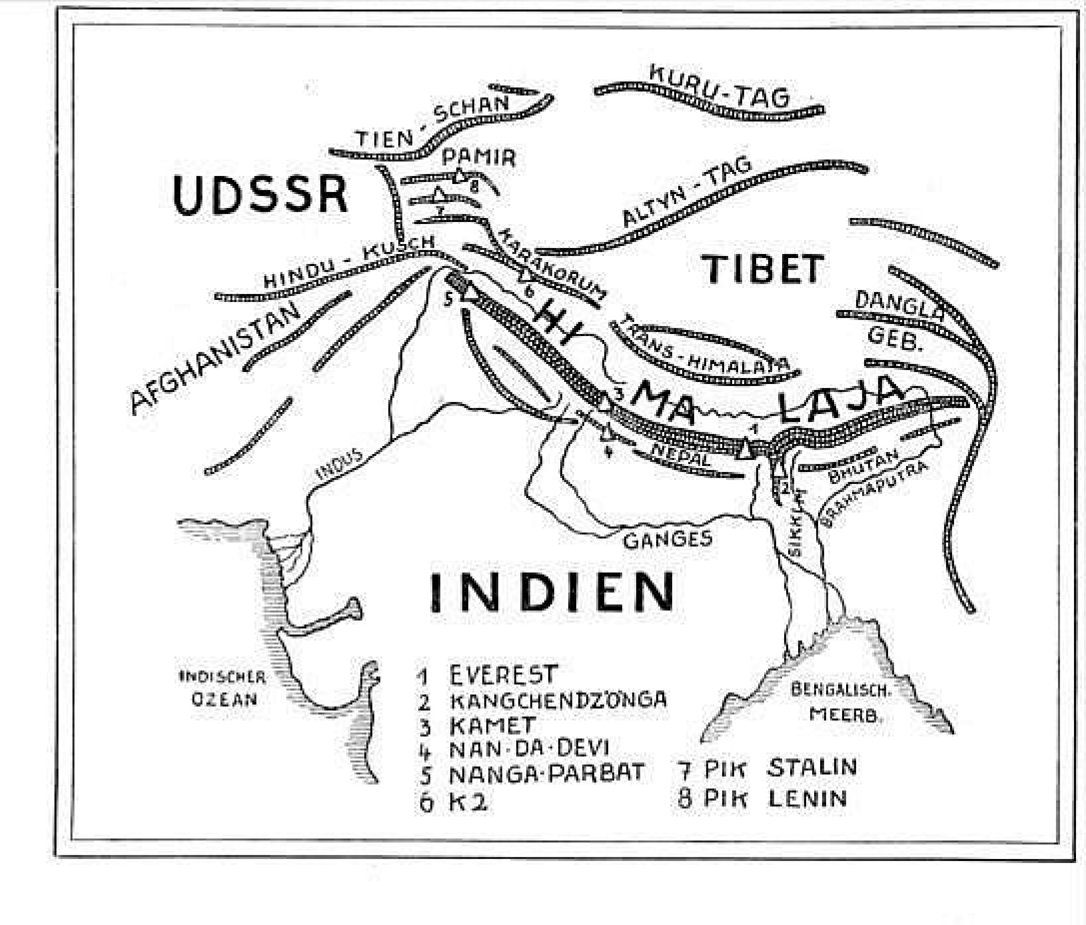
Der Abstieg vom Südgipfel gestaltete sich nach ihrer Erwartung nicht leicht. Sie fanden die nur zwei Wochen alten Spuren der Erstersteiger des Südgipfels. Noch einmal, nun das vierte Mal, mußten sie biwakieren, nachdem sie einen Tag und eine Nacht ohne Nahrung waren. Diesmal schliefen sie tief und lange.

Erschöpft und bergmüde gelangten sie am nächsten Tage nach Gul. Die armen Bergbauern nahmen sich ihrer treulich an und stärkten sie mit Heidelbeeren und Suppenhuhn.

Pfann schrieb in sein Tagebuch: „Unsere kühnsten Erwartungen waren erfüllt: ein gütiges Geschick hatte uns eine Bergfahrt glücklich vollbringen lassen, die in bezug auf Länge, Großartigkeit und Bedeutung kaum ihresgleichen hatte."

Die dritte Ersteigung des Südgipfels erfolgte erst im Jahre 1929 durch Merkl, Bechtold (wir werden diesen Namen noch begegnen), Rächl und Semenowsky.




KURU-TAG
TIEN-SCHAN
PAMIR
UDSSR
ALTYN-TAG
KARAKORUM
HINDU-KUSCH
TIBET
DANGLA GEB.
AFGHANISTAN
HI MA LAJA
TRANS-HIMALAJA
NEPAL
BHUTAN
BRAHMAPUTRA
INDUS
GANGES
SIKKIM
INDIEN
INDISCHER OZEAN
BENGALISCH. MEERB.
1 EVEREST
2 KANGCHENDZÖNGA
3 KAMET
4 NAN-DA-DEVI
5 NANGA-PARBAT
6 K2
7 PIK STALIN
8 PIK LENIN

Die Riesenburg Hochasien

Asien — gewaltigster Erdteil, eisumgürtet an seiner ungeheuren Nordflanke, in der rollenden Dünung der Südsee vergehend — in der glühenden Luft palmengesäumter Inseln mit glücklichen braunen Menschen. Dazwischen tausendfältig geformtes Land mit endlosen Wüsten, Lößgebirgen und Steppen, Urwäldern, die nie eines Menschen Fuß betrat, himmelhohen Gebirgen, dem Menschen entrückt ...

Asien — Völkerwiege, aus der Ströme menschlicher Entwicklungen ausgingen, volkreichster Erdteil, jeden Vergleichs enthoben.

Asiens hohe Felsenburg, gegürtet mit den Bändern der großen Ströme Indus, Ganges und Brahmaputra, gekrönt von den höchsten Bergen der Erde.

Aus erhabener Mitte fließen die Ketten seiner Gebirge über den Erdteil nach Westen und Osten, eine ungeheure Mauer aus Stein und Eis. Das Schloß ist das Pamir, jenes geheimnisvolle Hochland mit den längsten außerpolaren Gletschern der Erde, mit nie geschauten Gipfeln, die in göttlicher Einsamkeit stehen. Wie ein Tintenfisch reckt das Pamir seine Arme über Raum und Zeit: nach Westen den Hindukusch, nach Osten Tien-schan, Kuru-Tag, Altyn-Tag, im Süden Karakorum und Himalaja.

Himalaja — „Heimat des Schnees" — Sinnbild des Gewaltigen dieser Erde. Urhafte Gewalten stießen seine Gesteinsmassen in die Höhe, falteten sie zu einer Doppelmauer ohnegleichen. Hinter deren Schutz Tibet, das Land der lastenden Geheimnisse, selten von eines Fremden Fuß betreten. Und dann: Hochländer und Wüstenbecken, eingebettet in die Ketten der steingewordenen Wellen der Erdkruste, Bhutan und Nepal, das Tarimbecken und die Dsungarei — — — Massig aufgetürmt reckt sich die Mauer von West nach Ost 2400 km, von Nord nach Süd 650 km. Ihr höchster Turm der Mount Everest, ihr äußerster Wachtturm der Nanga Parbat.

In allen Gebirgen Hochasiens sammeln sich die ungeheuren Wassermengen, rinnen von den Felsen, aus grünen Gletschern und unendlichen Schneefernern und sammeln sich zu reißenden Strömen, die sich tief ins Gestein sägen und schauerliche Schluchten bilden. Der Brahmaputra-Durchbruch im östlichen, tropischen Himalaja hat die größte Schlucht der Welt geschaffen, einmalig und urwelthaft. Die gewaltigen Wasser wälzen sich hin zum Meere, als Segen Hindustans. In den Rinnen zwischen dem Hedin-Gebirge (dem Transhimalaja) und dem Hochhimalaja sammeln sich die unzähligen Flüsse zu Strömen, die, der eine nach Westen, der andere nach Osten, die Hochlandstraße bewässern, ehe sie scharf nach Süden einbiegen und ihren Weg durch die Bergmauern zum Meere nehmen. Auf dieser Hochlandstraße liegt auch das wahre Herz Asiens: das Heiligtum Manasarowar, der heilige See, und Kailas, der heilige Berg.

Der Himalaja ist aufgeteilt in ein West-, Mittel- und Ostdrittel. Der Osten gehört den Staaten Tibet, Bhutan und Sikkim, die Mitte Nepal und der Westen Kaschmir, der indischen Provinz.

Afghanistan reicht in den Hindukusch hinein, und die Sowjet-Union besitzt das Schloß, das Pamir-Hochland. Die verfließenden Linien im Osten reichen nach China hinüber. Welch eine gigantische Abmessung! Welch großartiger Bau!

Der Druck, der dieses Hochland türmte, erfolgte vom Norden. Die Erschütterungen, für die Menschen von unbegreiflicher Wucht, hoben die Gebirge aus Meeren und Erdentiefen. Und dann gingen die Jahrmillionen darüber hin — nagend, sägend, waschend. Doch sind der Himalaja und seine Nachbarn ganz junges Gebirge, viel jünger als das Erzgebirge oder der Harz. Der Verwandte ist riesenhaft, aber ein Kind. Er ist erst ein paar Millionen Jahre alt und wurde in der letzten Minute des erdhaften Werdens ans Licht gehoben.

Die atmosphärischen Kräfte rissen an den Wällen und gliederten sie in Ketten mit Spitzen, Kämmen und Graten. Die Eiszeit vollendete das Werk der Umformung, und so steht nun das Bild der asiatischen Bergwelt vor uns: von unerhörter Schönheit und Majestät. Es ist das Bild wahrer Größe, eine Offenbarung der großen Schöpfung.



Der Ostteil der Gebirge – im Bereiche von Ganges und Brahmaputra – weist durch den Südwest-Monsum, einen Wind, der halbjährlich seine Regenfluten der Mauer entgegenwirft, tropische Formen einer südlichen Vegetation auf. Es ist die Regenzone der Welt mit jährlich 1250 cm Regenniederschlag. In diesem Wetterwinkel hebt das Regnen und weiter oben das Schneien im April oder Mai an und dauert fort bis September-Oktober. Die Regenmengen formten das Gesicht: die tiefen Schluchten und Rinnen im östlichen Teil haben das Antlitz der Berge wie das von Greisen gemacht, zu Gebirgen, die trotz ihrer Kindheit wie uralte Weltberge aussehen.

Die Mauer ist die Wetterscheide. Nach Norden dringt der Monsun nur noch ein Stück, dann wird das Land trocken. Die Steppen beginnen. Gelbbraune Lößberge und Wüsten wechseln ab.

Der Westteil zeigt ein mehr europäisch-alpines Gepräge. Vor den Karen wachsen Kiefern, schlanke Tannen und Fichten. Niedere Nadelhölzer weiter oben. Da aber, wo der Monsun auch mit seinen Ausläufern nicht mehr hinreicht, ist ödes, steiniges Land. So am Indusdurchbruch und weiter westlich.

Aus den tropischen Urwäldern vor der Mauer aufsteigend, zeigt sich uns die Vegetation des Himalaja mit aller Pracht: Sumpfdattelpalmen, Kokos, Feigen, Rotanpalmen, Brotfruchtbäume, Zuckerdatteln, Zimtbäume, Riesenakazien. Weiter oben Bambus. Dann Baumfarne und Rhododendren. Und selbst Kirschen und Orchideen. Rosen ranken sich an Kiefern empor und Fächerpalmen findet man noch in 2400 m Höhe. Die Himalajatannen und Zedern klettern bis 3600 m hinauf und mit ihnen Eschen, Hainbuchen, Ulmen, Roßkastanien und Walnußbäume. Unter ihnen Efeu, Brombeeren, Waldreben und Schneeballen.

Die Vorhimalajaketten sind völlig bewachsen, überrieselt vom täglichen Regen. An den Hauptkämmen steigt die Vegetation bis 4000 m, dann ist sie wie abgeschnitten. Wir befinden uns an der Monsungrenze. Wo sein feuchter, warmer Atem nicht hinreicht, hört das Leben auf.

Bei 4000 m treffen sich untere Schnee- und Gletschergrenze und obere Vegetationslinie. Farbenglut, mitten im Gletscher – Veilchen und Primeln neben dem Eis der Gletscherzunge.

Jenseits der Berge herrscht wilde Trostlosigkeit. Sand- und Schneestürme wechseln einander ab. Tibet, das Land der gelbbraunen Einöden, nur die Flüsse in Rinnen und Schluchten sind von mattem Grün gesäumt, ist ein niederdrückendes Erlebnis. Wacholder stehen auf einsamen Hochflächen, Pappeln und Tamarisken an Moortümpeln, die Landschaft weit beherrschend. Leer das breite Hochland – so ist das Gesicht Tibets. Im Pamir und Karakorum herrschen die unheimlichen Gletscher, überragt von Kalkriesen, spitz in den Himmel stechend, oder mächtige Eisdome, breithin gelagert. Davor Steppen mit Ried und Staub. Große Seen, wie der Karakul, geben der Landschaft eine besondere Note. In den dampfenden Regenwäldern des Vorhimalaja stampfen indische Elefanten und Rhinozerosse zur Tränkstelle. Krokodile liegen träge in der Sonne, und Millionen Wasservögel schreien ihr Lebenslied in die Lüfte. Wilde Hunde, Wühlschweine, Büffel, Zebus, Hirsche, Zibetkatzen, Tapire, Paviane, Gibbons, Meerkatzen und der gefürchtete König der Wälder, der Tiger, erfüllen die Waldesstille mit ihren Urlauten. Das kreischt und geckert, quarrt und pfeift, grunzt und blökt in höllischem Konzert, um in erschrekkende Stille zu fallen, wenn der Tiger brüllt, herrisch und blutdürstig. Manche Tiere steigen hoch hinauf in die Berge, so der Tiger, der Nepalparder und der heilige Hanuman, ein Schlankaffe mit langem Schwanz, lange Zeit abergläubisch für den Himalajamenschen gehalten.

Die große Vogelfamilie ist vielfältig vertreten: Vom Adler und Lämmergeier hinunter bis zu den Hühnern, Fasanen und Pfauen. Schlangen aller Arten, darunter die Brillenschlange,



bevölkern Busch und Baum und lassen sich auf ihre Opfer fallen zu tödlicher Umarmung oder giftigem Biß. Marder, Dachse, Wölfe, Füchse, Wildschafe und viele Arten der Nager kämpfen um ihr Dasein, verfolgt vom Tode und selber todbringend. Hoch in den Felsen klettert das Agali, die Gemse des Himalaja, ein Wildschaf mit rundem Gehörn. Noch über 6000 m ist es anzutreffen, mit seinem dichten Mantel aus graubraunen Haaren, der jeder Witterung trotzt, mit seiner Neugier und Zutraulichkeit. Gleich der Gemse der Alpen verfügt es in schwierigstem Gelände über Schnelligkeit und Sicherheit.

In den weiten Hochsteppen der Nordketten huschen tibetische Gazellen über Gras und Stein, während Schafe, Maultiere und Jaks in Herden und als Haustiere gehalten werden. Der Jak ist ein drolliger Grunzochse mit zottigem Fell, das bis zur Erde reicht. Auf freier Wildbahn ist er nur im Norden Tibets anzutreffen.

Das seltsamste Tier im asiatischen Hochgebirge ist das Moschustier, ein Art Hirsch mit sehr großen Ohren und ohne Geweih. Das scheue Wesen vereinigt in sich alle Eigenschaften der übrigen Hochtiere, es ist unglaublich schnell, springt sehr sicher und klettert wie eine Gemse. Schnelligkeit, Sicherheit und Kühnheit schützen seine Art und machen die Jagd gefährlich. Es lebt nicht in Rudeln, sondern einzeln oder zu zweien. Der Moschusgeruch gab ihm den Namen. Das Männchen trägt große Eckenzähne am Oberkiefer. Fingerlang stehen diese gefährlichen Hauer hervor – in der Paarungszeit eine furchtbare Waffe. In dieser Zeit ist auch der Moschusgeruch am stärksten.

Wer kennt den Kragenbär nicht, der mit seinem weißen Brustlatz und seiner spitzen Schnauze wie eine Katze auf den Bäumen herumklettert? Der drollige Bär ist nicht ungefährlich. Er liebt das dichte Unterholz, klettert bis in die höchsten Wipfel nach Walnüssen und Maulbeeren, doch verschmäht dieser Vegetarier gelegentlich einen „Braten" nicht. Er fällt dann auf listige Weise Hirsche und selbst Rinder an.

Schließlich wollen wir das Murmeltier, das auch in den asiatischen Hochgebirgen sehr zahlreich lebt, nicht vergessen. Das possierliche Tierchen sitzt auch hier sehr nahe der Fallröhre seines Baues und äugt aufmerksam in die Runde. Im Gegensatz zu seinem europäischen Vetter pfeift es nicht bei Gefahr, der Warnton ist ein Fauchen oder Zischen.

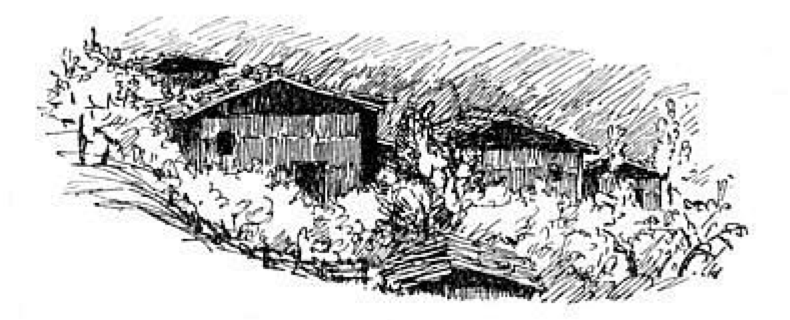
Igel, Steinhühner, Stachelschweine und die dunklen Eichhörnchen, die noch in großen Höhen anzutreffen sind, beschließen die nicht vollständige Aufzählung.

Die Menschen in den Hochbergen Asiens gehören zwei großen Gruppen an. Im Westen herrscht die arische, im Osten die mongolische Rasse vor. Man sagt, daß der Himalaja die Wiege der europäischen Völker sei. 3000 Jahre v. Chr. kamen die Arya, die Arier, vom Hindukusch herab und eroberten das Land um das Tor von Kabul. Die Ureinwohner, die Drawida, wurden unterjocht. Es ist der Anfang einer wilden Völkerflut, die über Afghanistan hereinbricht und bis zum Indus brandet. Assyrier, Meder, Perser und Griechen gelangen nach Kaschmir, zum Indus. Es folgen Schaken und Kuschans. Bis 1000 n. Chr. die mohammedanische Welle hereinflutet und den Urglauben unterdrückt. Buddhismus und Hinduismus weichen zurück, die Tempel werden durch Moscheen abgelöst. – Tatarenscharen drängen nach Süden, sie stoßen aus Turkestan vor. Die Mogulen sind Herren im Lande. Der größte Herrscher auf einem indischen Thron, Akbar, leitet eine Glanzzeit ein, die uns noch heute in den Zeugen einer hohen Kultur, in den märchenhaften Palästen, entgegentritt. Doch auch dieses Reich zerbricht. Am Ende herrschen die Engländer.

Gautama, der Asket, fand im Himalaja Trost und Einkehr. Er kehrte als Erleuchteter, als „Buddha" zurück. Der Geist des Versenkens, der müde Geist der seelischen Verzückung, brach die Kraft der Völker. Die Selbstentäußerung, das Heil aller indischen Religionen, ermüdete ihre Lebenskraft. Eine große Völkerfamilie verlor ihr Selbstvertrauen.

Der Himalaja blieb bei alledem die Mauer, die unersteigliche, undurchdringliche. Bis auf den heutigen Tag. Aber er nahm die Völker auf, die in ihm Schutz suchten vor den fremden Machthabern. So entstanden die Himalajavölker, die sich bis heute eine große Selbständigkeit erhalten haben. Uraltes turanisches Blut und tibetanisch-mongolische Eigenart haben sich in der Bevölkerung der Mitte und des Ostens erhalten. In Nepal leben mongolische Stämme, die Bhutias, Newaris und Murmis. Ihnen zur Seite die Gurkhas, die vor den Mohammedanern geflohen waren. Im Osten herrschen die mongolischen Tibeter vor, eine zähe und genügsame Rasse. Von West nach Ost den Himalaja entlang vollzieht sich also der Übergang von der arischen in die mongolische Rasse.

Nepal, Tibet und Bhutan haben sich frei und selbständig halten können. Sie ließen den europäischen Einfluß nicht zum Tragen kommen. Sikkim und Kaschmir gerieten in die europäische Machtsphäre, sie sind nicht mehr unabhängig. Die Bevölkerung der asiatischen Hochgebirge lebt karg und ärmlich. Es ist ein hartes Dasein, ständig im Kampfe mit einer mitleidlosen Natur. Die Menschen leiden bei Mißernten großen Hunger — oft und oft —, sie sind dürftig gekleidet, und die Behausungen, denen der tirolischen Bergwelt sehr ähnlich, sind klein und primitiv. Die Viehzucht steht nahezu überall im Vordergrund. Es ist rührend zu sehen, wie die harten Menschen dieser rauhen Gebirgswelt ihre Kinder lieben und pflegen, wie die Erwachsenen sich schützend vor das gefährdete Kind stellen. Lange tragen die Mütter die Kinder bei sich, mehrere Jahre wird jedes der Kinder mit Muttermilch genährt. Harte Worte für das Kind sind selten und Schläge unbekannt. So wächst die Nachkommenschaft in den weltabgeschiedenen Siedlungen oder in den Zelten der Nomaden heran, um einst das Leben weiterzutragen, wenn die Alten von dieser Welt gehen.



Die Lockung der Tschomolungma

Das geheimnisvolle Tibet, die fernen Staaten Nepal, Bhutan und Sikkim und nicht zuletzt die grandiose Bergwelt lockten die Forschungsreisenden aller Jahrhunderte, seit der Erdteil bekannt ist. Viele, viele sind nicht zurückgekehrt.

Die Erforschung aller Kämme ist mächtig fortgeschritten, es gibt nicht mehr viele „weiße Stellen" auf der Landkarte. Die englische Landvermessung hat unermüdlich das Himalajagebiet, die russische das Pamirhochland durchforscht, gemessen und topographisch festgehalten.

Nun war der Weg bereitet für die kühnen Bergsteiger. Sie kamen im Gefolge von Gelehrten und Wissenschaftlern und brachten ihre alpinen Mittel und ihre in den Alpen oder im Kaukasus erworbenen Erfahrungen mit. Und ihren Mut. Sie sahen diese Berge, diese urwelthaften und steingewordenen Göttersitze, und kamen nicht wieder davon los.

Welche Strapazen waren durchzustehen — sie lassen sich kaum beschreiben. Wochenlange Anmärsche durch tropische Urwälder, regenverhangen und sumpfig, endlose Anstiege auf Pässe und Übergänge, um drüben dann mühselig gewonnenen Boden wieder abzugeben, mit Lasten bepackt, krank vor Hitze oder Kälte ... Es mußte stets alles mitgeschleppt werden, was in den furchtbaren Einöden, weitab von der letzten Ansiedlung, für Mensch und Tier gebraucht wurde. Dazu die Bergsteigerausrüstung, die Zelte, die physikalischen Instrumente und selbst der Brennstoff für größere holzlose Höhen. Zuerst wurden die Lasten den geduldigen Grunzochsen und Mulis aufgeladen, in Pamir sogar den Lastkamelen, dann wurden sie von den Schultern der untersetzten, kräftigen Träger übernommen, den Scherpas und Gurkhas und Tibetern. Wie groß ist die Leistung dieser Träger eh und je gewesen! Sie, die einfachen Viehzüchter aus den Hochtälern, sehen in ihres Lebens Dürre in der übernommenen Pflicht einen Broterwerb. Den Bergen zu nahen, dem Sitz der Götter, dem Heim der Göttermutter Tschomolungma, wäre ihnen nie in den Sinn gekommen. Und doch! Wie viele von ihnen wurden die Freunde der Weißen in Not und Tod! Und das Hohelied gilt auch ihnen, den braven Söhnen dieser Berge.

Hohe Ziele liegen im Himalaja, Karakorum und Pamir:

14 Gipfel über 8000 m
35 „ „ 7500 m
50 „ „ 7000 m

Hoheitsvolle und lohnende Ziele männlichen Kampfes um Ehre und Berufung: Dienst für die Wissenschaft und sportlicher Einsatz in einem.

Da leuchten sie im Schein der letzten Sonne:

Mount Everest	*mit 8840 m Höhe*
K 2 (Tschogo Ri)	*„ 8610 „ „*
Kangchendzönga	*„ 8603 „ „*
Makalu	*„ 8488 „ „*
Kamet	*„ 7756 „ „*
Pik Stalin	*„ 7495 „ „*

und Nandadevi, Nanga Parbat, Pik Lenin, Jongsong-Peak und wie sie alle heißen. Lange Zeit glaubte man, daß der Mount Everest mit dem Gaurisankar identisch ist. Allein — dieser Irrtum war den Brüdern Schlagintweit unterlaufen. Der Gaurisankar ist in Wirklichkeit vom Everest 60 km entfernt.

Deutsche Bergsteiger, die Brüder Schlagintweit, haben in den Jahren 1855—1857 den Anfang gemacht. Sie durchquerten den Himalaja bis nach Tibet und erreichten am Ibi Gamin eine Höhe von 6790 m. Auf lange Jahre der Rekord.

Der Nächste, ein englischer Vermessungsbeamter mit Namen W. H. Johnson, überschritt viele Ketten — das war 1864. Es folgten im gleichen Dienst T. G. Montgomery und H. Godwin Austen. Die Erforschung des Baltorogletschers und die Entdeckung des K 2 oder Tschogo Ri ist ihr Verdienst.

Sir W. Martin Conway, W. W. Graham (1883), Charles Bruce, Francis Younghusband (1893) bilden die 2. Gruppe der Erforscher und Besteiger des Himalaja und seiner Nachbarketten. Es gelang ihnen, immer tiefer in die unerforschte Bergwelt einzudringen. Die erreichten Höhen sind für die Zeit vor mehr als 50 Jahren ungewöhnlich und zeigen den Mut und die Kühnheit der Versuche. Conway gelangte auf 7000 m (Pioneer Peak) und Graham bis auf wenige Meter auf den Kabru (7300 m). Die Besteigung ist aber nicht anerkannt worden.

A. F. Mummery, Norman Collie, G. Hastings führen die 3. Generation an. Mummery gelangt am Nanga Parbat auf 6100 m. Wenige Tage später verliert sich seine Spur am Nanga Parbat. Mit ihm starb der Träger Ragobir (1895).

1909 rüstet sich Prinz Luigi Amadeo di Savoia, Herzog der Abruzzen, um eine großangelegte Himalajafahrt anzutreten. In seinem Gefolge befinden sich die berühmten Führer A. und E. Brocherel. Das Ziel ist der K 2. Später geht man aber den Bride Peak an (7650 m) und erreicht die stolze Höhe von 7500 m. Schneesturm vereitelt das letzte leichte Stück von nur 150 m. Dieser Höhenrekord wurde erst durch die Engländer am Mount Everest, 25 Jahre später, gebrochen.

Das amerikanische Ehepaar Fanny und William Hunter Workman geht für ein Jahrzehnt an große Unternehmungen, besonders im Karakorum, heran. Matthias Zurbriggen, Cyprien Savoye und G. Petigax sind ihre Begleiter. Ihre Aufgabe ist die Entdeckung und Erforschung der Riesengletscher im Karakorum. Fanny Workman-Bullock, die einzige Frau in der Weltrangliste des Alpinismus, ist an einem Gipfelsieg beteiligt: Pinnacle Peak (Nun Kun) 7091 m 1906. Das Ehepaar hat sich sehr große und anerkannte Verdienste um Wissenschaft und Alpinismus erworben. Man verdankt diesen unermüdlichen Bergsteigern die topographische Aufnahme des Siatschen-Gletschers, der mit 72 km Länge der zweitlängste außerpolare Gletscher sein dürfte.

Freshfield, Guillarmod (ein Schweizer), Pfannl und Wessely (zwei Österreicher), Rubenson und Monrad Aas (zwei Norweger), Dr. Longstaff u. a. sind um die Jahrhundertwende bis 1910 am Werke. Bedeutende Entdeckungen werden gemacht. Die Topographie des Gesamtgebietes wird vollständig. Es gibt bald keine Geheimnisse mehr.

An dieser Stelle sei noch des Dr. Kellas gedacht, der allein mit einigen Trägern tollkühne Kundfahrten unternimmt. Er entdeckt viele Pässe zwischen Nepal und Tibet, umkreist hartnäckig den Kangchendzönga, den er schließlich erfolglos angeht. Der Pawhunri, 7075 m, fiel ihm 1910 zu.

Gegen die Gottheit

Nach dem ersten Weltkrieg, der auch die Bergsteigerei auf fast ein Jahrzehnt lahmlegte, setzte eine neue und großartige Epoche des Alpinismus ein. Die höchsten Berge Asiens wurden mit beispiellosem Mut und größtem Einsatz aller Mittel und Erfahrungen berannt.

Wagemutige und bis zur letzten Konsequenz entschlossene Himalaja-Geher, allen voran Younghusband, Bruce und Dr. Kellas, die alte Avantgarde, trugen den Plan immer in sich; er schlief in ihnen und harrte auf seinen Tag. Besonders General Bruce hatte große Ziele im Auge; er war es auch, der immer wieder nur durch widrige Umstände seit 1893 an der Ausführung seiner heimlichen Pläne gehindert wurde. An einem Lagerfeuer hoch oben im Tschitral am Fuße des Hindukusch, inmitten der abenteuerlichsten Gesellschaft englischer Bergsteiger, war der kühne Gedanke, den höchsten Berg der Erde anzugehen, entstanden. Er hatte seitdem die besten Bergsteiger der Welt mit Begeisterung erfüllt. Politische Verhältnisse ließen alle hochfliegenden Pläne Bruces scheitern. Die Aufenthaltsgenehmigungen in Nepal und Tibet waren nicht zu erlangen. Fast 20 Jahre mußten vergehen, bis der Gedanke zur Tat wurde.

1920 war es so weit. In London wurde ein Komitee gegründet, dem die grauen Hechte aus dem Himalaja und eine Schar junger, tüchtiger Bergsteiger beitraten. Man kam rasch vorwärts. Für 1921 war die erste Kundfahrt angesetzt. Doch wieder verweigerte Nepal die Einreise. So blieb nur der Weg durch Sikkim und Tibet übrig. Würde aber Tibet diesmal zustimmen? Der Engländer Bell, der mit diplomatischen Aufträgen zum Dalai-Lama nach Lhasa ging, erreichte nebenbei den Geleitbrief. Der Weg, der lange Weg, stand offen.

Es ist noch nicht lange her, seit man weiß, daß es den Mount Everest gibt und daß er etwa 8800 m hoch sein müsse. Man wußte aber noch nicht, wie an ihn heranzukommen war, noch weniger, ob er überhaupt besteigbar sei. Seit alters her ist der Berg unter seinem tibetischen Namen Tschomolungma bekannt, und das heißt: „Göttinmutter des Landes." In alten chinesischen Karten ist er unter diesem Namen verzeichnet.

Am 18. Mai 1921 brach die 1. Expedition von Dardschiling auf. Sie bestand aus ihrem Leiter C. K. Howard-Bury, den Bergsteigern Dr. Kellas, Mallory und Bullock, den Vermessungsoffizieren Morshead und Wheeler, dem Geologen Dr. Heron und dem Arzt Wollaston.

Es ging das Tista-Tal hinab, bei strömendem Regen. Langsam wand man sich höher und höher, durch Sikkim der tibetanischen Grenze zu. Im unwirtlichen Hochland wurde schließlich der Dschelap La, der Grenzpaß zwischen Sikkim und Tibet erreicht. Im folgenden Dschumbi-Tal, einer fruchtbaren Landschaft mit zufriedenen Menschen, schien ihnen die Sonne, das Regenland lag hinter ihnen.



Am Tschomalhari vorbei, der mit seinen 7293 m einem mächtigen Torhüter am Eingang nach Hochtibet gleicht, erreichten sie nach langem Marsch Khamba Dsong mit seiner herrlichen Lehmfestung. Von hier ging es scharf nach Westen, um dem Everest in den Rücken zu kommen. Viele Felsenburgen, der Schutz Tibets nach Süden, säumten ihren Weg. Sie waren Zeugen einer verschwundenen Glanzzeit des mächtigen Landes Katai. Hochsteppen mit kärglichem Grün, nur in den eingeschnittenen Tälern üppig werdend, öffneten sich dem Blick nach Westen. Hier starb Dr. Kellas, der alte Himalaja-Pionier. Ihm gruben sie das Grab auf einem Hügel, im Angesicht der hehren Berge seiner Sehnsucht.

Durch Treibsanddünen und endlose Geröllhalden, durch fruchtbare Talgründe und einsame Hochweiden, mitten in einem Landstrich, den noch nie eines Europäers Fuß betreten hatte, arbeiteten sie sich an den Berg heran. Sie erreichten ihn durch das Rongbuk-Tal. Am Ende dieses Tales, über dem der Everest mit seinen grauenerregenden Nordabstürzen hochragend steht, fließen die mächtigen Eisströme der Rongbuk-Gletscher herab. Man ging den Berg über diese Gletscher an — vergeblich. Hier führte kein Weg hinauf. Mitten im Monsun, der sie mit Regen und Schnee überfallen hatte, erkundeten sie weitere Anstiegsmöglichkeiten im Kharta- und im Kama-Tal. Schließlich war das Bild des Berges umrissen: Nur über den Tschang La, das Nordjoch, führte der Weg. Alle anderen Flanken und Grate schieden aus. Es war Mallory, der den Schlüssel fand. Eisige Stürme, schlechte Schneeverhältnisse und der körperliche Zustand beendeten nach langem Mühen diese Expedition. Man kehrte um mit dem wertvollen Ergebnis, dem Berg nun nicht mehr ahnungslos gegenüberzustehen. Man war bis auf den Tschang La gekommen, und das war viel.

Die zweite großangelegte Kundfahrt folgte 1922. Wiederum war der Ausgangsort Dardschiling, das man am 26. März verließ. Leiter war diesmal der alte Himalajakämpe General Bruce, der beste Himalajamann überhaupt. Mallory, Longstaff und Finch bildeten den Kerntrupp der Bergsteiger, Strutt, Morris, Morshead, Crawford, Norton, Somervell, Noël, Wakefield, Geoffrey Bruce ihre Verstärkung.

Auf dem langen Wege, den sie diesmal in knapp 20 Tagen hinter sich brachten, war in vielen Besprechungen der Angriffsplan entwickelt worden. Alle Kraft mußte für die schnelle Eroberung des Nordjoches Tschang La eingesetzt werden, um Zeit und Kraft für die Überwindung der 3000-m-Steigung vom Nordsattel bis zum Gipfel einzusparen. Die Bergsteiger sollten dabei am Anfang geschont werden.

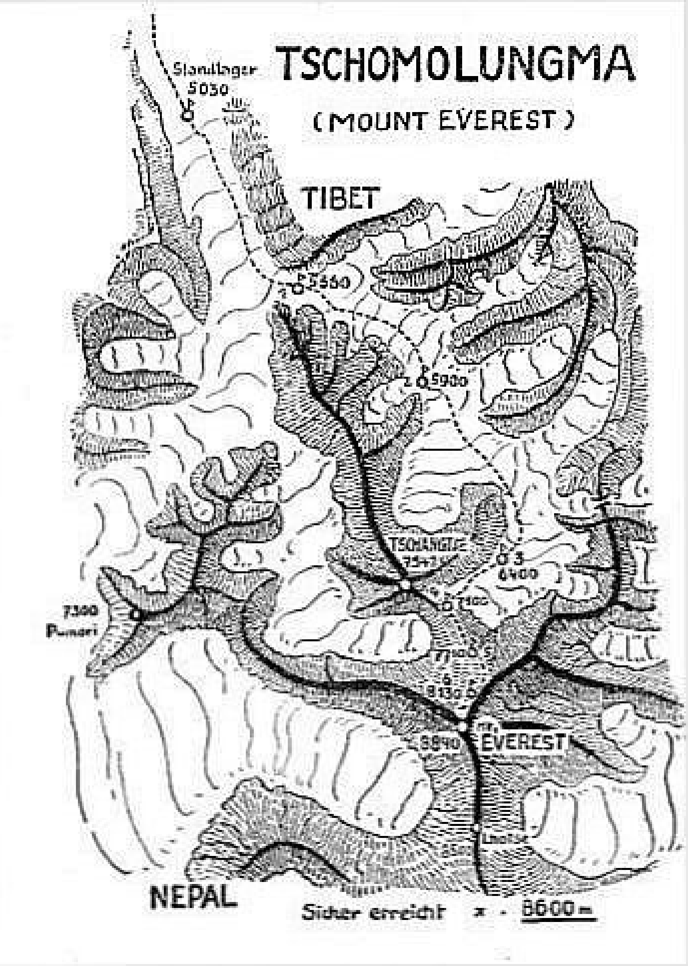
Der Aufstieg zum Nordsattel ließ sich jedoch viel schwieriger an als im Vorjahr. Schreckliche Eisverhältnisse und Spalten erschwerten den Trägern das Ansteigen. Schließlich kam der erste Angriff Mitte Mai zustande: in 8169 m Höhe mußten sie, völlig erschöpft, umkehren, die sauerstoffarme Luft hatte ihre Kräfte verzehrt. Morshead konnte nur mit großer Mühe wieder heruntergebracht werden. Der erste große Angriff war abgeschlagen worden. Der Everest hatte seine Waffen gezeigt.

Die Belagerung war nicht aufgegeben worden. Einige Tage später, am 25. Mai, startete der zweite Stoßtrupp. Er ging mit Sauerstoffgeräten, geriet aber in so schwere Stürme, daß auch er bei 8326 m umkehren mußte. Taumelnd, stolpernd

und kaum noch ihrer Sinne mächtig, erreichten die Männer das Lager III, bis zum Zusammenbruch erschöpft. Noch lange nachher blieben sie gehemmt.
Doch noch ein drittes Mal wurde der Versuch gemacht. Mitten im Anstieg zum Nordjoch brach jedoch ein großes Schneefeld ab und begrub alle Mann, sie in die Tiefe reißend. Die drei Engländer – Mallory, Somervell und Crawford – und einige Träger konnten sich retten. 7 Träger riß der Tod in den Abgrund. Die Expedition war gescheitert. Noch im Abstieg erlebten sie, wie der Monsun heulend um den Berg fuhr, der, in schwere Wolken gehüllt, sich ihren Blicken entzog. Die Göttinmutter zürnte ...

Der Gang auf Leben und Tod

Die Männer, die sich 1924 in Dardschiling trafen, waren zum Teil alte Kämpen. Mallory voran, der nun zum dritten Male sich einreihte, General Bruce, Norton, Somervell und Geoffrey Bruce, die schon 1922 dabei gewesen waren. Als Neulinge gingen mit: Shebeare, Odell, Hingstone, Irvine, Beetham und Hazard.
Man brach am 25. März auf und querte Tibet in dem Bewußtsein, diesmal den Everest zu zwingen. Pünktlich und ohne nennenswerte Zwischenfälle war man im Standlager vor dem grimmigen Berge angelangt.
Als man jedoch auf dem Nordsattel stand, nach unendlichen Mühen und gegen ein erbarmungsloses Wetter, waren die Kräfte aller Teilnehmer zum guten Teil verbraucht. Die Lage war ernst geworden. Von 55 Trägern kamen für den Nordsattel nur noch 15 in Betracht.
Schließlich blieben nur noch 6 Tage für den Gipfelsturm, dann drohte der Monsun auszubrechen, das ständige Gespenst hinter den tapferen Männern.
Norton und Somervell stiegen am 1. Juni an. Am 3. Juni überschritten sie den höchsten Punkt, den Mallory, Somervell und Norton im Jahre 1922 erreicht hatten. Sie spürten ein erhebendes Gefühl trotz gedämpfter Empfindungen in dieser dünnen Luft. Bei 8200 m übernachteten sie. Sie erzählten später, daß sie in dieser ruhigen Nacht ausnehmend gut geschlafen hätten. „Schönste Nacht seit Lager I."
Bei herrlichem Wetter und fast gänzlicher Windstille gingen sie, sehr langsam und bedacht, am Morgen weiter. Bei 8400 m traten bei Norton Sehstörungen ein. Auch Somervell schien nicht disponiert zu sein. „Wir schlichen dahin wie Schnecken." In immer kürzeren Zwischenräumen mußten sie sich setzen, jetzt



schon stark erschöpft. Schließlich blieb Somervell, von furchtbaren Hustenanfällen geplagt, liegen. Norton schleppte sich noch bis zum Punkt 8572 m, dann war auch seine Kraft ausgegeben. (Sie hatten die Höhe des Kangchendzönga erreicht.) Geschlagen kehrten sie um.

Norton, blind geworden, litt große Schmerzen. Der Grad ihrer Erschöpfung war ungewöhnlich stark. Sie waren bis zum äußersten Einsatz ihres Lebens gegangen. In dieser Höhe ist der Schritt vom Leben zum Tode nur einen Herzschlag lang. Beide hatten das Unbegreifliche, das Schicksalhafte gespürt.

An ihnen vorbei stürmten Mallory und Irvine.

Heldenlied

Irgendwo im Raume der Welt, hingeschmiegt an den kristallenen Steilhang eines Bergungeheuers, auf vereister Platte verankert, steht ein kleines Zelt. Um dieses Zelt ist das Schweigen einer stillen Nacht, die den Berg in den Bann des starken Frostes schlägt. Kein Stein rührt sich. Der hohe Bogen des nachtblauen Himmels spannt sich über alle gewaltigen Berge der Runde, und das Licht der Sterne übergießt den Everest mit einem matten Schein. Das ungeheure Ausmaß dieses Berges löscht das Gefühl für die Endlichkeit dieses Lebens, der Schläfer im Zelt schloß seine Augen, als er die Unendlichkeit an diesem Abend erschaute, er war eingehoben in eine ihm unfaßliche Weite. Ihm, dem Manne Odell, war solches nie geschehen.

Nun schläft er glücklich. Tschomolungma, die Göttinmutter, ist ihm und den anderen weiter oben gnädig in dieser Nacht. — Aus dieser stillen Nacht löst sich ein sanfter Morgen, nicht sehr kalt, nicht sehr windig. Odell, der lange geschlafen hatte, fühlt sich wieder in die Spannung gezogen, die in dieser Stunde alles am Berge gefangen hält. Die Spannung auf den Ausgang des dritten Angriffes auf die Gipfelpyramide. In dieser Stunde weiß Odell seine beiden Kameraden auf ihrem schweren Wege zum Gipfel.

Er packt seinen Rucksack und fügt noch einige Nahrungsmittel für die Everestbesteiger hinzu. Um 8 Uhr ersteigt er den Hang hinter dem Lager V, um den Kamm des Nordgrates zu gewinnen. Dort hält er nun lange Umschau. Der Himmel, der so klar gewesen war, wird diesig. Doch hoch über ihm ist starke Helligkeit. Über den ziehenden Nebelbänken, die sich auf die mächtige Everestflanke legen, wird es klar sein. Odell ist bei diesem Gedanken wieder ruhig geworden. Im Geiste sieht er Mallory und Irvine schon den Gipfelhang emporsteigen, langsam und siegessicher. Er ist nun 7800 m hoch. Ruhig geht sein Atem, gleichmäßig schlägt sein Herz. Wie er spähend und wägend durch die Flanke zieht, als Geologe die Steinadern und Schichtungen prüfend, kommt er an einen Vorsprung, ein Wändchen geringer Höhe. Es ladet zu kleiner Kletterfreude ein, die seine Neugier weckt. Er will nun sehen, wie er in dieser Höhe damit fertig wird. Als er die dreißig Meter leidlich gut hinter sich gebracht hat, reißt der Nebel auf und gibt den Blick zum Gipfel frei.

Sofort ist Odell hellwach. Sein Blick brennt sich in die Ferne hinein, gierig tasten die Augen die Pyramide ab — von oben nach unten — da — auf dem kleinen Schneefeld unter der vorletzten Stufe zur Gipfelpyramide erspäht er einen Punkt, der sich der Wand nähert. Und da ist ein zweiter Punkt, der dem ersten folgt, während der erste in der Wand verschwunden ist.

Für ein paar Herzschläge ist alles klar gewesen, nun versinkt das Bild hinter einem Schleier. So sehr sich die Augen mühen, es geht kein Blick hindurch.

Odell ist gelähmt. Er steht ganz still in seiner Erschrockenheit — und müht sich, den Gedankensturm zu bannen. Mein Gott, mein Gott ... stammelt es in ihm. Das ist doch ... Um 8 Uhr wollte Mallory an der zweiten Stufe sein und jetzt ist es 12 Uhr 50! Und ich sah sie noch vor der ersten. Habe ich sie nun unter der ersten oder unter der zweiten Stufe gesehen? Zweifel nagen in ihm. Ist es nicht gleichgültig — erste oder zweite Stufe? — Sie sind in große Zeitnot geraten! So oder so — den Gipfel können sie nicht mehr erreichen. Sie müssen umkehren ... Müssen umkehren! Immer wiederholt es sich. Odell ist das Herz schwer geworden. Umkehren? Alles umsonst? Drohend steht hinter diesen letzten Tagen der Monsun, den sie fürchten.

Während Odell langsam zum Lager VI aufsteigt, kreisen die Gedanken nun in ruhigen Bahnen. Was wird geschehen sein? Was hatte die beiden aufgehalten? Was



werden sie nun tun? Er denkt an alle widrigen Möglichkeiten, die auch Norton und Somervell ausgehalten hatten. Neuschnee, zu schwere Last der Sauerstoffapparate – er, Odell, war immer gegen ihre Anwendung gewesen –, ein Unfall? Hatte etwas an ihrer Ausrüstung noch in Ordnung gebracht werden müssen? Bei Irvines technischen Fähigkeiten undenkbar. Ach – es ist quälend ...

Als er gegen zwei Uhr am Nachmittag das Lager VI erreicht, schneit es. Der Wind nimmt an Stärke zu. Im Zelt ist allerhand Unordnung – kein Zettel, kein Anhaltepunkt. Vieles deutet an, wie die Kameraden vor ihrem Gang zur Göttinmutter Tschomolungma die letzte Nacht verbracht haben. Jedoch nichts läßt auf die Ursache eines verspäteten Aufbruches schließen.

Nachdem sich Odell gewärmt hat, geht er etwa 60 m gegen den Gipfel hin – pfeift und jodelt für den Fall, daß sie in Hörweite sind. Immer noch ist er überzeugt, daß sie umkehren müssen. Dann sucht er hinter einem Block Schutz gegen Sturm und Schneetreiben. Nach einer Stunde kehrt er um, es war ihm Antwort nicht geworden.

Als er beim Zelt angekommen, scheint die Sonne auf die Nordflanke. Der Gipfel liegt im Glanz – herrlich und erhaben. So sehr sich die Augen anstrengen – die Gefährten sind nicht auszumachen. Odell weiß, daß er noch vor Abend absteigen muß. Im Zelt können nur zwei Menschen liegen, kommen sie zurück, muß es leer sein. Er steigt deshalb ab, nachdem er für ihre Rückkehr alles vorbereitet hat, damit sie es bequem haben.

8200 m hoch stand er heute, allein im Sturm, im Schneetreiben. Tief prägt sich Stunde um Stunde in seine Seele ein. Sein letzter langer Blick gilt den Kameraden am Gipfel. Am Lager V vorbei eilt er, im Schnee oft abfahrend, zum Tschang La, dem Nordsattel, auf dessen breiten Rücken, 7100 m hoch, das Kammlager steht. Hier ist ihrer aller Zuflucht. Der Tschang La ist als Schlüssel zum Berge nach vielen Versuchen, den Berg über seine Flanke anzugehen, in den Jahren 1921 und 1922 gefunden worden. Mallory, der Bayard dieses Berges, hatte ihn ausgemacht. Nun steht er, der zum dritten Male diesen Göttersitz berannte, am Gipfel, auf der letzten Zinne s e i n e s Berges.

Immer wieder wandern die Gedanken hinauf zur Gipfelpyramide. Hazzard hatte Odell mit einer Suppe aus sechs verschiedenen Maggiwürfeln empfangen, die Odell in langen Zügen trank – – – Nun sitzen sie beisammen und beraten. Das Schicksal der Kameraden dort oben brennt in ihren Herzen. Keiner will den anderen seine tiefe Sorge spüren lassen. Sie wissen, daß sie sie nicht allzufrüh zurückerwarten dürfen, jedoch, wenn morgen das Zelt auf Höhe 8130 m leer ist ... Wenn der Wind zum Sturm wird ...

In der Nacht, einer hellen Mondnacht, halten sie immer wieder Ausschau nach einem Lichtzeichen. Der Berg bleibt stumm. Anderntags eilt Odell mit zwei Scherpas aufwärts. Im Lagerzelt V übernachten sie. Der Sturm rüttelt daran, die Scherpas vergehen vor Angst. Es wird eine schwere Nacht. Wieder allein – die Scherpas mußten, krank vor Furcht, zurückgeschickt werden – arbeitet sich Odell zum Lager VI durch, das er leer findet. Der Weg war furchtbar gewesen, der Wind stand steif gegen ihn. Zu allem sank Kälte, fühlbare Kälte, hernieder. Nun steht Odell vor der furchtbaren Gewißheit: der Berg hat die Kameraden in seine letzte Obhut genommen. Mallory und Irvine sind verloren.

Odell rennt den Gipfel an, wilde Trauer im Herzen. Er schreit, winkt, sucht nach Spuren ... nichts! Wie soll er finden, was der Wind ausgestrichen hat? Die graue Einöde zwischen den düsteren Felsen fällt ihn an, schlägt ihn nieder, jagt ihn hinunter. Die Göttinmutter droht ihm mit furchtbarer Gebärde.

Zwei Stunden hielt er stand. Dann ist es vorbei. Odell steigt ab, müde und ausgelöscht.

Mallory und Irvine, der junge Irvine, sind in ihren Berg eingegangen.



George Leigh Mallory

Der Mann im 37. Lebensjahr sah viel jünger aus, als er war. Seine unverwüstliche Gesundheit ließ ihn das leicht ertragen, was seinen Kameraden schon Pein war; seine Gestalt, schlank und drahtig, war von jener Elastizität, die junge sportliche Engländer auszeichnet. Er ging auf eine scheinbar schwebende Art, leicht und schnell, daß niemand – auch bergan – mitkam. Mallorys Größe lag in der Seele. Man nannte ihn oft „ein loderndes Feuer". Er verfiel dem Berg seines Lebens aus Liebe und Hingerissensein. Das Unbedingte war sein inneres Gesetz. Ausgezeichnet mit hohem Sinn für Verantwortung und mit einer Willenskraft ohnegleichen, war er der geborene führende Geist einer Sache. Nie wußte man von ihm, ob er müde war, immer gab seine blitzartige Bereitschaft von neuem Anlaß zu stiller Bewunderung. Trotz seiner Jugend war Würde, war Frau um ihn. Seine Freunde nannten ihn den „Hochstirnigen", was sehr viel mehr bedeutete, als die Charakterisierung seiner wirklich sehr hohen Stirne. Mallory war adlig in des Wortes tiefster Bedeutung. Dabei war er ein sanfter und feingebildeter Mensch, von untadeligen Umgangsformen. Von Zeit zu Zeit nur spürte man die verborgene Ungeduld, die ihn vorwärts trieb und mit der er andere beflügelte.

Norton sagte von ihm: „Der Tod hat uns einen Freund und edlen Ritter genommen. Der Mount Everest hat seinen größten Gegner verloren."

Als 1922 die Grundlawine ihn, Somervell, Crawford und die Scherpas in die Tiefe riß und wie durch ein Wunder sein, seiner Gefährten und einiger Scherpas Leben gerettet wurde, während sieben der Träger über die Felswand stürzten, hatte sich ihrer eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt. Mallory allein richtete sein Antlitz zum Thron der Göttinmutter empor. Dieses bleiche Antlitz mit den lodernden Augen war furchtlos furchtbar, es verriet schon damals die unbedingte Bereitschaft, mit dem Berg auf Leben und Tod zu kämpfen.

Mallory war auch diesmal, nun zum dritten Gang, wiedergekehrt, und als er den Berg anging, war eine heilige Bereitschaft in ihm. Alle wußten es: diesem Manne erstand kein Hindernis mehr.

Andrew Irvine

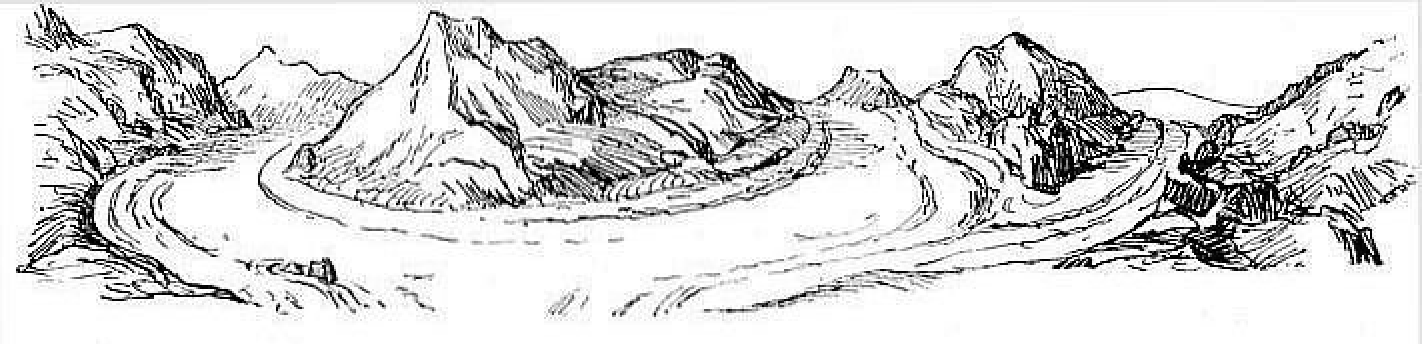
Der junge „Sandy" war erst 22 Jahre alt. Auf schlanken Beinen saß ein Rumpf mit mächtigen Schultern. Für Oxford hatte er in den berühmten Rudermannschaften gekämpft – und mitgesiegt. Seine Natürlichkeit, seine Frische, der Reiz seiner Jugend machte ihn bei allen Kameraden beliebt. Jeder hatte diesen munteren, hilfsbereiten Jungen gern. Hervorstechend an ihm war seine hohe Begabung für technische Dinge. Es gab deshalb sehr bald nichts in den Lagern, das für dauernd in Unordnung geraten wäre. Der Umgang mit den empfindlichen Sauerstoffgeräten war in den Ruhestunden ausschließlich seine Angelegenheit. Er konnte Nächte opfern, um eine Reparatur durchzuführen oder ein Gerät für den nächsten Gang zu rüsten. Alle seine Kameraden waren sich im Urteil über Sandy einig: Die Expedition verdankte seiner unermüdlichen Fürsorge und seinem selbstlosen Einsatz beim Einrichten der Lager sehr viel. General Bruce faßte seinen Nachruf in die Worte zusammen: „Wer einen solchen Ruf hinterläßt, mag beruhigt in den Bergen sterben." Und dieses Wort war mehr als eine Grabschrift.

Der Berg, der die Helden in sein Geheimnis zog, trägt den Namen eines tüchtigen englischen Vermessungsbeamten, der ihm auf weniger als 100 km nicht zu nahe gekommen war.
Der Berg, der gigantische Berg, sollte in Zukunft Mount Mallory und der Sattel Irvine La heißen. So wäre dies gerecht.

Der große Berg schweigt...

Waren Mallory und sein junger Begleiter auf dem Everest gewesen? Hatte sie der allmächtige Tod vorher oder nachher abgerufen? Und welches waren die Ursachen ihres Todes?
Norton ist in der großen Besprechung der Teilnehmer am Fuße des Everest der Ansicht gewesen, daß Mallory und Irvine abstürzten. Gingen sie am Seil, so genügte ein Fehltritt, um den anderen mitzureißen. Bei der Neigung der Gipfelpyramide (etwa 45°) war an ein Sichern durch Felsblöcke usw. kaum zu denken. Das hätte bei der Zeitnot, in die sie geraten waren, auch zu lange aufgehalten. Odell sichtete sie 12 Uhr 50 bei einer der Steilstufen, sie hätten also bis 3 Uhr 30 nachmittags auf dem Gipfel sein können. (Mallory äußerte vor Antritt der Tour, daß sie bis 4 Uhr spätestens den Gipfel erreicht haben müßten.) Sie hatten zwar die Pyramide spät angepackt, jedoch noch nicht zu spät.
Odell dagegen glaubte nicht an einen Sturz. Er kannte Mallory sehr gut und wußte um dessen Sicherheit. Wie aber stand es mit Irvine? Dieser war als Bergsteiger noch nicht hervorgetreten. Außer einigen Klettereien in den Alpen hatte er nichts aufzuweisen. Odell wußte, daß noch 240 m senkrecht und etwa 500 m waagerecht zum Gipfel fehlten, eine Leistung, die zwar bis 3 Uhr 30 geschafft sein konnte, wenn alles völlig klar war. Wenn es aber nicht klar war, wenn sie auf größere Schwierigkeiten gestoßen sein sollten? Hatte sich Mallory verleiten lassen, im Angesicht des nahen Zieles eine Nacht ohne Zelt zu verbringen? Waren sie dabei eingeschlafen und erfroren? Oder hatten sie den Gipfel erreicht und danach ihr Zelt in der Dunkelheit nicht gefunden? Das ist, und hier neigt sich die allgemeine Meinung Norton zu, nicht sehr wahrscheinlich, denn in diesem Falle hätten die Rückkehrer Lichtzeichen gegeben. Odell hielt dagegen, daß die Mitnahme der Magnesiumfackeln nicht erwiesen sei, dies aber erschien unglaublich.
Auf eine Möglichkeit kamen Norton und Odell nicht, und diese spricht stark für sich. Mallory und Irvine können, wie vor ihnen Somervell und Norton, völlig erschöpft niedergesunken sein. Jene hatten damals 8572 m erreicht und Norton schrieb später: „Ich war nahezu am Ende meiner Kräfte und ging viel zu langsam –" Somervell war schon vorher total erschöpft zusammengebrochen. Wie nun, wenn Mallory bis zur letzten physischen Möglichkeit gegangen war, bei seiner unbedingten Natur durchaus denkbar, und daß die Kameraden bei der furchtbaren Kälte, dem nachmittäglichen Schneetreiben und dem folgenden Sturm den Strapazen erlagen?
Die vielen schicksalsschweren Fragen sind bis auf den heutigen Tag unbeantwortet geblieben. Der große Berg schweigt. Er schwieg bereits, als Odell sein verzweifeltes Rufen gegen die erbarmungslosen Hänge richtete.
Die Frage nach dem etwaigen Gipfelsieg kann vielleicht in späterer Zeit beantwortet werden: wenn die kommenden Sieger die Stahlflasche mit dem Zettel finden, die Mallory dem Gipfel anvertraut haben könnte.

Younghusband, der alte Himalajamann, sagte später:
„Der Everest kann sich nicht erhöhen, aber des Menschen Seele erhebt sich auch unter Rückschlägen."
Und so wird er einmal fallen, der stolze Berg. Jugend wird ihn wieder und wieder bestürmen – bis ihr der Sieg zufällt.



Unbekanntes Hochland von Pamir

Das Hochland von Pamir ist ein riesenhafter Klotz. Seine Abmessung von Ost nach West beträgt 500 km, seine Tiefe in der Nord-Süd-Richtung 400 km. Ihm schließen sich an im Nordosten der gewaltige Tienschan, an der Basis Hindukusch, Himalaja, Karakorum und Kuen-lun. Ihr müßt euch das Pamir wie einen liegenden Kranz vorstellen. Seine höchsten Berge befinden sich am Rande des ungleichmäßigen Ringes: sie sind 6000–7500 m, das Becken oder der Hof dagegen durchschnittlich „nur" 4000 m hoch. Man darf sich aber dabei keine Hochfläche vorstellen, denn diese innere Bergwelt ist vielfältig gegliedert, hat Täler und Berge, die immerhin noch die Höhe von fast 6000 m erreichen. Eigenartig am Pamir ist seine Einfassung durch ungeheure Berge, die denen des Himalaja nicht viel nachstehen.

Diese mächtige Festung ist noch wenig durchforscht. Sie blieb sehr lange völlig unbekannt. Wohl waren einige Expeditionen in den Ring eingedrungen und hatten hier den gewaltigen Fedschenko-Gletscher entdeckt (er dürfte wohl außerhalb des Südpolgebietes der längste der Welt sein), allein sie waren ihren Aufgaben nicht gewachsen gewesen und zur Umkehr gezwungen. Das Pamir ist im Inneren nicht besiedelt und an seinen Wällen nur sehr dünn, so daß es schon sehr großer Mittel und nationaler Unterstützung bedarf, um Ergebnisse brauchbaren Ausmaßes zu erreichen. Auf sich selbst gestellt, würde in diesem Gebirge jeder Versuch zum Scheitern verurteilt sein.

Erst mit der deutsch-russischen Expedition 1928 beginnt die ernste und erfolgreiche Forschung. Es waren sehr gewichtige Gründe, die die Regierung der Sowjetunion veranlaßten, das Studium mit großzügig eingesetzten Mitteln in Gang zu bringen. Das Hochland von Pamir ist der Urquell der Bewässerung der umliegenden Lande, ein gewaltiges Wasserreservoir, der Rand dieses Gebirges vielfach durchschnitten und eingesägt von den Abflüssen der Gletscher. Wollte man mit deren Hilfe zu einer modernen Wasserwirtschaft kommen, um die Ernteerträgnisse in den gewaltigen Ebenen des Nordens zu steigern, so mußten die Vorbedingungen an den Quellen der segensreichen Flut studiert werden. Seit 1928 ist dieses Studium in jedem Jahr fortgesetzt worden. Man baute sogar ein Observatorium in 4300 m Höhe, mitten im Fedschenko-Gletscher.

Zwei Namen sind es, die mit der Eroberung des Pamirs eng verbunden sind: N. P. Gorbunow und N. W. Krylenko. Beide Männer gehörten bereits der deutsch-russischen Expedition an. Mit dieser Kundfahrt hatte man das Gesamt-

gebiet des Pamir in allen Richtungen durchzogen. Viele bedeutende Berge waren bestiegen worden. Das Hauptergebnis jedoch war in der photogrammetrischen Aufnahme dieser Riesenburg zu sehen. Man gewann damit die erste brauchbare Karte des Nordwestgebietes. Selten ist eine Kundfahrt mit einer so erlesenen Schar Gelehrter und Bergsteiger durchgeführt worden wie diese; das vielfältige Ergebnis müßte, so sagte der Teilnehmer Borchers, gedruckt viele dickleibige Bände füllen.

Warum man aber die bis dahin unbekannten und namenlosen Gipfel, Gletscher und Pässe mit weltbekannten alpinen Namen, wie Jorasses, Uschba, Palü, oder kuriosen Bezeichnungen, wie Invalidenberg, Akademiegletscher und Notgemeinschaftsgletscher belegte, ist nicht recht verständlich. Solche „Verstiegenheiten", um im bergsteigerischen Bilde zu bleiben, hätten sich sicher vermeiden lassen.

Später, in der Zeit seiner weiteren Forschungstätigkeit im Pamir, hat der tapfere Gorbunow eine Bergfahrt durchgeführt, die ihn für alle Zeit in eine Reihe mit den Helden des Himalaja stellt.

Der Pik Lenin

Am Ende der Kundfahrt 1928 wurde angenommen, daß der höchste Berg des Pamirhochlandes nicht im Sel-Tau, also der Kette westlich des Fedschenko-Gletschers, liege, sondern im Transalai. Es sollte der Pik Kaufmann sein, der 7127 m hoch ist und nach dem russischen Eroberer und ersten Gouverneur Westturkistans, General Kaufmann, benannt worden war. Als höchster Berg der Sowjetunion erhielt er den Namen Pik Lenin. (Ein Jahr nach der Besteigung des Pik Lenin stand es fest, daß es im Sel-Tau doch einen höheren Berg gab, daß dieser in der Nähe des Garmo lag, der um diese Zeit mit nur 6000 m angenommen wurde.)

Die Besteigung des Pik Lenin sollte die Kundfahrt krönen. Es wurden dazu Allwein, Schneider und Wien bestimmt, nachdem die russischen Alpinisten bereits heimgereist waren. Von Altyn-Masar waren es 70 km in der Luftlinie, die als Anmarschstrecke im Saukdara-Tale überwunden werden mußten. Vom Jorasses (6200 m) aus hatten die Teilnehmer mit ihren guten Gläsern den Gipfelbau und die mächtigen Gletscher am Fuße abgetastet. Man machte sich deshalb von vornherein auf größere Schwierigkeiten gefaßt.

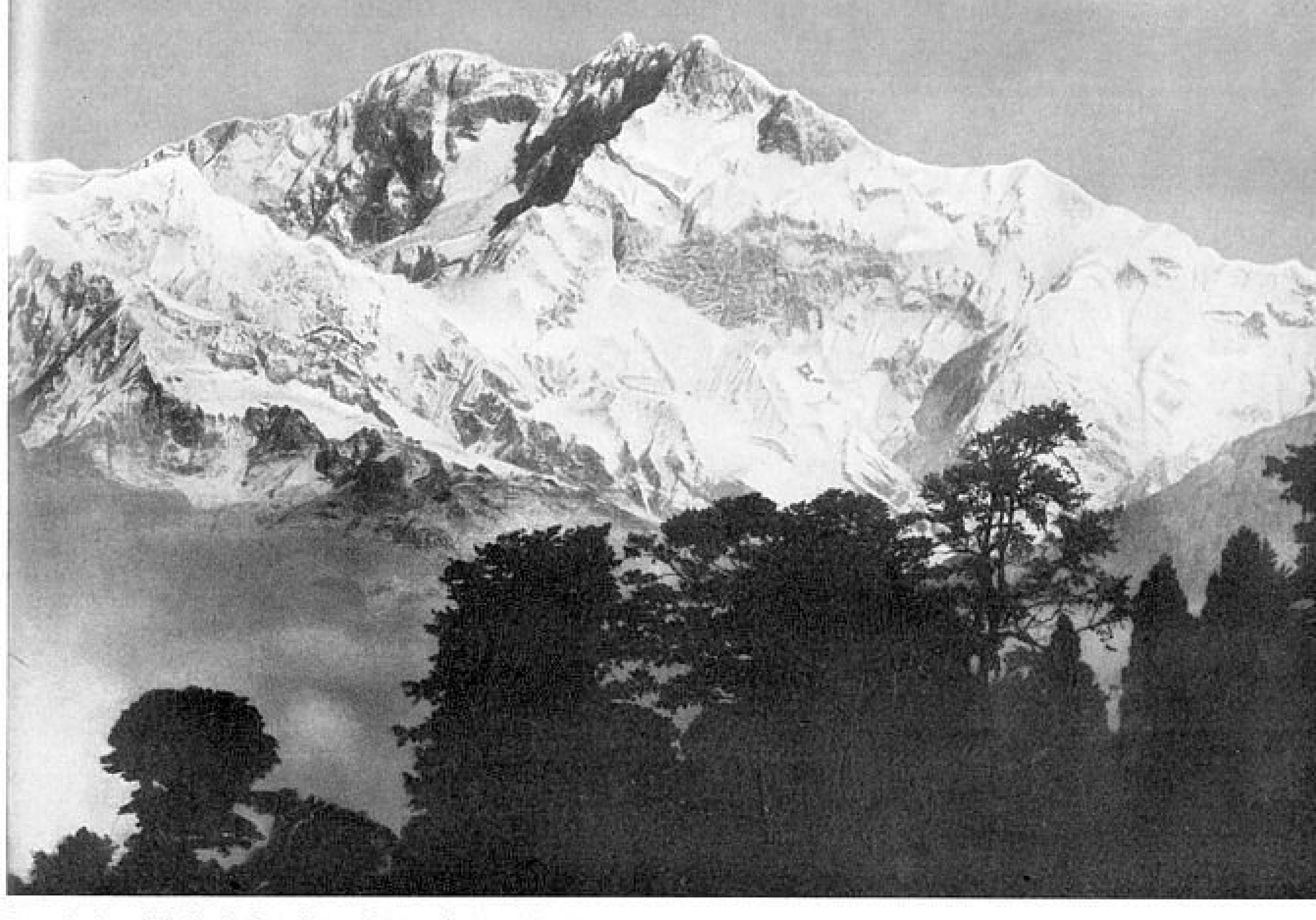
Mit den Trägern Dario und Bodor, die zunächst nur einen Hammel vor sich her zu treiben hatten, und begleitet von Nöth und Perlin, die ihre wissenschaftlichen Studien im Saukdara beenden wollten, brach man am 18. September 1928 auf, um das lange und steinige Hochtal möglichst schnell hinter sich zu bringen. Am 20. nachmittags war Kusgun Tokai, das heißt Rabenwald, ein idyllisches Fleckchen vor den großen Gletschern, erreicht. Es liegt 3350 m hoch, das heißt, fast 4000 m unter dem Gipfel, der das Ziel war.

Das weite, geröllbedeckte Tal zeigt Bärenspuren in Menge. Überall liegen Steinbockgehörne umher, zum Teil noch frisch und gestrig. Sonst bietet das Tal nichts an Schönheit und Vielfältigkeit. Seine graugelben Hänge ermüden in ihrer Eintönigkeit. Doch bald wird aus Erde Eis. Die gewaltigen Gletscher beginnen. Bevor die kleine Gruppe auf dem genau von Norden kommenden Hauptgletscher einbiegen kann, hat sie viele Nebenarme mit haushohen Moränen zu überqueren. Dann aber geht es auf dem nördlichen Saukdara-Gletscher aufwärts. Über die Lage des Pik Lenin ist nichts bekannt, man wandert weiter nach Norden ins Unbekannte. Gletscher und Moränen bieten ein wüstes Bild. Alles ist wild durcheinandergeschoben, groteske Eisbildungen, mächtige Gletschertische und hin und her geworfene Moränen wechseln sich ab. Schön sind allein die Eisseen, die sich im Gletscher gebildet haben.

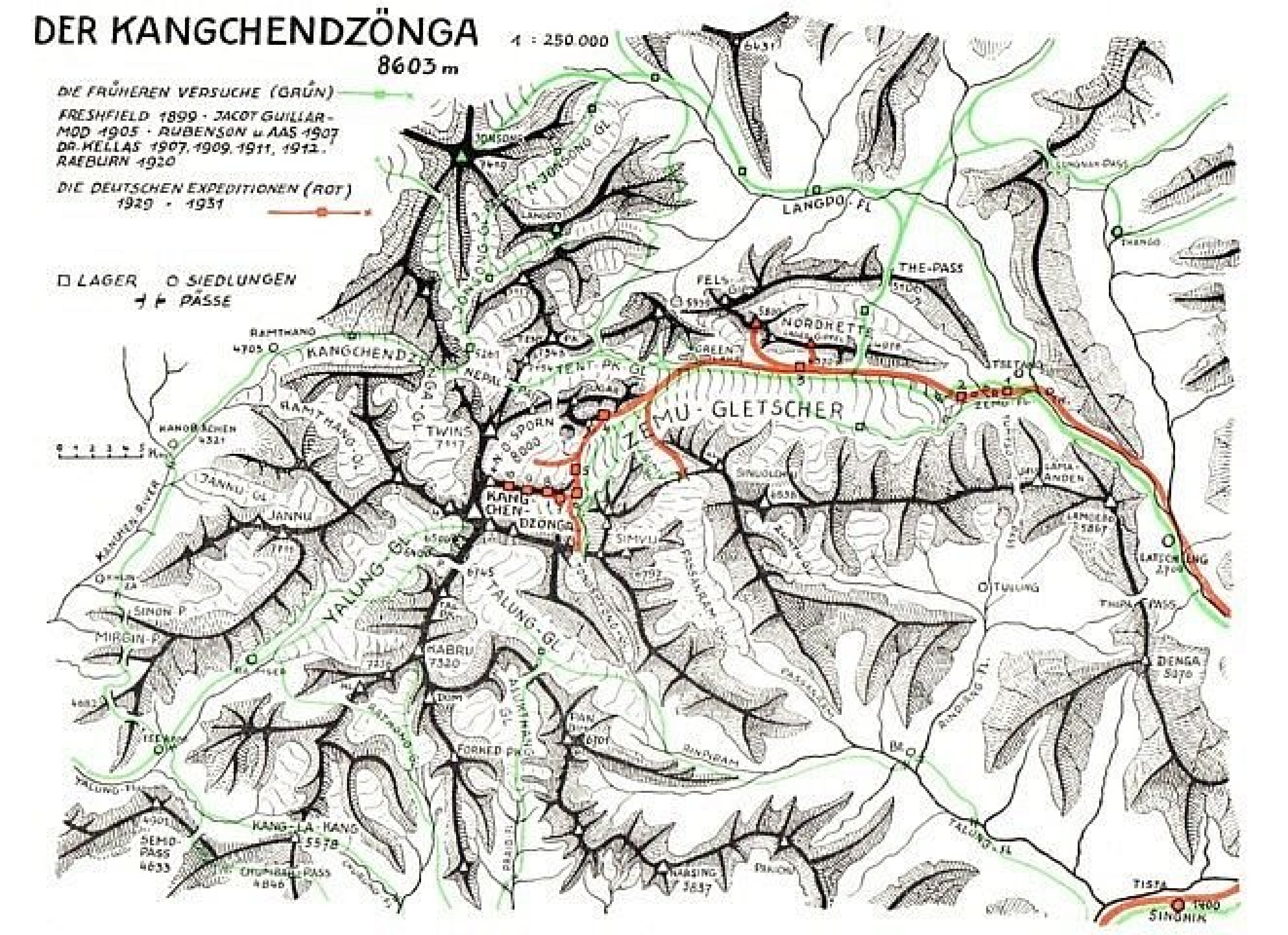
Gegen Abend sichten sie den Hauptkamm, in dem der Gletscher entspringt. In 4600 m Höhe wird das Lager neben gewaltigen Eistürmen aufgeschlagen. Die Ungewißheit hat ihre Gemüter unruhig gemacht. Wo mag er wohl liegen, der Pik Lenin? Sie reden lange darüber und tauschen ihre Vermutungen aus. In den Alpen daheim war alles so übersichtlich geordnet, es gab schon zu Anfang des Bergsteigens kein alpines Geheimnis mehr, wenigstens keines über die Lage eines Berges. Aber hier in dieser weltabgeschiedenen und unerforschten Gebirgswelt, ohne Gebietskarten, allein auf den Orientierungssinn angewiesen, ist alles ungewiß. Es gibt nur einen Anhaltspunkt: Der Kamm ist nahe und in diesem muß sich der Pik befinden.

Am 23. August gibt es gleich zu Anfang eine Spaltenkletterei erster Ordnung. Die Träger finden sich nur schwer hinein. Aber dann geht es gut vorwärts, dem wachsenden Kamm entgegen. Ein mächtiger Firngipfel, der mit einer wilden Eiswand zum Gletscher abbricht, lenkt immer wieder den Blick auf sich. Ist es der Pik Lenin?

In 5200 m Höhe müssen die Träger zurückbleiben. Ihre Erschöpfung war allzu



Breit und wuchtig steht das Kangchendzönga-Massiv vor der gigantischen Mauer des Himalaja



DER KANGCHENDZÖNGA
8603 m
1 : 250.000
DIE FRÜHEREN VERSUCHE (GRÜN)
FRESHFIELD 1899 · JACOT GUILLARMOD 1905 · RUBENSON u. AAS 1907
DR. KELLAS 1907, 1909, 1911, 1912 · RAEBURN 1920
DIE DEUTSCHEN EXPEDITIONEN (ROT)
1929 - 1931
LAGER
SIEDLUNGEN
PÄSSE
LANGPO · FL
THE-PASS
NORDKETTE
ZEMU-GLETSCHER
KANGCHENDZÖNGA
TWINS
7117
N.O. SPORN
KANG-CHEN-DZÖNGA
SIMVU
JANNU
JANNU · GL
RAMTHANG
4705
KANGBACHEN
YALUNG · GL
TALUNG · GL
KABRU
7320
SIMON · P
MIRGIN · P
KANG-LA-KANG
5578
SEMO-PASS
4633
DENGA
TISTA
FORKED PK
TENT · PK · GL
GREEN
FELS
ZEMU · FL
TALUNG · FL
LAMBERG
TULUNG

deutlich geworden. Mühsam wird ihnen klar gemacht, daß sie nun hier warten sollen. Es scheint, daß sie verstanden haben.
Allwein, Schneider und Wien gehen weiter, nun schwer bepackt. Mit erstaunten Augen, scheu und furchtsam, sehen ihnen die Träger nach. Für ihr schlichtes Gemüt bleibt es unfaßlich, warum die Fremden „in den Tod gehen". Bei starkem Wind und großer Kälte arbeitet man sich auf den Sattel hinauf – 5828 m sind erreicht. Jetzt können sie das nach Norden freie Alai-Tal in seiner kolossalen Weite übersehen. Alles in rote Glut getaucht, unwirklich, weltfern.
Lange mußte ein Lagerplatz gesucht werden. Hier oben branden Westwind und Südwind aufeinander, mächtige Luftlöcher bildend. In der Nacht wird ihr kleines Zelt vom Treibschnee zugedeckt. Sie liegen und horchen auf den Sturm, der am Gestänge zerrt und wütend weiterfährt. Immer noch zehrt die Ungewißheit an ihnen. – Sie glauben noch nicht, daß sie ihrem Ziel nahe sind. Das Thermometer funktioniert nicht, sie schätzen die Kälte auf –35° C.
Allwein beginnt sein schweres Amt als Koch – der 24. September bricht an. Jeder erhält ein halbes Täßchen Tschai. Dann wird das Bündener Fleisch geknabbert. Auf anderes fehlt der Appetit.
Sie gehen den östlich liegenden Firngrat an und müssen bald schwer spuren. Auf 6435 m ist der Eckpfeiler erreicht, weit nach Norden vorgeschoben. Jetzt bietet sich ihnen zum ersten Male ein offener Einblick in die gewaltige Kette des Transalai. Was bisher zweifelhaft war, wird mit einem Schlage klar: sie befinden sich auf der falschen Seite. Im Westen, hoch über allen Nachbarn, steht der Berg ihres Mühens.
Umkehr. Sie wird rasch vollzogen. Die Gewißheit ist mehr wert als tausend Meter Höhenverlust. So viel werden es nicht. Schon um 10 Uhr liegen sie wieder im Zelt, um sich aufzuwärmen. Sie hatten die ungeheuerliche Nordwand des Pik Lenin, der steil aus dem Alai-Tal aufsteigt, gesehen. Und auch die beachtlichen Nachbarn. Es sind ungeheuere Ausmaße, von denen sich nur der einen Begriff machen kann, der wie sie vom Eckpfeiler einen nahen Einblick gewinnen konnte. Vom Süden her angegangen, entzieht sich der Pik bis zuletzt, er liegt versteckt im Gletscherwinkel, und man wird seiner erst ansichtig, wenn man unmittelbar auf seine furchtbare, völlig mit Eis gepanzerte Südwand stößt.
Am Morgen legen sie alle verfügbare Kleidung an. In der Nacht hatten sie auf ihren Schuhen gelegen, die nun warm und schmiegsam sind. 8 Uhr in der Früh packen sie den Ostsattel des Pik Lenin an, gehen also nun westlich. Bald leitet er in den Grat über. Bruchharsch. Sehr steiler Anstieg. Der Sturm ist heftig, die Kälte noch erträglich. Sie steigen nun, langsam und einteilend, 7 Stunden lang. Die Lungen arbeiten mächtig in der heftigen Luftströmung, die den Sauerstoff vom Munde wegzieht. Die Füße werden gefühllos, die Lider bleiern. Das Aneroid klettert. In 6900 m Höhe lassen sie ihre Rucksäcke liegen und fühlen dankbar die Erleichterung. Weiter arbeiten sie sich hinauf, Meter um Meter. Die Pausen nähern sich einander, erst aller 50, dann aller 30 und zuletzt aller 10 m. Sie setzen sich kurz in den Schnee. Ihr Wille ist ungebrochen. Schneider leidet sehr, sagt aber nichts. So geht es weiter. Das Aneroid zeigt 7000 m. Es ist an seiner Maximalgrenze stehengeblieben. Die Neigung beträgt 55°. Die letzten 150 m sind hart. In Einzelschritten erreichen sie schließlich 3 Uhr 30 nachmittags die sturmgepeitschte Gipfelfläche. Sie setzen sich nieder, völlig erschöpft. Im Osten, sehr weit hinten, erblicken sie Schneeberge, die schon auf chinesischem Boden stehen. Sonst gleitet alles unwirklich und schwankend an ihrem Blick vorbei. Die Schläfen hämmern – die maßlose Kälte, vielleicht –40° C, frißt sich in ihre Kleider ein. Die Sorge um Füße und Hände treibt sie bald wieder auf und hinab. Der Abstieg dauert 2¾ Stunden. Die lähmenden Wirkungen der Höhe lassen schnell nach. Nur die Füße machen ihnen trübe Gedanken.
Am Ostsattel angekommen, nehmen sie alle ihre Sachen auf, um den Abstieg fortzusetzen. Noch einmal gilt ein langer Blick dem Alai-Tal, das wieder im roten Licht des Abends erglüht, dann stapfen sie hinunter mit langen Schritten, um auf ihre Träger zu stoßen. Mit einknickenden Knien, durch gespenstische Eisbildungen, über denen bleicher Mondschein liegt, erreichen sie den Lagerplatz. Die Stätte ist verlassen, die Träger sind geflohen. Sie können noch einen kleinen Steinmann ausmachen, bei dem ein Rucksack mit Proviant liegt, ehe sie ihr Zelt aufbauen. Dann fallen sie hinein, um zu schlafen, zu schlafen ...
Als sie am nächsten Tage – sie schlafen bis in den Mittag hinein – ihre Füße untersuchen, sind alle stark angeschwollen. Schneiders Füße jedoch zeigen deutliche Erfrierungsmerkmale. Er hat schon sehr gelitten, und was ihm noch bevorsteht, ist nicht auszudenken. Es bleibt trotzdem nichts anderes übrig, als schnell abzusteigen. So wird es ein Trauermarsch, den Gletscher abwärts. Schneiders Füße machen einen besorgniserregenden Eindruck: unförmig angeschwol-

len, große Blasen an den Zehen, durch das Gehen wundgerieben und aufgerissen, die Socken steif vom Blut ... Sie müssen haltmachen! Nach kurzer Beratung bricht Wien auf, um ein Pferd bis ans Gletscherende heranzubringen. Bis dahin also muß der arme Schneider unter allen Umständen humpeln. Leider ist es noch weit.

Wien trifft die Träger an der Gletscherzunge, in gemütlichem Gelände. Der Zorn verraucht vor ihrer rührenden Freude, ihren „Herrn" lebend zu wissen. Dario muß mitgehen, Bodor wird den Freunden auf dem Gletscher entgegengeschickt. Dieser weiß es echt kirgisisch so einzurichten, daß er sie noch auf festem Boden antrifft ....

Wien kann seinen Auftrag erfüllen, in Kusgun Tokai trifft er Borchers, der mit einigen Sorgen um seine Freunde heraufgeritten war. Sofort werden die Pferde zum Gletscherende mitgenommen, wo der leidende Schneider nun aufsitzen kann. Er hat den furchtbaren Weg hinter sich gebracht, nun ist er am Ende seiner Kraft.

Die Bergfahrt ist in Kusgun-Tokai abgeschlossen. Sie bleiben einige Tage in völliger Ruhe liegen. Ein Kamelreiter eilt als Kurier zur Expeditionsleitung nach Altyn-Masar mit Bericht und Bitte um Medikamente. Am nächsten Morgen schon, der Bote reitet die Nacht hindurch, ist das wertvolle Medikament bei ihnen oben. Schneiders Zustand bessert sich sogleich. Es dauert allerdings noch sehr lange, ehe er seine Füße wieder voll gebrauchen kann. Seine eiserne Natur überwindet unter Allweins, des Arztes, Pflege die schwere Nachwirkung der Erfrierungen. Es bleibt ein Wunder, daß alles noch so glimpflich abgelaufen ist.

Die Ersteigung des Pik Lenin war der Höhepunkt in der Arbeit der Bergsteiger gewesen. Allwein, Schneider und Wien hatten eine gewaltige Leistung vollbracht und sich in die „Weltrangliste" eingetragen. Von Kusgun-Tokai bis zum Gipfel und zurück sind es 110 km. Über Geröll, Eis, Neuschnee; über Spalten, Wächten, Grate; bei einer Temperatur bis zu 40° unter Null, im Sturm und Schneetreiben. Eisern haben sie durchgehalten. Die Ersteigung, der Gipfelsieg, war eine Tat des Willens.

Noch einmal sahen sie ihren Berg von einem Gipfel geringerer Höhe. Die Sonne war unter den Horizont gesunken. Auf allen Gipfeln lag der fahle, blaugraue Schatten der Nacht. Nur der Pik Lenin leuchtete in überirdischem letzten Glanze. So blieb sein Bild in ihnen ...

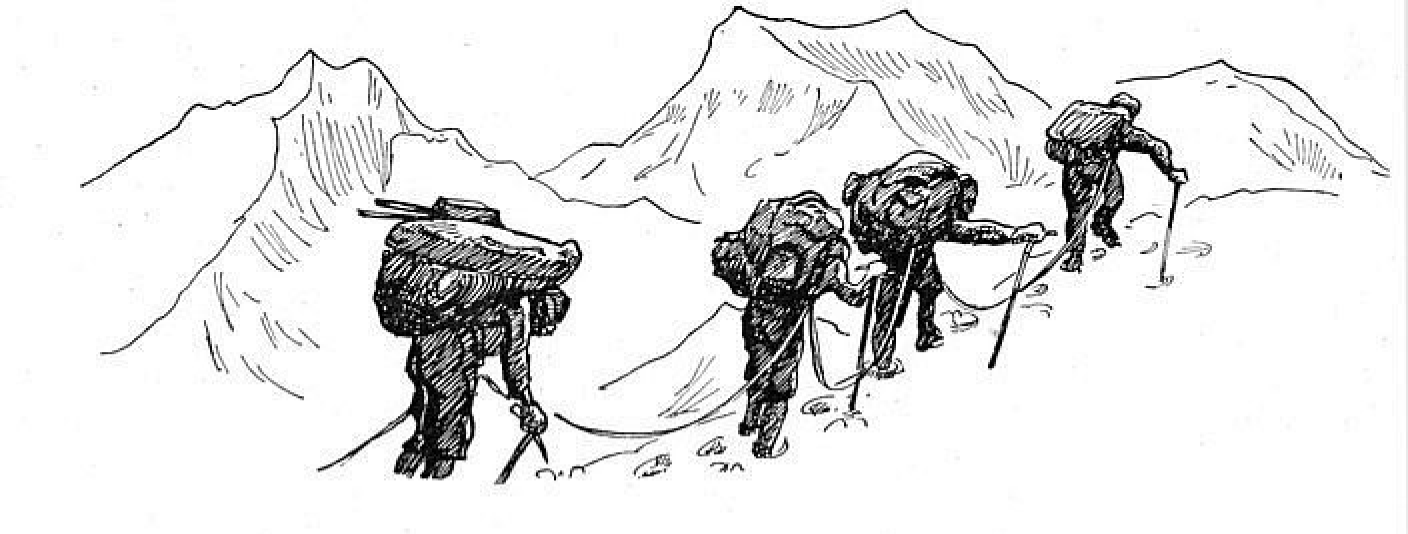
Der Pik Stalin (7495 m)

Im Jahre 1932 hatten Gorbunow und Krylenko eine Expedition unternommen, die dem höchsten Gipfel des Pamir, dem Garmo galt. Nach der Vorstellung der vergangenen Zeiten war dieser sehr viel niedriger geschätzt worden als der 1928 erstiegene Pik Lenin im Zuge Transalai des Pamir. Man nannte damals 6000 m als mutmaßliche Höhe. Die Gorbunow-Expedition erkannte, daß es einen sehr viel mächtigeren Berg gab, dem Garmo benachbart und an Höhe weit überlegen. 1932 wurde der Entschluß gefaßt, den Berg in den kommenden Jahren anzugehen und, wenn möglich, zu besteigen.

Im Juni 1934 war Gorbunow wieder auf dem Plan. Mit einer Handvoll todesmutiger Männer und einer Schar Träger. Auf der Endmoräne des Fedschenko-Gletschers, der an dieser Stelle fast 3 km breit ist und einen wilden Bergfluß entläßt, der gewaltige Trümmer in seinen Fluten wälzt, errichteten sie das erste Lager, eine reichliche Tagesreise von Altyn-Masar entfernt. Dieses Nomadendorf hatte schon 1928 der russisch-deutschen Kundfahrt viele Wochen als Basis gedient. Das nächste Lager, 3900 m hoch, vermittelte den Übergang auf den großen, von rechts einmündenden Gletscher, lag also am Ansatz des eigentlichen Aufstieges in Richtung des Garmo und des unbekannten Bergs. Von hier aus war ein riesiger Gletscher zu erkennen, der sich von der Sohle bis fast unter den Gipfel des großen, und wie man glaubte, neuentdeckten Berges zog. Dieser Berg erhielt den Namen Pik Stalin. Das nächste, weit vorgetragene Lager hatte man in 4600 m Höhe errichtet.

Am 8. Juli brach man auf und schlug, nach Überwindung von 1000 m Höhe, zwischen mächtigen Firnblöcken des Stalin-Gletschers am Fuße eines Felsenkammes das vierte Lager auf. Es wurden 10 Tage benötigt, um das Lager mit Proviant und Hilfsmitteln zu versehen. Erst dann wurde es besetzt. Der Anstieg hierher war ermüdend und zum Teil gefährlich. Die gewonnene Höhe betrug 5600 m.

Die nächste Strecke brachte neue und größere Schwierigkeiten. Um weiterzukommen hatte man den Stalin-Gletscher verlassen und den Felskamm traversiert. Hohe Felstürme und Firnblöcke stellten an die Teilnehmer enorme Anforderungen. Der Fels war brüchig, die Anstiegsroute äußerst exponiert. Einer der Wackeren stürzte bei der Erkundung des Weiterweges tödlich ab und konnte nicht geborgen werden. Bei 5900 m, nur 300 m über dem letzten Lager, mußte haltgemacht werden, um schon hier das Lager 5 anzulegen. Der



Weg über nur 300 m Höhenunterschied war furchtbar. Und doch! Sie schafften das für ihr Leben Unentbehrlichste auch in dieses vereiste Felsennest, in dem sie wie die Adler hausten. Danach waren alle sehr erschöpft. Nur die Standhaftesten setzten den Weg fort, sich durch den brüchigen Fels mit seinen tausendfältigen Widrigkeiten kämpfend – unendlich langsam ging es voran. Man fand den Weiterweg schließlich doch, konnte ihm aber nicht folgen, denn nun waren auch sie so erschöpft, daß sie auf 4600 m absteigen mußten, nachdem sie sechs Tage oberhalb 6000 m zugebracht hatten.

Die Strapazen hatten klar gezeigt, daß das eisige Felsennest in 5900 m Höhe die Basis für die weiteren Anstürme sein mußte. Und das hieß: Hinaufschaffen aller Lebensmittel, der Bergausrüstung, der Zelte und meteorologischen Apparate. Auch das wurde vollbracht.

Am 11. August, einem stürmischen und kalten Tage, rückte man weiter aufwärts, auf 6400 m. Zelte und Lebensmittel wurden hier deponiert und dann der Rückzug angetreten. Wieder stürzte ein Träger tödlich ab. Es folgten einige Ruhetage.

Am 20. August stieg Gorbunow hinauf, das Lager 5900 hatte inzwischen durch die Bewegung der Eisunterlage eine gefährliche Abwärtsbewegung gemacht und mußte neu errichtet werden. Das kostete weitere Tage. Das Programm hatte, wie die meisten dieser Art, nicht eingehalten werden können. Die Expedition kam in Zeitnot. Zu allem weigerten sich die eingeborenen Träger, durch den steilen Felsenkamm in ihrem bis dahin gezeigten Gleichmut erschüttert, weiterzugehen. Sie waren nicht zu bewegen, über 5900 m hinaus zu tragen.

Es blieb den Bergsteigern nichts anderes übrig, als ihre Kräfte mit dem Hinauf-

schaffen der Lasten auf 6400 m zu erschöpfen. Trotzdem wurde der Anstieg weiter geführt, nachdem man sich einigermaßen gut im Lager 6 eingerichtet hatte. Es bestand jetzt aus 2 Zelten.

Noch einmal, am 25. und 26. August, waren die Träger, die sich etwas erholt und ihre Kräfte wiedererlangt hatten, eingesetzt worden.

Diesmal für die Strecke zwischen 5900 m und 6400 m. Einige Lebensmittel und der meteorologische Apparat gelangten ins Lager 6. Danach überfiel sie die Bergkrankheit und sie schieden endgültig aus. Sie wurden in die Tallager geschickt.

Am 27. August gelangten zwei Bergsteiger auf 6900 m und schlugen das letzte Lager auf. Den schweren Apparat hatten sie unter Aufbietung der letzten Kräfte bis hierher geschleppt. Am 29. begann der endgültige Angriff.

Zu sechst war man bis auf 6900 m heraufgestiegen und hatte die beiden Kameraden hier oben abgelöst. Es war furchtbar kalt in dieser Höhe. Drei der „Neuen" waren dann auch bald, wie früher die Träger, von der Bergkrankheit erfaßt. Grün und gelb im Gesicht, das verfallen und zusehends erschlaffend einen erbarmungswürdigen Anblick bot, schwankten sie abwärts.

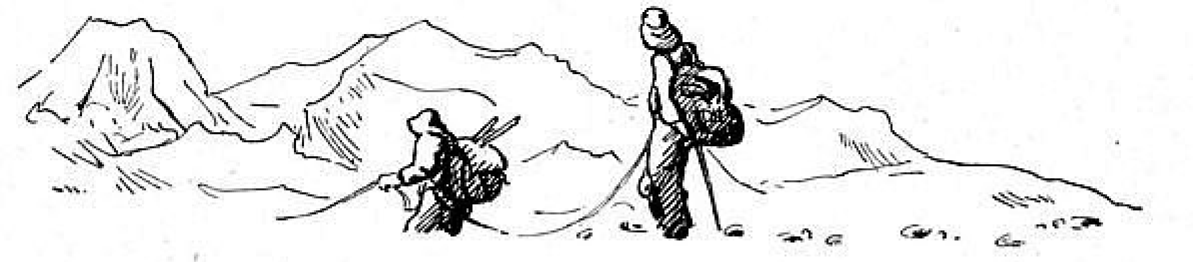
Im Zelt an der kleinen Wand lagen Abalakow, Getier und Gorbunow. Es war ein schweres Wetter aufgekommen, schon am zeitigen Nachmittag des 31. August war es so dunkel geworden, daß das Ärgste befürchtet werden mußte. Die Gefährten hatten daher viel Mühe aufgewandt, um das Zelt zu sichern und die Haltestricke zu verstärken. Jetzt tobte ein Schneesturm um das Zelt und begrub es unter Flugschnee. Das wurde gern hingenommen, wurde es doch wärmer im Zelt und seine Standfestigkeit erhöht. Peinigend war die ständige Atemnot, die infolge des Sturms verstärkt empfunden wurde. Getier fühlte sich sehr elend, ihn hatte es kurz nach dem Abstieg der Kameraden gepackt. Er war schon in dieser furchtbaren Nacht unfähig, sich zu rühren. Im Flackerschein ihrer kleinen Kerze erschienen ihre bärtigen Gesichter weiß, ihre Augen unstet. Sie litten. Und wurden schweigsam.

Die Pein hielt zwei Tage und drei Nächte an. Es glaubte nur einer von ihnen, der berggewohnte Gorbunow, noch an Sieg und Rettung. Sein Herz war erfüllt von der hohen Aufgabe, sein Wille auf Zusammenraffung der letzten Kräfte konzentriert. Jetzt litten sie fühlbaren Hunger. Als der Sturm sich legte, am 3. September, verfügten sie zu dritt über eine Büchse Konserven und eine Tafel Schokolade. Ihre Lage war fast aussichtslos. Gorbunow stand endlich auf, schwankend, erschöpft und unsäglich müde. Sein fragender Blick glitt zu Abalakow, der schwach nickte und sich dann mühevoll hochbrachte. Sie gingen langsam, im tiefen Neuschnee einsinkend, wo dieser Mulden füllte, auf Blankeis tretend, das ihre Steigeisen kaum ritzte, blind für die hehre Schönheit der besonnten Berge ringsum, die tief unter ihnen versanken, nur bedacht, der unmenschlichen Kälte durch ruhige Haltung zu begegnen — so stiegen sie unendlich langsam an. Einmal beschleunigte Abalakow, der jüngere, seine Schritte — er fiel nieder — erschöpft — ausgeleert — nur wenige Schritte unterhalb des Gipfels. Er kam nicht wieder hoch. Gorbunow überwand allmählich in gleichmäßiger Ruhe die letzte Steigung. Er fühlte sich ausgehöhlt, aber sein eiserner Wille hielt ihn aufrecht. Mit abgewinkelten Bewegungen führten die Arme aus, was das Gehirn befahl, ruckartig und automatisch. Gorbunow überwand in diesen Minuten seinen Körper, er war nur noch Trotz. Er stellte seinen Kompaß auf den Horizont ein und neigte den Kopf nach der Seite, wo Abalakow lag und um Luft rang. Kann ... dir ... nicht ... helfen ... Kamerad ..! Als er fühlte, daß der Horizont schwankte, setzte er sich in Bewegung, wieder vom Willen getrieben .. blieb bei Getier stehen — lange — bückte sich schließlich und half ihm mit letzter Kraft auf.

So kamen sie zum Zelt, wo das Barometer stand, nun etwas erleichtert, doch immer noch stumm und verbissen an ihre Rettung denkend. Sie verzehrten zu dritt die letzten Bissen und fühlten den Kraftstrom, der davon ausging, im Augenblick. Gorbunow zog voll dunkler Ahnungen seine Schuhe aus. Am linken Fuß schienen einige Zehen erfroren — später, im Tallager unten, bekam er Gewißheit, daß sie unrettbar verloren waren.

Am Abend des 6. September erreichte man das Lager 4600 m und bald darauf Altyn-Masar. Langsam kehrten die Lebensgeister zurück. Es war ein ganz großer Bergsieg, den sie erfochten hatten. Auch sie hatten dabei die Schwelle berührt, die das Leben vom Tode trennt.

Gorbunow hatte den siebenten Sieg in der Weltrangliste mit seinem Namen für alle Zeit verbinden können. Seine Messung ergab 7495 m. War es nun der sagenhafte Garmo, den sie erstiegen hatten und der nun den Namen des sowjetischen Generalissimus trägt? Es scheint so!



Um Kantsch und Nanga Parbat

War der Everest zu einem nationalen Hochziel der sportlichen Engländer geworden, dem das Imperium Interesse und wachsende Anteilnahme entgegenbrachte, so wurde der Blick der tatbereiten Deutschen, deren Pläne langsam heranreiften, auf den K 2 im Karakorum, den Zweithöchsten, gelenkt. Es war von vornherein ausgeschlossen, sich in einen Konkurrenzkampf um den Everest einzulassen. Nach den dramatischen Kämpfen um den Scheitelpunkt der Erde, in denen die englische Bergsteigerelite ihren Blutzoll entrichtet hatte, gebot die Achtung vor den Toten, den Everest fürderhin als englische Domäne zu betrachten. Was lag wohl näher, als nunmehr den K 2 anzugehen? War nicht schon gute Arbeit an seinen gewaltigen Eisflanken geleistet worden? 1902 waren Wessely und Guillarmod etwa 7000 m hoch gelangt. Später hatte der kleine Herzog der Abruzzen Luigi Amadeo mit den Schweizer Führern Petigax und E. und A. Brocherel den Ansturm wiederholt. Es erwies sich aber schon damals, daß die Eroberung eines Himalajagipfels nur dann Erfolg versprach, wenn seine möglichen Anstiegswege über schneebedeckte Gletscher und riesige Firnflanken gingen. Der eisgepanzerte Felsberg K 2 zeigte jedoch nur Eis- und Felswände von furchteinflößender Steilheit. Ihre Überwindung erschien in dieser Höhe ausgeschlossen. Und doch! 1938 erreichten Teilnehmer der Housten-Petzold-Expedition eine Höhe von 7925 m, 1939 der Dresdener Wießner 8382 m. Doch blieb der Berg bis heute unbesiegt.

Diese Erfahrungen und der lange Weg zu ihm schreckten schließlich auch die Deutschen ab, die zudem nach dem ersten Weltkrieg nur über sehr bescheidene Mittel verfügten. Somit trat der Dritthöchste ins Blickfeld. Dieser leicht erreichbare und gründlich erkundete Berg war nur sieben Meter niedriger als der K 2. Soviel man wußte, erforderte er in der Hauptsache Eis- und Schneearbeit. Für eine trainierte und gut aufeinander abgestimmte Mannschaft schien der Berg nicht unüberwindlich zu sein, zumal der Anmarsch kräftesparend kurz war. So wurde der Kangchendzönga zum Berg der Deutschen.

An einem Lagerfeuer in einer blauen Nacht, vor den Gletschergiganten eines fernen Hochtales, wurde der Entschluß gefaßt, den Everest anzugehen. Junge Engländer und alte Himalajamänner, zivilisationsmüde Bergabenteurer und Weltreisende hatten sich verbunden, um dem Gedanken zum blutvollen Leben zu verhelfen. Die Nation war nur zögernd gefolgt. Dann aber war er ihr zur Herzenssache geworden.

Auch der deutsche Gedanke wurde an einem Lagerfeuer geboren. Unter dem Georgenstein, hart an der rauschenden und springlebendigen Isar. Junge Deutsche träumten von den fernen Bergen des Himalaja und Karakorum. Ihre Gedanken wanderten von einem Ende der Welt zum anderen, ihre Herzen waren bereit zum großen Wagnis. So wurde aus Träumen und Hoffen die Tat.

Sie waren arm, diese jungen Bergsteiger aus der Münchener Schule. Und es



waren nicht eben viele, die ihnen halfen. Äußerste Bedürfnislosigkeit und persönliche Opferbereitschaft zeichneten die erste Expedition zum Kangchendzönga aus. Was an Mitteln fehlte, ersetzte die Begeisterung und der kühne Schwung, mit denen das Werk begonnen wurde.
Als es losging, schrieb man ihnen auf dem englischen Generalkonsulat in München in die Pässe: Vergnügungsreisender. Die Teilnehmer leisteten sich ein herbes Lächeln. O – es würde wohl ein Vergnügen, ein hartes und männliches Vergnügen! Im übrigen: mochte der englische Beamte ihnen in die Pässe schreiben, was immer er wollte, wenn er sie nur nach Indien ließ.

Die fünf Schatzkästen des großen Schnees

Der Kantsch, wie er bald in der Abkürzungsform genannt wurde, liegt in Sikkim, jenem kleinen Fürstentum, das von den Himalajastaaten Tibet, Nepal und Bhutan umschlossen ist. Es ist das Bergland des Tistaflusses, der aus den Gletschern des Kantsch und seiner mächtigen Nachbarn entspringt und sich dem Ganges zuwendet. Dieses wunderbare Erdfleckchen eines dem Namen nach selbständigen, in Wirklichkeit unter englischer Vormundschaft stehenden Staates wird eingerahmt von einer Runde herrlicher Berge, Riesen im Hermelin, die stolze Namen tragen: Jongsong-Peak, Kabru, Talung-Peak, Twins, Sinuoldu und Kantsch, alles würdige Herren in der Sieben- und Achttausender Lage. Der südliche Teil dieses Durchgangslandes zwischen Indien und Tibet ist tropisch, der Nordteil kühle Hochsteppe. Tief eingeschnitten eilt die Tista südwärts, ungeheure Wälder dampfen in der heißen Luft über den schauerlichen Schluchten. Weit über der tropischen Vegetation der sikkimschen Regenwälder thronen voll erhabener Größe die weißen Götter in starrer Ruhe.
Doch weiter oben nimmt das wassertosende Tal Hochlandcharakter an. Almen, von schönen Nadelwäldern gesäumt, die sich die Hänge hinaufziehen, bieten sich im Schmuck der Alpenpflanzen dar; die Luft ist köstlich herb. Inmitten dieser anmutigen Alpenlandschaft liegt Lachen (Latscheng) mit seinen sauberen Häusern, die heimatlich an Oberbayern erinnern. Die Bewohner sind hier größer,



freier, schöner als unten im glühendheißen Dschungel. Aber auch hier begegnet man jener charakteristischen Mischung, die Durchgangsländern eigen ist. Die Tibeter herrschen vor. Sie haben die einheimischen Leptschas in die Wälder verdrängt. Inder, Scherpas, Bhutias und Arier bilden mit ihnen ein interessantes Völkergemisch, in dem sich die Leptschas scheu und furchtsam bewegen.

Von Lachen brachen am 9. August 1929 die Teilnehmer der deutschen Expedition auf, um ins Unbekannte vorzudringen. Wohl wußte man, daß 1899 Freshfield, der Mann vom Elbrus, und 1911/12 Dr. Kellas, der später im Angesicht des Everest im Hochtal Tibet verschied, hier durchgekommen waren. Allein – viel kannte man nicht von der Wegstrecke bis zum gewaltigen Zemugletscher. Es erwies sich bald, daß zwischen der letzten großen Siedlung des Tista-Tales, Lachen, und den Hirtenplätzen Tsesang, Yaktang und Yabuk vor dem Gletscher keine Verbindung bestand. Man hieb sich durch die dschungelartigen Wälder bis hierher und schaffte das gewaltige Gepäck in wohlgeordneten Abständen mit einem Heer von Trägern herauf. Das Hauptlager stand pünktlich, als der Angriff auf den „Berg der fünf Schatzkästen des großen Schnees" begann.

Dr. Eugen Allwein, Arzt (Erstersteiger des Pik Lenin), Peter Aufschnaiter, Julius Brenner, Dr. Ernst Beigel, Wilhelm Fendt, Karl v. Kraus, Joachim Leupold, Alexander Thoenes und der Leiter der Expedition, Paul Bauer – die neun „Sahibs" – standen vor der Aufgabe ihres Lebens: den Weg hinauf zu suchen und den Riesenberg zu zwingen. Inmitten herrlicher Edelweißwiesen am Grünsee formierten sie ihre Kräfte für das kühne Unternehmen. Als der Kantsch sich endlich aus den Hochnebeln löste, erblickten sie das Ziel ihrer Wünsche greifbar nahe: die furchtbaren Wände und steilen Eisfelder, die Plattenschüsse und Grate, Türme und Seracs, die sich ihnen in den nächsten Wochen entgegenstellen sollten. Sie standen 4370 m hoch, noch lagen 4200 m über ihnen. Über 4000 m, voller Schwierigkeiten und Gefahren.

Am 18. August begann die Bergarbeit. Das Bild des Berges war durch die Vorkämpfer klargelegt: Freshfield, Dr. Kellas, Guillarmod, Reaburn, Pincenza, Tobin und Tombazi hatten den Berg umkreist, um seine schwache Seite zu entdecken. Es kam nur die Nordostflanke und damit der schwere Nordostsporn in Frage. Wie aber war der beschaffen? In seiner unteren Hälfte erschien er den Deutschen unersteiglich. Und doch! Die steilen Absätze, die sich unheimlich rasch in den Himmel zogen, erwiesen sich als gangbar. Nach langen Versuchen, durch die steile Wand über dem oberen Zemugletscher den Grat des Nordostsporns zu gewinnen, gelang der Durchstieg. Der Grat war erreicht, der furchtbare Grat, der für Wochen ihr bergsteigerisches Können auf die letzte Probe stellen sollte. Während unaufhörlich Eislawinen von den Wänden des Sporns in die Tiefe rauschten, erstanden vor ihnen immer neue Eistürme, die in bizarren Formen über dem Grat hingen und jedes Weiterkommen fraglich machten. Tief unter ihnen lagen Zemu- und Twinsgletscher, messerscharf, wächtendurchsetzt, unheimlich steilte sich vor und über ihnen der Grat auf. Es wäre so leicht gewesen, sich mit einer Seilschaft von zwei bis drei „Sahibs" über alle Delikatessen dieser teuflischen Schneesäge emporzuarbeiten, wie daheim in den Alpen bei manch halsbrecherischer Tour. Hier aber galt es, einen sicheren Weg für die Träger zu schaffen, und so hackten, schaufelten, gruben sie von Anfang September bis zum 2. Oktober Gänge, Tunnels, Galerien, Treppen, Gräben und Höhlen. Sie legten Lager an, bauten Geländer und sichere Hangtraversen, zäh und verbissen. So schufteten sie sich unsäglich hart in die Höhe. Die Gletscher lagen unheimlich tief unter ihnen — einmal sahen sie durch ein Loch ihres Schlafplatzes, durch einen Pickel verursacht, senkrecht hinunter auf den Twins. Sie schliefen auch in dieser Nacht.

Die Schwierigkeiten nahmen ein Ende. Der obere Teil wurde leicht. Mäßig geneigte glatte Hänge führten zum Gipfel des Sporns; von drüben, zum Greifen nahe, grüßte der Hauptgipfel herüber. Am 3. Oktober spurten Allwein und v. Kraus durch tiefen Schnee aufwärts. Sie erreichten 7400 m. Alles schien geklärt. Sie kehrten mit dem Vorsatz um, in den nächsten Tagen den Hauptgipfel anzugehen. Der Weg lag übersichtlich vor ihnen, unüberwindliche Hindernisse waren nicht zu erwarten. Die Stimmung war siegessicher.

In dieser Nacht setzte das Schneetreiben ein, das in fünf Tagen auf ihren teuer bezahlten Weg zwei Meter Neuschnee warf. Der letzte verzweifelte Versuch brachte sie auf 7250 m, dann war ihre Kraft zu Ende.

Der Kantsch hatte seine Hilfstruppen mobil gemacht. Den Tapferen blieb nur der Rückzug. Die Männer, Sahibs und Träger, kämpften sich aus dem Berg. Paul Bauer hatte nach der niederdrückenden Erkenntnis, daß der Berg aufgegeben werden mußte, nicht übel Lust, der Majestät das Wort Götz von Berlichingens zuzurufen. Zum Trauern war keine Zeit. Sie mußten alle Kräfte zusammennehmen, um sich aus dem Berg zu retten. Allwein, groß und schwer, wühlte sich mit Armen und Beinen durch die ungeheuren Schneemassen, er trat Lawinen ab und stampfte keuchend Tritte für die Folgenden. Nach 40 m Seil folgte Kedar, der kaltblütige und stämmige Sechsundzwanzigjährige, dann Pasang, ein fröhlicher Bursche von zweiundzwanzig Jahren, zuletzt Bauer, dem die schwere Aufgabe des Sicherns zufiel. Ein mannstiefer Graben blieb hinter ihnen. Was Allwein in diesen Tagen leistete, ist unbeschreiblich. Es ging nicht ohne Unfälle und gefahrvolle Situationen — aber sie schafften es und mit ihnen die Kameraden und Träger aus den unteren Lagern.

Der Rückzug aus der Schneehölle war eine bergsteigerische Meisterleistung. Ihr letzter Blick galt dem Kangchendzönga, dem Herrn der fünf großen Gletscher. „Wir kehren wieder!"

Der Riese schnaubt...

1931 war man wieder am Berg. Der empfing seine alten Bekannten und die Neulinge mit unzähligen Eis- und Steinlawinen. Immer neue Massen brachen los, Eckpfeiler und Überhänge nahmen ihren rauschenden Weg in die schauerliche Tiefe. Es donnerte und krachte in jeder Minute. Der Kantsch feuerte den Ankömmlingen Hunderte von Salven entgegen. Die Alten wußten, daß ihnen auch diesmal nichts geschenkt werden würde.

Dr. Allwein, der Arzt, Aufschnaiter, Brenner, Fendt, Leupold und (auch diesmal als Leiter) Bauer — das waren die aus der alten Garde von 1929. Ihnen hatten sich neu hinzugesellt: Dr. Hans Hartmann, Hans Pircher, Hermann Schaller und Dr. Karl Wien (ein Mann vom Pik Lenin).

Die „Neuen" standen sogleich im Bann des großen Berges. Der blieb weiterhin sehr abweisend.

Viele der alten Träger waren nach Darjeeling gekommen. Sie, die berggewohnten Scherpas, standen nun mit ihren Sahibs auf der Moräne über dem Grünsee und erlebten schaudernd den tobenden Berg. Es war in ihren Augen zu lesen,

daß sie das nicht fassen konnten, was die seltsamen Bleichgesichter auf diese mörderischen Berge trieb.

Selten ist wohl eine Expedition in solchem Naturaufruhr an ihr schweres Werk gegangen.

Das alte Lager „Adlerhorst" in der Wand unterm Grat des Nordostsporns wurde zu ihrem Heim für mehr als zwei Monate. In der Wand herrschte nur nachts Ruhe. Am Tage rauschte, heulte und pfiff es von abgehenden Schneebrettern, von unzähligen Steinen und Blöcken. Es wurde eiserne Regel, nur in der Frühe zwischen 5 und 8 Uhr Bewegungen auszuführen. Schon daraus kann man erkennen, welcherart die zeitraubenden Schwierigkeiten in den Hochbergen Asiens sind.

Vom Adlerhorst bis zum Grat gab es viel zu tun. Abenteuerlich geformte Schnee- und Eisgebilde, Firnrippen, duftige Eisgardinen und kolossale Schneeblöcke mußten weggeräumt werden. Sie hackten mit verbissener Hartnäckigkeit einen Trägerweg bis zum Grat hinauf, um dann die mühselige Arbeit an den gigantischen Gebilden des Nordostgrates von neuem zu beginnen.

Währenddessen liefen die Träger ihre genau berechneten Touren. Auf ihren Schultern wanderten die Lasten des täglichen Bedarfs und die alpine Ausrüstung von Lager zu Lager hinauf, von einem zum anderen Tausend der Höhenmeter. Der Nachschub, gelenkt und überwacht von den treuen Kameraden, die nicht zur bergsteigerischen Spitzengruppe gehörten und die hingebungsvoll für die leiblichen Bedürfnisse ihrer Kampfgenossen sorgten, war auch für die Kantsch-Expedition ein zentrales Problem. Die Erfahrungen hunderter Kundfahrten in allen Teilen der Welt waren gesammelt worden, um Ausrüstung und Atzung auf ein Mindestgewicht bei ausreichender Wirksamkeit zu bringen. Und diese Lasten mußten nun durch die Gletscherlabyrinthe und Geröllfelder zum Einstieg an der Nordostspornwand gebracht werden, wo sie von der Trägerelite, den Scherpas, übernommen wurden. Was diese gelbbraunen Kameraden der Weißen in der steilen Wand, ständig steinschlag- und lawinenbedroht, leisteten, bietet Stoff genug für ein Ruhmesblatt in der Ersteigungsgeschichte des Himalaja.

Nach langen Tagen mit Schnee und Regen, Erkältung und Verdrießlichkeit wurde das erste Gratlager gebildet. Es fanden sich nirgends Spuren vom Jahre 1929. Allwein, Hartmann, Bauer, Pircher und Wien siedelten sich auf luftigen Plätzchen an. Die schwere Hackarbeit begann von neuem.

Der Grat sah noch gefährlicher aus als damals. Während sie stumm und verbittert Maß nahmen, legte sich vor ihren Augen der „Schiefe Tod" um, ein Turm von bizarrer Gestalt, und fuhr heulend zum Twinsgletscher ab. Die Männer machten sich auf alles gefaßt.

Da der Schnee auch diesmal weich und wässerig war, mußten sie tiefe Spuren anlegen. Schaller kam herauf und Bauer stieg ab. Mit Feuereifer wühlten sie sich über den schmalen Grat aufwärts, die Türme wurden durchbrochen, umgangen oder überquert, alles mit großem Aufwand an Kraft und Ausdauer. Am „Little Camp" gruben sie sich in der Flanke vorwärts, da der Grat unpassierbar war. Das erforderte dann einen steilen Anstieg in einer vereisten Rinne, um auf die angestrebte Terrasse zu gelangen, auf der das erste große Gratlager (8) placiert werden mußte. Hier lauerte der Tod!

Auf der Terrasse waren am 9. August Hartmann und Wien angelangt. Als Vortrupp. Beide freuten sich über das breite und ebene Gratstück, das eine schöne Schneefläche darbot. Sie fühlten die Wohltat einer solchen Ebene, nachdem sie wochenlang nur steile Neigungen in ausgesetzter Wand unter den Füßen gehabt hatten. Im Berg war alles in Gang gekommen. 14 Männer mit ihren Lasten standen und gingen in der tiefen Spur. Am späten Nachmittag sollte das Lager 8 auf der Terrasse stehen. Vor kurzem noch hatten sie tief unten die langsam kriechende Schlange der Träger gesehen, von Allwein geführt. 3 Uhr 30. Warum nur die anderen nicht kamen?

Es dauerte ihnen zu lange, und so krochen sie im leichten Schneegestöber in den Zeltsack.

Heller Ruf durch das leise Sausen des Windes.

Da kamen sie also!

Am Rande des Schneefeldes standen Bauer und Pircher und winkten. Wien wurde unruhig.

Bauer, mit großem Ernst, erklärte ihnen, daß die Träger nicht durchkämen, sie sollten mit hinunterkommen. „Aber", sagte Wien, „wir sind nun einmal oben, haben den Zeltsack dabei und könnten morgen die Steilrinne von oben her besser aushacken."

Ganz ruhig und schlicht erwiderte Bauer, daß es besser sei, mit zurückzugehen.

Seine stille Eindringlichkeit ließ sie gehorchen. Sie gingen gemeinsam den schweren Weg zurück. Am Little Camp finden sie die Träger Tsin Norbu und Bagde, eng an einen Felsen geschmiegt, mit angstflackenden Blicken.

Wien wandte sich mit fragenden Augen zu Bauer um. Der sagte still: „Schaller und Pasang sind in der steilen Rinne gestürzt ... und ..." Seine müde Handbewegung ins Bodenlose sagte das Letzte.

Im kleinen Zelt, hart aneinandergedrückt, lagen sie wach, Stunde um Stunde. In ihren Herzen brannte die Trauer. Hermann Schaller war tot.

Leupold, Fendt und Brenner wurden ernstlich krank. Die Reihen waren gelichtet. Vorn standen nur noch Aufschnaiter, Bauer, Hartmann, Pircher und Wien. Bei den Trägern hatten Tod und Krankheit aufgeräumt. Es stand nicht mehr gut um die Expedition.

Trotzdem kämpfte sich die Spitzengruppe, gestützt auf den Adlerhorst, langsam höher. Mit ihr gingen Kami, Ketar und Pemba. Über einen Monat lebten die acht Männer am Grat. Dann war er besiegt. Der 2000 m hohe, senkrechte Gürtel aus Fels und Eis, der sich rund um das Kantschmassiv herumlegt, war überwunden. Vor ihnen lagen sanfte, tief verschneite Hänge, die sich zum Sporngipfel heraufzogen. Sie waren dem Himmel näher als der Erde.

Bauer fiel wegen Herzschwäche aus und mußte zum Adlerhorst zurück.

Dann erfolgte der Angriff auf den Sporngipfel, hinter dem sich die Schlußpyramide des Hauptgipfels aufbaute (7750 m). Hartmann und Wien spurten heran, anderntags auch Allwein und Pircher. Allwein und Wien gingen bis zur äußersten Möglichkeit. Dann war alles zu Ende. Vor ihnen lag ein Lawinenhang, der feine Risse zeigte. Sein Betreten bedeutete Tod.

So endete der Kampf um den Kangchendzönga (8603 m). Der Berg hatte getobt, hatte seine Opfer genommen und zuletzt im heiteren Schein eines milden Tages einen letzten Weg gezeigt, der keiner war.

*

Der Nordsattel

Die Geschichte des Nanga Parbat beginnt mit einem Toten. Mummery, einer der bedeutendsten englischen Bergsteiger vor der Jahrhundertwende, griff den Berg 1895 an. Der kühne Versuch, mit nur zwei Trägern den gewaltigen Eckpfeiler der Himalajakette anzupacken, mißlang. Mummery ist mit seinen zwei Gurkhas nicht zurückgekehrt.

Hoch über dem Industal, das dort einen großen Bogen beschreibt, wächst die Gipfelpyramide in den Himmel. 7000 m mißt der Höhenunterschied zwischen dem eisstarrenden Gipfel und den tosenden Fluten in der öden Schlucht zu seinen Füßen. Dazwischen ragt die Südwand in unheimlicher Steilheit 5000 m empor – die gigantischste Wand der Welt. Der gewaltige Leib des Riesen ist stockwerkartig aufgebaut, tiefeingeschnittene Täler und Schluchten zerschneiden ihn. Das unterste Stockwerk zeigt Wüstenformation; alles Leben ist durch die furchtbare Hitze erstickt. Dann folgt eine karge Landschaft mit Steppencharakter. Einzelne Ortschaften leben von der künstlichen Bewässerung, die fleißige Hände mühevoll schufen. Darüber liegt der Waldgürtel, wie ein dunkler Mantel um das Massiv des Berges gebreitet. Bis in seine grünen Hallen reichen die Gletscher herab, die – weite Täler füllend – von den Flanken des kolossalen Berges fließen. Hier oben dehnen sich liebliche Almen mit einer wunderbaren Alpenflora zwischen Moränen und Geröllfeldern aus. Über allem thronen die weißen Wände, nur hie und da von dunklem Fels unterbrochen. Das ist der Nanga Parbat, der 8136 m hohe Wächter über dem Indus.

1932. Willy Merkl geht den Nanga Parbat an. Mit ihm sind Peter Aschenbrenner, Fritz Bechtold, Dr. Hugo Hamberger, Herbert Kunigk, Felix Simon, Fritz Wießner und Rand Herron, der Amerikaner. Es ist noch eine Frau dabei, eine Reporterin, Elizabeth Knowlton aus Boston.

Durch das obere Rakiot-Tal gewinnen sie die Märchenwiese, eine weite Alm im Schmuck des Edelweiß, umsäumt von uralten Tannen und Fichten. Ein Paradies unter der grausigen Nordwand des Berges. Hier errichten sie das Rakiotlager. Von Jammu, der letzten Station der Eisenbahn, bis hierher waren es 600 Kilometer. Sie haben dazu 45 Tage gebraucht.

Am 30. Juni beginnt ihr Angriff. Am 28. August ist er zu Ende. Abgewiesen! Sie haben sich fast zwei Monate tapfer mit dem Gletscher herumgeschlagen, sie haben auch den Grat und damit 7000 m Höhe erreicht. Doch das Wetter schlägt endgültig um, der Monsun ist da. Aus!

1934. Auf der Märchenwiese entfaltet sich großes Leben und Treiben. Mit Willy Merkl sind diesmal gekommen: Peter Aschenbrenner, Fritz Bechtold, Dr. Willi Bernard, Alfred Drexel, Peter Müllritter, Erwin Schneider, Willi Welzenbach und Uli Wieland. Alles erprobte Eismänner. Dazu gesellen sich die Wissenschaftler: Richard Finsterwalder, Walter Raechl, Peter Misch und schließlich Hans Hieronimus, der „Lagerverwalter".

Es ist fünf Wochen früher als 1932. Oben am Berg herrscht strenger Winter. Bis 3300 m deckt tiefer Schnee die steilen Hänge und Schründe, er reicht auf dieser Seite herab bis zur Märchenwiese. Mit 570 Trägerkulis ist man von Bandipur hierhergelangt. Bei ihnen sind diesmal auch die „Tiger des Himalaja", die Träger aus Solokhumbo in Nepal. Da ist Nima Thondup, der seit 1921 jede Himalaja-Expedition mitgemacht hat, Wangdi Nurbu, Pasang, Ishering, Lewa (der den Kamet, 7750 m, mitmachte) und Nima Dorje II (der sogar am Everest 8300 m hoch gewesen ist). Alles Scherpas, die mit großer Feierlichkeit ihre Zeugnisse vorweisen. Da tauchen die Unterschriften der Großen auf: Bruce, Ruttledge, Norton, Bauer, Smythe und Birnie. Die Nepaler Scherpas und die Buthias sind die Elite der Träger im Himalaja.

Einstweilen hat man Zeit, sich häuslich einzurichten und nochmals (zum wievielten Male?) alle Lasten zu überprüfen. Dann aber stößt man kräftig vor, zum Hauptlager am Fuße der Wand. Das muß zwei Meter tief ausgehoben werden. Bald steht es mustergültig, der Angriff beginnt.

Von ihrer Basis in 3850 m Seehöhe bis zum Gipfel sind rund 4300 m Wand und Gletscher zu überwinden. Durch die wilden Brüche des Rakiot-Gletschers hinauf zum Rakiot-Peak, dem Gratkopf vor dem Nordsattel, von dem furchtbare Lawinen herunterrauschen, ist es ein langer Weg. Sie erzwingen sich die Durchlässe und Übergänge und alles geht gut. Da greift der Tod nach einem von ihnen. Alfred Drexel stirbt am 8. Juni an Lungenentzündung. Er findet in der wildschönen Berglandschaft am Fuße der Wand auf einem Moränenhügel sein Grab.

Der Rakiot-Peak gibt den wackeren Männern Nüsse zum Knacken. Er ist steil und muß angegangen werden, will man nicht wie 1929 seine schrecklichen Lawinenhänge unterqueren müssen. Sie schaffen es! Steil hebt sich eine Stufenleiter aus Eis empor, durch ein 180 m langes Seilgeländer gesichert. Es ist ein idealer „Kuliweg", der hier oben in fast 7000 m Höhe der Schlüssel zum Grat wird. Jenseits des Sattels schwingt sich dieser Grat im Silberglanz der Sonne empor. Der nicht mehr ferne Gipfel ist Verheißung geworden.

Vom Rakiot-Peak, nach einer nicht ungefährlichen Querung seiner Westflanke, zieht sich ihre tiefe Spur nun auf der Höhe des Grates hin, hinauf zum Nordsattel. Vor ihm legen sie das Lager VII an. Die Luft ist dünn, ihre Kräfte lassen allmählich nach. Aschenbrenner, Merkl, Schneider, Wieland, Welzenbach arbeiten sich mit ihren Trägern zäh und verbissen weiter, nun in steiler Steigung hinauf zum Sattel. Sie taufen die lichtüberflutete, feingeschwungene Himmelsbrücke „Silbersattel". Vor ihren trunkenen Augen liegt der freie Weg zum Gipfel. Sanft schwingen sich die Linien empor. Ein Hindernis ist nicht zu erkennen. Aschenbrenner und Schneider dringen bis 7900 m vor; nur noch 200 m sind es bis hinauf zur weißen Kuppe. Sie glauben, in wenigen Stunden diese letzte Steigung zwingen zu können.

Morgen! Morgen fällt der Gipfel! Mit diesem Gedanken kriechen sie in ihre Schlafsäcke, 7480 m über der fernen Welt. Über ihrem Zelt wölbt sich Asiens Riesenhimmel.



Todesgang

Draußen wächst der Wind. An Schlaf ist nicht zu denken. Sie haben Mühe, das Zelt zu halten. Bald ist aus dem Wind Sturm, aus dem Sturm ein rasender Orkan geworden. Die Luft ist dick vor Schneestaub, der durch alle Ritzen sprüht, die Zeltstangen brechen unter dem Druck. Als die wilde Nacht zu Ende geht, rasen im trüben Licht gewaltige Schneeböen um das Zelt. Dann senkt sich wieder Dunkelheit hernieder, der Tag wird zur Nacht. In den Ecken des Zeltes kauern die Scherpas, vor Angst grau und ausgeleert. In der zweiten Nacht sinkt die Hoffnung auf den Gipfel.

Am 8. Juli, in der Frühe, tritt die Spitzengruppe den Rückzug an. Voran Aschenbrenner und Schneider, die beiden Tiroler. Mit drei Trägern wühlen sie sich hinab, nun mit ganzer Kraft auf ihre Rettung bedacht. Sie taumeln ins Lager IV, 1300 m tiefer, völlig erschöpft. Die Kulis sind nicht gefolgt.

Am Silbersattel schicken sich Merkl, Welzenbach und Wieland mit den letzten Trägern an, abzusteigen. Die Spur der Vorgänger ist nicht zu sehen. Der brüllende Sturm wirft sich auf die Männer, deren Kräfte rasch nachlassen. Sie kommen nicht weiter und müssen im Freien nächtigen. In dieser eisigen Nacht stirbt Nima Nurbu.

Wieder taumeln die Letzten durch den hüfttiefen Schnee. Ihre Lungen kämpfen krampfhaft um Luft, die der Orkan von ihrem Munde reißt, ihre Herzen schlagen rasend in der keuchenden Brust. Welzenbach, der starke Bär, spurt. Sein Seil ist den anderen Halt und Zuversicht. Wieland bricht entkräftet zusammen. Dreißig Meter vor dem rettenden Zelt stirbt er vor Erschöpfung.

Im Lager VII liegen Merkl und der große Welzenbach. Ihre Gedanken sind bei den Kameraden unten. Werden sie Hilfe schicken? Auch diese sturmdurchtoste Nacht bringt wenig Schlaf.

Unter ihnen liegen die Scherpas in einer rasch gegrabenen Schneehöhle. Sie sind alle halbtot.

In dieser Nacht wächst der Neuschnee um einen halben Meter — — — Der 10. Juli ist wie sein Bruder vorher. An ein Verlassen des Zeltes ist nicht zu denken. Die Männer sind todmatt. Sie hungern. Ihre gequälten Seelen halten erste Zwiesprache mit dem Tode . . .

Am Rakiot-Peak erstarren Nima Dorje, Nima Tashi und Pinzo Nurbu in den Seilen, wenige Schritte vor dem Lager V. Vier kommen durch. Sie erreichen mit schweren Erfrierungen und völlig erschöpft das Lager IV.

Wieder eine Nacht mit Sturm.

Merkl und Welzenbach hungern jetzt so, daß ihr Dasein zur Qual wird. An diesem Tage greift das Leben noch einmal nach ihnen: Angtsering und Gay-Lay tauchen gespenstig auf, sie kommen aus ihrer Schneehöhle weiter oben, als Boten des Lebens. Man war doch noch nicht allein.

Zu viert verbringen sie wieder eine Nacht. Endlich legt sich der Sturm. Sie würden jetzt absteigen, wenn sie sich noch hochbringen könnten. Aber ihre Glieder sind gelähmt.

Unten kämpfen sechs Männer gegen den Schnee an: Aschenbrenner, Müllritter, Schneider und drei Träger. Mit rasenden Herzen wühlen sie sich durch den leibtiefen Schnee. Nur hinauf, hinauf!! Sie kämpfen mit dem Tod, der oben die letzten Kameraden umlauert. So finden sie die drei Toten des Rakiot. Da kommt der Sturm wieder auf und treibt sie zurück.

In dieser Nacht stirbt der starke Welzenbach. Merkl ist mit den Trägern allein.

Am 13. Juli rafft sich Merkl zum Letzten auf. An der Gegensteigung vorm Rakiot ist seine Kraft zu Ende. Die Träger hacken eine Höhle, in die sich die drei Erschöpften verkriechen.

Im Lager IV hört man die Hilferufe. Das ist furchtbar. Nicht helfen können!! Wieder versucht ein Trupp das Äußerste; auch er bleibt stecken. Der Schnee erstickt alle Versuche.

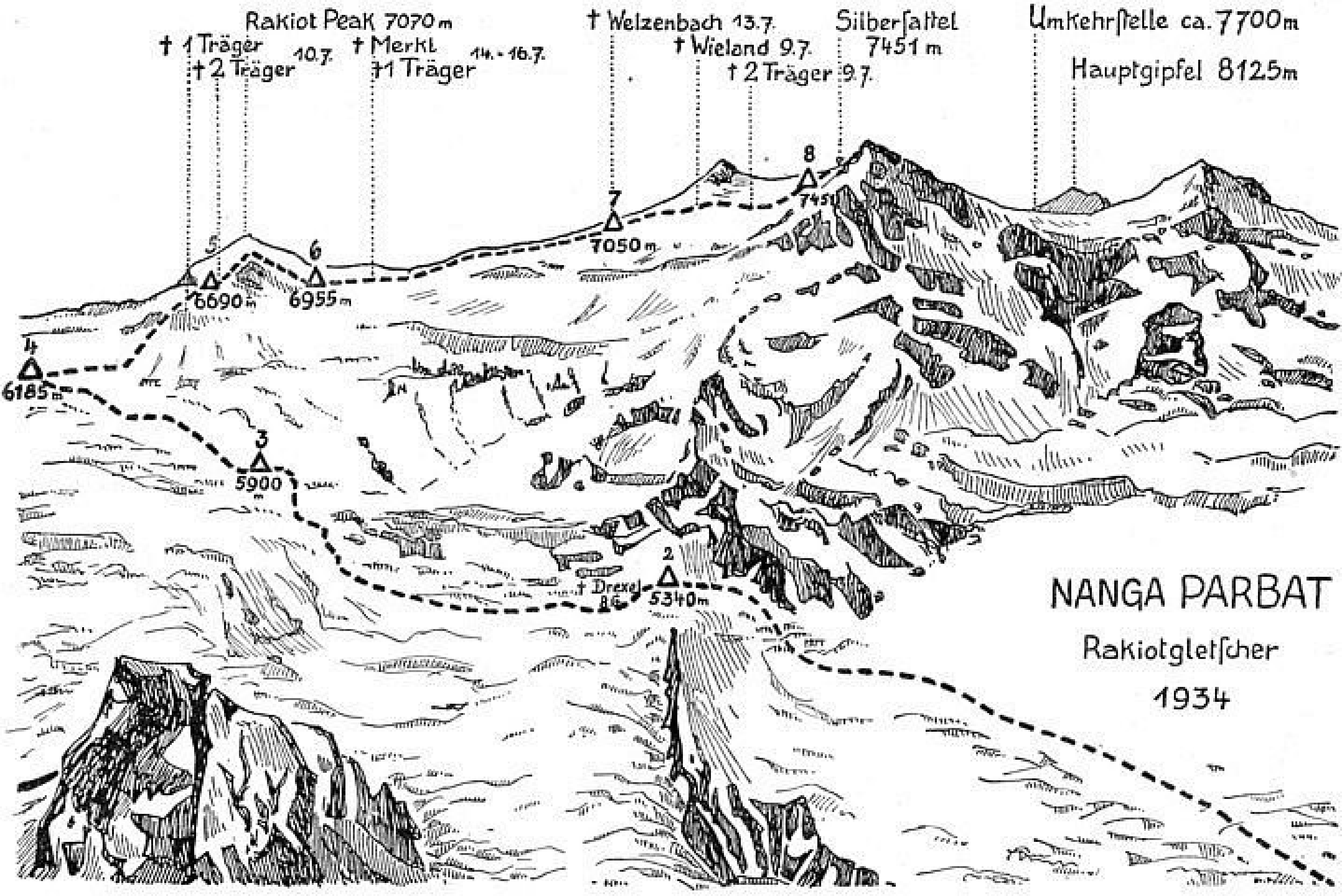
Am nächsten Tag kommt Angtsering herabgekrochen. Der Nepaler hatte seine letzte Kraft eingesetzt. Er bricht zusammen. Merkl schickt ihn um Hilfe . . .

Oben ist Merkl mit Gay-Lay allein. Hält der treue Scherpa bei ihm aus? Ein Europäer und ein Asiate – zwei Welten, zwei weltweit entfernte Seelen . . .

Am Saum des Grates, unter einer Riesenwächte, ist das Leben noch nicht erloschen. Heisere Rufe dringen herab, mit Pausen, die langsam länger werden.

Dann ist es ganz still.

Um den Todesberg stehen die Berge des Westhimalaja. Ihre höchsten Spitzen glühen im Schein der sich neigenden Sonne. Blau und violett liegen die Abendschatten in den Tälern. Über allem aber ragt der Nanga Parbat in den samtenen Himmel, ein hohes Bild der Vollendung. Zehn tapferen Männern wurde er zum ewigen Grabmal.


Rakiot Peak 7070 m
† 1 Träger
† 2 Träger 10.7.
† Merkl
†1 Träger 14.-16.7.
† Welzenbach 13.7.
† Wieland 9.7.
† 2 Träger 9.7.
Silbersattel
7451 m
Umkehrstelle ca. 7700 m
Hauptgipfel 8125 m
8
7451
7
7050 m
5
6690 m
6
6955 m
4
6185 m
3
5900 m
2
5340 m
† Drexel 8.6.
NANGA PARBAT
Rakiotgletscher
1934

Die Faust des Riesen

1937. In der Frühe eines strahlenden Tages spurt ein Mann langsam durch tiefen Schnee gegen den Rakiot-Peak aufwärts. Er hat die Träger im Lager III gelassen, damit sie sich erholen können. Nun, da er ungebunden ist, zieht es ihn mächtig hinauf, hat er doch die Post für die Männer im Lager IV bei sich.

Während er den keuchenden Lungen Zeit läßt, malt er sich das frohe Wiedersehen mit den Kameraden aus, die mehrere Tage in ihrem Hochlager Sturm, Kälte und Schnee trotzten. Wie werden sie das gute Wetter begrüßt haben, dieses prachtvolle Gipfelwetter, das die Hänge in blendende Helle taucht. Die Augen schmerzen hinter den dunkelgrünen Gläsern.

Er geht bedächtig weiter. Sein Blick sucht den Grat hoch oben, dann schweift er weiter zum Silbersattel, dessen reine Linie sein Herz erfreut.

Nun ist er in der Mulde, die den Blick ungehindert zum Chongra und Rakiot-Peak freigibt. Tiefe Stille herrscht ringsum. Eine fast verwehte Spur führt gegen den Grat nach Osten.

Da! Das dort?

Großer Gott!!

Eine Lawine! Eine mächtige Lawine füllt meterhoch die Mulde!

Mit ungeheurer Wucht dringt die furchtbare Wahrheit in sein Bewußtsein: Alle Kameraden, alle Träger liegen hier unter den Eismassen begraben. Er sinkt in die Knie, von der Bitternis dieser Wahrheit überwältigt.

Die Mannschaft am Nanga ist nicht mehr.

Unter den gigantischen Eisblöcken liegen 16 Männer in ihren Zelten. Pert Fankhauser, Adolf Göttner, Hans Hartmann, Günter Hepp, Peter Müllritter, Martin Pfeffer, Karl Wien und neun Träger.

Die Faust des Riesen erschlug sie.

Am 24. Juni 1937 schrieb „Statesman", die angesehenste Zeitung in Indien:

„Wenn Männer ihr Leben nicht mehr wagen, um Dinge zu versuchen — die nie zuvor getan wurden, wird die Menschheit auf der absteigenden Linie sein."

Vor knapp hundert Jahren ist J a p a n aus seiner Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit aufgeschreckt worden – damals, als Kapitän P e r r y 1853 in der Bucht von Yokohama trotz strenger Verbote landete. Seither hat dieses merkwürdige Inselland in atemberaubendem Tempo alles das nachgeholt, was es in den vielen Jahrhunderten versäumt hatte. Sein fleißiges Volk stellte in einem halben Jahrhundert das Gleichgewicht zu anderen arbeitsamen Nationen der Erde her, freilich ohne selbst die Früchte dieses Bienenfleißes ernten zu dürfen. Wohl in keinem anderen Lande der Welt ist der arbeitende Mensch so vollkommen ausgebeutet worden wie in Japan.

Japans Inselwelt zog seit der Jahrhundertwende Reisende aus allen Teilen der Erde an. Seine Landschaften sind schön, abwechslungsreich und von jener Harmonie, die immer da entsteht, wo sich Wälder und Berge zu einem tröstlichen Bild vereinen. Japan ist ein Land der Wälder. Unermeßlich ist dieser Schatz, der das Leben auf den Inseln bestimmt. Kiefern, Fichten und Tannen wechseln ab mit Zypressen und Kryptomerien, einer Zedernart. In die weiten Wälder gebettet liegt der alte Kulturboden, der – fruchtbar und treu – die Nahrung für das demütig frohe Volk bereithält: Reis und Tee.

Seine Gebirge verteilen sich auf 3850 große und kleine Inseln, die in zwei schön geschwungenen Säumen vor dem asiatischen Großraum liegen und das Japanische und das Ochotskische Meer umschließen. Die Gebirge folgen meist der Hauptrichtung der Inseln und lassen kaum für eine größere Ebene Raum. Zwischen den Provinzen Shimano und Hida erhebt sich das ausgeprägteste und wildeste Gebirgsland, das J a p a n i s c h e S c h n e e g e b i r g e, das Dorado der japanischen Alpinisten und Schiläufer. Großartig steigen die wildzerklüfteten Granit- und Porphyrberge an. Der Jari-ga-take erreicht die Höhe von 3140 m; die Pässe des Gebirges liegen hier, wie nirgends sonst in Japan, 1800 bis 1900 m hoch. Berge und Pässe sind nie ganz schneefrei.

Zwischen allen Gebirgen oder seitlich von ihnen erheben sich die zahlreichen Vulkane Japans. Der F u d s c h i j a m a, einer der bekanntesten Berge der Welt, steht mit einer Höhe von 3800 m voran, ihm folgen der Ontake mit 3020 m, der Chokai-san, der Ganju-san und der Iwaki-san, sämtlich gegen 2500 m hoch. Die Spuren vulkanischer Tätigkeit sind für Japan charakteristisch: es ist ein Glied des vulkanischen Gürtels, der den Stillen Ozean umgibt. Vulkanausbrüche und Erdbeben haben den Menschen Japans zu allen Zeiten Leid und Unruhe gebracht.

D e r F u d s c h i j a m a

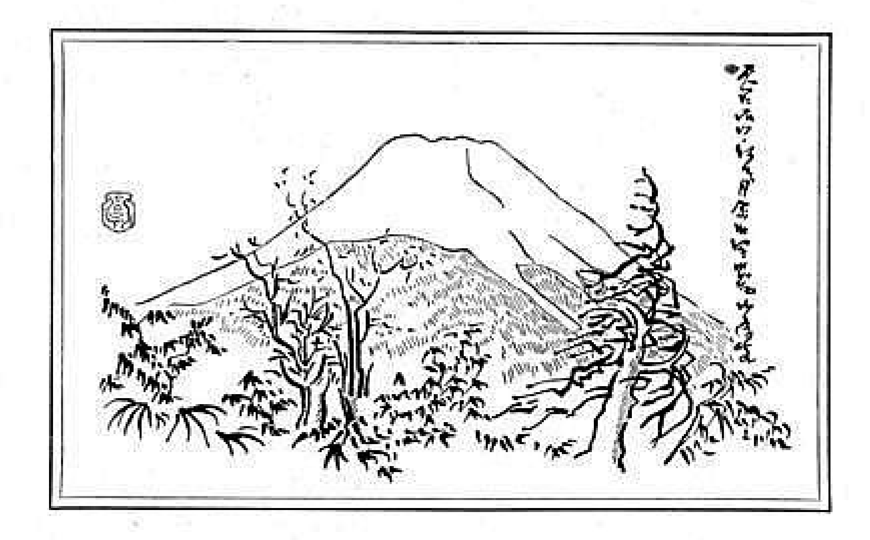
Miyanoshita, das liebliche Bergstädtchen mit seinen heißen Heilquellen inmitten dunkler Waldberge, deren schöne Silhouetten sich vor dem Abendhimmel abzeichnen, ist der Ausgangspunkt für einen Besuch bei dem „sehr geehrten Herrn Fuji-san". Unweit davon blaut ein verträumter Bergsee aus den schwarzen Wäldern, und über diesem erhebt sich der großmächtige Herr Fuji-san, ein gewaltiger und wunderbar regelmäßiger Vulkankegel. Dunkel sind seine Hänge bis hinauf zum oberen Drittel, das schneeweiß vor dem samtblauen Himmel leuchtet. Sein Haupt ist abgeplattet – der Kraterrand. Die Ebenmäßigkeit der Gestalt macht den Fudschijama zu einem der bekanntesten Berge der Welt. Zu ihm pilgern die Buddhisten, denen er heilig ist. Wenn im Juli und August seine mächtigen Flanken bis hinauf zum Kraterrande schneefrei sind, besteigen ihn jährlich an 60 000 Menschen – ein Zug der Mühe und des Glaubens. Bis zum Jahre 1868 durfte ihn keine Frau besteigen.

Der Vulkan ist seit dem 22. November 1707 erloschen. An diesem Tage geschah der letzte Ausbruch. Vorher öffnete er sich in den Jahren 1649, 1082 und 967. Er war ein fauler Geselle, der Herr Fuji-san, von Millionen Menschen darum gesegnet.

Dieser Berg mit seinem 500 m breiten Krater und seiner 95 km messenden Basis wurde von den Japanern heilig gesprochen. Und in der Tat: der Berg hat etwas ungemein Hoheitsvolles und Verheißendes an sich. Er ist darum allen Japanern der Inbegriff des zu Verehrenden, sie sprechen mit Zärtlichkeit und Ehrfurcht von ihm. Ihre Dichter haben ihn durch die Jahrhunderte besungen, ihre Maler und Holzschneider in tausend Farben und Formen dargestellt.

Wer sein erster Besteiger gewesen ist? Nun – das wissen wir nicht. Es kann ein Priester oder ein anderer Mensch gewesen sein, oder ein Lebensmüder, der

seinen Leib dem tiefsten Schoß der Erde anvertrauen wollte. Noch heute befreien sich Verzweifelte, Unglückliche oder religiöse Schwärmer von ihrem Leben, indem sie sich in den Kraterschlund stürzen.
Die Besteigung des Berges ist leicht, zumal wenn der Fels ausgeapert ist. Man geht über Geröllfelder und Lava-Asche bergan – das ist alles. Es gibt keine Spalten, nur kleinere Schründe und Runsen – nirgends sind beachtliche Hindernisse aufgerichtet. So ist er nicht nur heilig, dieser Berg, sondern auch sanft. Sanft wie sein Land und seine Menschen.
Von unsterblichen Sängern besungen, von Millionen gläubiger Japaner besucht, vom ganzen Volke geliebt, das ist der Fudschijama, der Sitz der Götter und Dämonen, das große Sinnbild des Landes Nippon. Gleich einer Krone trägt er seine glänzende Schneekappe, die sich in den fünf wundervollen Seen zu seinen Füßen spiegelt. Wie eine Fata Morgana ragt er in feierlicher Schönheit aus den wogenden Nebeln empor – weit hinaus auf das Meer und Hunderte von Kilometern weit in das Land hinein leuchtend.
Ein altes Sprichwort sagt von ihm: „Von allen Träumen hat einer, in dem man den Fuji sieht, die beste Vorbedeutung."
3800 m mißt der Fuji-san. Nicht weit von ihm bricht die Küste jählings in ungeheure Meerestiefen ab: der Erdrinde gefährliche Eruptionslinien. Der Fudschijama aber schweigt . . .





Über malerischen Seen - der sagenumwobene und als Heiligtum verehrte Fudschijama in Japan

Der höchste »Amerikaner«, der Aconcagua,
lockte die besten Bergsteiger der Welt

In flimmerndem Weiß strahlt der Kilima-Ndscharo
über den regenfeuchten Urwäldern
weit in das afrikanische Land am Äquator

Die Neue Welt

Hoch oben im Norden rückt Amerikas Nordland hart an Asien heran. Die neue und die alte Welt sind hier durch die Inselbrücke der Alëuten und unter der schmalen Rinne der Beringstraße miteinander verbunden. Es ist möglich, daß auf diesen Wegen die Vorfahren der Indianer aus Asien nach Amerika übersetzten. Aber auch mit Europa ist Amerika verbunden: durch die Islandschwelle. Grönland, Island und die Faröer Inseln liegen auf dieser unterseeischen Landbrücke. Auf dieser Linie geschah die erste Entdeckung Amerikas. Erik der Rote erreichte es im Jahre 985, er landete in Grönland. Sein Sohn Leif, im Jahre 1000 durch widrige Winde nach Westen verschlagen, entdeckte neues Land: Neufundland. Ein Nachkomme dieser kühnen Normannen, Thorfinn Karlsefni, gelangte später bis zum Lorenzstrom.

Lange nach ihnen fand der Genuese Christoph Kolumbus nach einer abenteuerlichen Fahrt quer über den Atlantik die Bahamainseln und weite Küsten des Karibischen Meeres, die er „Westindien" und deren Bevölkerung Indianer nannte. Nach ihm kam die große Schar der Entdecker und Abenteurer, die die „Terra Nova", die Neue Erde, entzauberten. Unter ihren berühmten und berüchtigten Namen ragt der des Amerigo Vespucci heraus, denn nach ihm wurde die Terra Nova Amerika genannt. Zwei Großtaten der Erforschung sollen hier noch genannt sein. Ferdinand Magalhães fand durch den Inselwirrwarr Feuerlands eine Durchfahrt, die heute seinen Namen trägt, und segelte durch den Stillen Ozean bis zu den Philippinen (1520), und Roald Amundsen durchfuhr mehr als 350 Jahre später die Nordwestpassage von Grönland zur Beringstraße. Anfang und Ende der ungeheuren Bergkette Amerikas, die sich von einem Eismeere zum anderen zieht, wurden dabei berührt.

In dem gewaltigen Erdteil sind alle Vegetationszonen und Landschaftstypen vertreten, die seinem Zuge über den Weltball von Nord nach Süd entsprechen. Die Eiswüsten des Nordens gehen in die Tundra mit ihren Flechten und Moossteppen über. Diese wieder verfließen in die Laub- und Nadelholzwälder, an die sich die ungeheuren Weiten der Wiesenprärie anschließen. Südlich davon ziehen sich die Trockenwüsten Mexikos hin, denen die tropischen Steppen, Savannen und die unermeßlichen Urwaldgebiete Südamerikas folgen. Nun kehrt sich die Reihenfolge um: Gras- und Buschsteppen gehen in die mächtigen Waldzonen Südchiles über, und in den Bergen Feuerlands treffen wir auf die Vorboten der Antarktis: auf Schnee und Eis, auf Stürme und Kälte.

Die große Zahl dieser Landschaftsgürtel wird in der Nord-Süd-Richtung von den Gebirgen durchschnitten, die zusammen ein geschlossenes Gebirgssystem ergeben. Wir zeigten schon im Weltmaßstab, daß diese Kette aus mehreren Gebirgen eines der beiden Gebirgssysteme der Erde ist, die wie ein querliegendes |———— zueinander stehen und vor deren Bedeutung die übrigen Gebirge der Erde verblassen. Die gewaltige Ausdehnung über 125 Breitengrade läßt erkennen, welche Wichtigkeit den Gebirgen Amerikas als Klimascheide, Vegetations- und Landschaftsgrenze zukommt. Bei der Erforschung des nord-, zentral- und südamerikanischen Binnenlandes waren die Gebirge in gleicher Weise wie die gewaltigen Stromgebiete in den weiten Tiefländern von Bedeutung. Hier wie da bedurfte es großer Anstrengungen, um in ihre Geheimnisse einzudringen.

Die alte indianische Bevölkerung ist bis auf kleine Stämme, die heute in Reservationen wohnen, in Nordamerika und in Chile verschwunden. Der „rote" Mann verlor in einem Kampf auf Leben und Tod gegen die weißen Eroberer und Eindringlinge auch seine Heimat. Die kümmerlichen Reste einer stolzen

Rasse sind heute nur noch Anschauungsobjekte der Reisegesellschaften. In weiten Teilen des tropischen Amerika dagegen sind die Indianer heute noch das Grundelement der Bevölkerung, wenn auch zu großen Teilen als Mestizen oder Zambos (Mischlinge mit Weißen oder Negern).
Die weiße Bevölkerung setzt sich aus den Nachkommen der Eroberervölker zusammen, also vorwiegend aus Engländern und Spaniern, in zweiter Linie aus Franzosen und Portugiesen.

Die Gebirge Nordamerikas

Jäh aus der Prärie erhebt sich das Kanadische Felsengebirge, dessen steile Ketten gewaltige Gletscher und trotzige Felsgipfel tragen. Die Täler sind reich bewaldet. Herrliche Zedern, Tannen, Fichten und Kiefern säumen die Höhenzüge, malerische Seen betten sich in das Grün der unermeßlichen Wälder. Hier befindet sich der große Nationalpark, dessen weite Gebiete unter Naturschutz stehen. In den versteckten Schluchten wildert der Bär, und zwar in seiner größten Art, dem Grisli. Wapitihirsche und Silberfüchse, deren kostbarer Pelz willkommene Jagdbeute ist, bevölkern das Unterholz der romantisch schönen Wälder, die heute noch fast ebenso unberührt stehen wie zu Old Wawerlys Zeiten.
An die Felsenketten schließt sich westwärts das Fraserplateau von durchschnittlich 1000 m Höhe. Tief eingeschnittene Täler geben ihm das Gepräge. Im Westen, kurz vor dem Abfall in den Stillen Ozean, erhebt sich das Küstengebirge, ein 1400 km langer Wall. Nur wenige Schluchten, sogenannte Cañons, queren die sehr geschlossenen Ketten, die im Norden aus großen und weithingebreiteten Gletschern emporragen. Die Küste selbst ist hier stark gegliedert: Fjorde, Sunde und Inseln deuten auf die Eiszeit hin und erinnern an Norwegen. Groß sind die jährlichen Regenmengen, die den wasserdurstigen Wäldern ein reiches Wachstum gewähren.
Nach Süden geht das Fraserplateau in das Große Becken über, in dem der Salzsee mit der Stadt Utah liegt. Seine Mitte ist so trocken, daß alle Bäche und Flüsse nach kurzem Lauf versickern. Salzpfannen, Geröllfelder und Schlammseen wechseln sich in der öden Wildnis ab. Im „Tal des Todes", das 35 m unter dem Meeresspiegel liegt, findet das Plateau seinen südlichen Abschluß.
Im Westen führen die Ketten des Kaskadengebirges den großen Zug weiter. Reiche Schneefälle im Winter, starke Regen im Sommer geben dieser stark vergletscherten Landschaft das Gesicht. Aber schon in der Sierra Nevada, der Fortsetzung nach Süden, ändert sich der Charakter. Backofenhitze brütet über diesen Breitengraden und läßt eine Vergletscherung nicht zu. Dagegen bietet dieses Gebirge mit seinen schroffen Graten, seinen herrlichen Felsgipfeln, seinen steilen Trogtälern mit unzähligen Wasserfällen und Seen herrliche Bilder. Es ist das schönste Gebirge im ganzen Zuge der Kordilleren; sein liebliches Yosemitetal aber ist die Perle. Eichen, Kiefern, Roßkastanien und Riesenzedern, Douglasfichten und Mammutbäume bilden Haine und Wälder von überwältigender Pracht. Die in vielen Gebirgen anzutreffenden Alpenmatten fehlen jedoch, die Trockenheit der Höhen verhindert ihre Ausbreitung.
Reiche Lager an Kupfer, Gold, Silber, Blei und Kalisalzen führten zur gründlichen Erschließung besonders der südlichen Teile der nordamerikanischen Gebirgsketten. In zahllosen Minen werden die unterirdischen Schätze gehoben.
Aus der großen Zahl mächtiger Gipfel ragen hervor Mount McKinley (6187 m), Mt. Logan (6050 m), Mt. Elias (5489 m), ferner die Viertausender Mt. Rainier, Mt. Shasta, Mt. Whitney und Blanca Peak.



Die mittelamerikanische Gebirgswelt

Vom Rio Grande del Norte, der in einer tiefen Cañonschlucht dem Meere zubraust und die Union von Mexiko trennt, zieht sich das subtropische Hochland von Mexiko nach Süden, von der Sierra Madre Oriental und Occidental in Ost und West begrenzt. Dazwischen erheben sich kahle und öde Bergketten aus riesigen Schutthalden. Regenarmut begünstigte die Bildung von weiten Sand- und Geröllflächen, die nur spärlichen Pflanzenwuchs aufweisen. So ist Mexikos Norden ein leeres Land, arm an landschaftlichen Reizen. Weiter im Süden erhebt sich das Hochland von Anakuac mit einer durchschnittlichen Höhe von 2300 m, weit überragt von den Wahrzeichen des Landes, den Vulkanen Pic von Orizaba (5650 m), Popocatepetl (5450 m) und Itztaccihuatl (5290 m). Die Niederschläge sind hier im Zentralgebiet Mexikos reichlicher, der Pflanzenwuchs ist daher üppig. Riesige Maisfelder dehnen sich zwischen den Bergen aus; Mais, das Urbrot der Bevölkerung.

Bergig schwingt sich die unermeßlich lange Kette weiter nach Süden hin. Aus feuchten Urwäldern recken sich die Höhenzüge, bis zu 4000 m hinauf bewachsen. Doch nirgends liegt Schnee auf ihnen. In Costarica nimmt die Höhe der Berge merklich ab. Die Landschaften werden offener. Der schmale Isthmus von Panama, der von dem weltberühmten Kanal durchbrochen wird, trägt nur noch niedrige Gipfel mit tropischer Flora. Zwischen ihnen hindurch wird auf den Fluten des Kanals ein nicht unerheblicher Teil des Weltfrachtgutes geschleust.

Das südamerikanische Bergland

Die südliche Kordillere, die sich aus der Antillenkette erhebt und bis zum Kap Hoorn hinunterzieht, beginnt am Karibischen Meer mit dem markanten Martaberg (5130 m). Dieser steilt sich direkt aus der See auf und bietet den Seefahrern ein Bild majestätischer Größe. Die geschlossene Kordillerenkette gliedert sich in drei Gruppen großer Vulkane: am Äquator, in Bolivien und in Südchile. Die nördliche Gruppe liegt an der Stelle, wo sich die beiden Höhenzüge des Magdalenenstromtales wieder vereinen. Hier ragen schneebedeckte Vulkane in großer Zahl in den heißen Himmel, vom Chimborasso (6310 m) und Cotopaxi (5943 m) überragt. Die Hänge der Kordilleren fallen steil zum Tiefland des Orinoko- und Amazonenstromes ab. Ihre Höhenzüge und Hochbecken bilden hier oben das Hochland Peru, dessen Eroberung durch die Spanier ein Stück abenteuerlichster Geschichte wurde. Im Knick bei Arica liegt die mittelste Gruppe der Vulkane auf bolivischem Boden. Illampu (6645 m) und Illimani (6459 m), die höchsten Spitzen, ragen weit über die Schneegrenze hinaus. Tief unten breitet sich der schöne Titicacasee aus, immerhin 3800 m hoch gelegen. Auf der Höhe des Poopo-sees ist die Kordillere mehrfach gegliedert und erreicht hier ihre größte Breite. Wir sind nun in der Heimat des Lamas, dem einzigen Haustier der alten Zeit. Es bedeutet dem Indianer dasselbe wie der Seehund dem Eskimo.

Die nächste Großlandschaft, die Puna d'Atacama, ist wüstenhaft; kein Baum, kein Strauch ziert die Täler, diese Landschaft ist gänzlich ohne Regen, wenn man von einem Jahresdurchschnitt von 6 mm absehen will. Der Tocorpuri (6755 m) im Norden und der Azufre (5086 m) im Süden begrenzen das ungastliche Gebiet.

Die Kordillere verengt sich nun nach Süden hin. Auf der Höhe von Santiago in Chile baut sie sich zu ihrer gewaltigsten Höhe auf. Lichte Wälder deuten das gemäßigte Klima an. Aus ihnen steigt das Hochland auf, von ewigem Schnee bedeckt und von den höchsten Bergen der neuen Welt gekrönt. Aconcagua (7000 m), Tupungato (6550 m) und Marmolejo (6141 m), in neuerer Zeit Hochziel der europäischen Bergsteiger, geben der Landschaft ein titanisches Gepräge. Große Gletscher ziehen mit ihrem typischen Büßereis, durch eine mächtige Sonne gebildet, zu Tale. Sonst aber ist die Landschaft noch ohne den Reiz der großen Wälder, erst weiter südlich beginnt deren geheimnisvolles Leben. Dort zerspaltet sich die chilenische Küste in eine Unzahl bergiger Inseln und Halbinseln, die typische Formation der Eiszeiten. Tiefe Fjorde schneiden in das Land ein, und mächtige Trogtäler senken sich küstenwärts, überragt von zahlreichen Vulkanen. Hier stehen die großen Wälder Chiles, undurchdringlich und wenig durchforscht. Sümpfe, Moraste und Bambusdickichte, Seen und Gletscher durchbrechen oder zergliedern sie. Gewaltige Regenmengen (3–5 m im Jahr!) speisen die Wasserfülle des Landes, es regnet an fast allen Tagen des Jahres; Rieselregen und Wolkenbrüche, von heulenden Windstößen gepeitscht, tauchen die Gewächse und Steine in niederrauschende Sintfluten, alles in Morast und Sumpf verwandelnd. Hier fühlt sich die durstige Buche wohl, der schöne Baum Patagoniens.

Die Berge der Zentralkette haben hier noch eine Höhe zwischen 3000 bis 4000 m. Tronador (3463 m) und Mt. Fitz Roy (3370 m) begrenzen das

Gebiet der Regenwälder. Die Berge nehmen an Höhe ab, je weiter wir uns dem südlichsten Punkte Amerikas, dem Kap Hoorn, nähern. Stärker wird die Zerreißung der Küsten, bis sich das Festland völlig in ein Gewirr von Inseln auflöst, deren größte, Feuerland, den Abschluß bildet. Hier führt die 583 km lange Magalhäesstraße mit ihrem gefährlichen Fahrwasser hindurch. Steil fällt Kap Hoorn mit seinen schwärzlichen Felsen ins Meer. Grau sind hier die Himmel, rauh das Wetter, furchtbar die häufigen Stürme. Die mächtige Kordillere taucht in das stürmische Meer ein, um sich unterseeisch weiter zu ziehen zu den Süd-Shetland-Inseln und zum Graham-Land, die schon zum sechsten Erdteil gehören. Hier beginnt der Übergang zum Südpol.

Matthias Zurbriggen

Der Aconcagua

In den letzten Dezembertagen des Jahres 1896 setzte sich eine lange Kolonne von Trägern, Pferden und Maultieren in der Stadt Puente del Inca in Bewegung. Es war die FitzGerald-Expedition, die von dem Schweizer Bergführer Matthias Zurbriggen angeführt wurde. Zurbriggen, einer der besten Bergführer der Schweiz, vollendeter Techniker mit Eispickel und Seil, war in seinem Fach eine Weltberühmtheit geworden. Lord Conway of Allington und der General und spätere Leiter zweier Everest-Expeditionen C. G. Bruce nahmen ihn 1892 zu ihrer Himalajakundfahrt mit, deren schönster Bergsieg der Pioneer-Peak (6890 m) war. – Zurbriggen, jetzt 40 Jahre alt und auf der Höhe seines abenteuerlichen Lebens, war auf dieser Auslandsfahrt, die ihn in die südamerikanische Kordillere geführt hatte, in seinem Element. Nach seiner ersten Himalajafahrt ist er zweimal in Neuseeland gewesen, er brachte also zu dieser Andenfahrt Erfahrungen mit und hatte sich bald eingewöhnt.

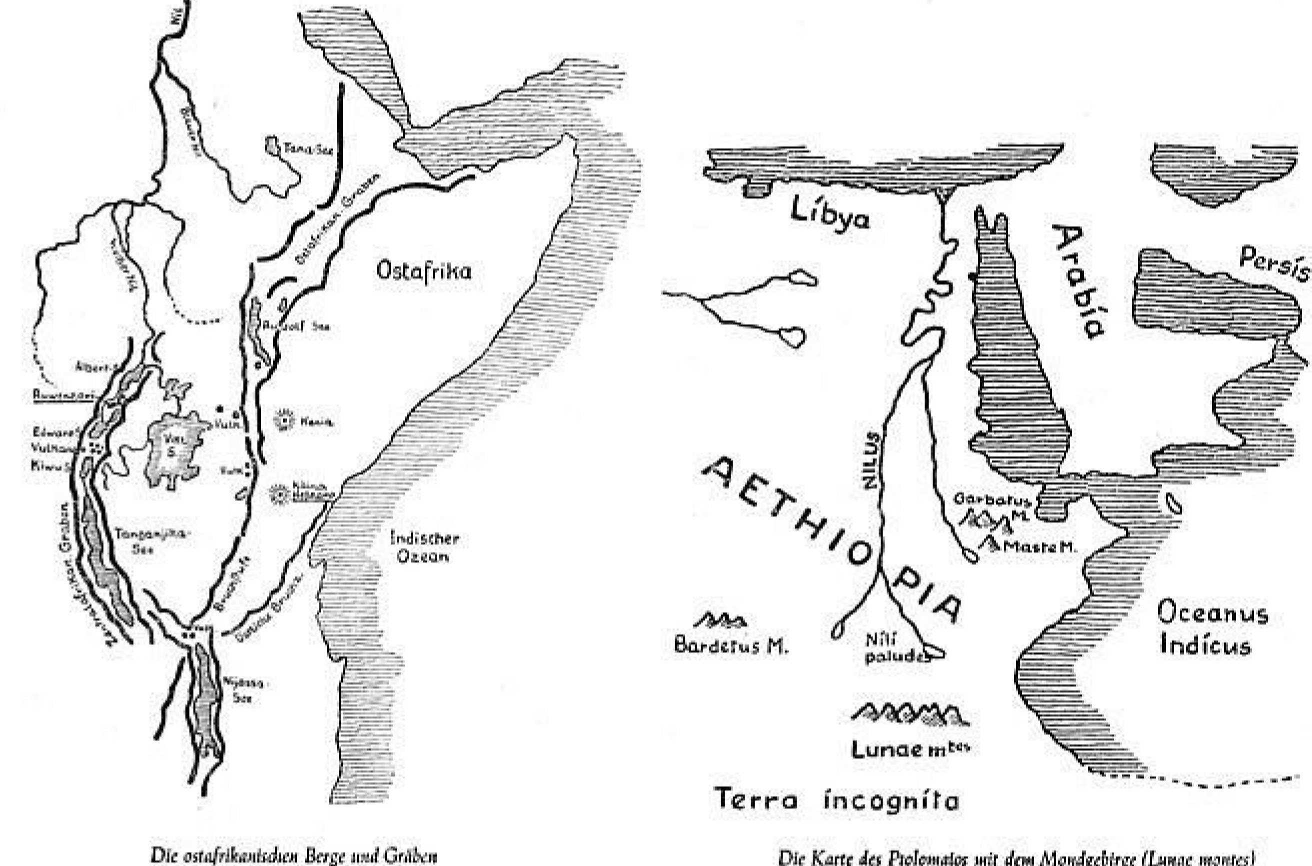
Nach einem Unfall beim Überschreiten eines reißenden Gebirgsflusses, bei dem er um ein Haar sein Leben verloren hätte, erkundete Zurbriggen vom Hochlager aus den Anstieg auf den Riesen, wobei er in einem Steinmann eine Blechbüchse mit der Karte fand, auf der Dr. Paul Güßfeldt im Jahre 1883 seine Anwesenheit vermerkt hatte. Der große Forscher war an dieser Stelle, 6500 m hoch, zur Umkehr gezwungen gewesen. – Zurbriggen hatte den Anstiegsweg gefunden. Der am 30. Dezember angesetzte erste Versuch mißlang jedoch. Er mußte die Bergfahrt abbrechen, da seine Füße zu erfrieren drohten. Auch der zweite Versuch am 9. Januar endete erfolglos. Wind und Kälte wirkten lähmend und setzten den Bergsteigern hart zu. Aber am 14. Januar gelang die Besteigung, nachdem FitzGerald, von heftigem Unwohlsein befallen, ihm die Erlaubnis gegeben hatte, allein zum Gipfel vorzudringen. Zurbriggen schreibt über die Besteigung später den schlichten Satz nieder: „Ich machte mich wieder auf den Weg zum Aconcagua-Gipfel, den ich 16 Uhr 45 betrat."

Die steilen Schutthänge verursachten heftige Atembeschwerden, wie es in dieser Höhe nicht anders zu erwarten war. Der Gipfel erwies sich als ein geräumiges Plateau von 8 m im Geviert, von dem sich bei hellem und klarem Wetter eine scheinbar unendliche Übersicht bot. Die fernen weiten Ebenen Argentiniens, das wilde Gebirge ringsum mit seinen Seen und Gletschern und die mächtigen Randwälder prägten sich tief in das Gemüt des Mannes ein, der schon so viele Landschaften der Welt gesehen hatte. Zurbriggen, nur auf den hohen Bergen wahrhaft glücklich, war verhältnismäßig spät zur Berufung seines Lebens gelangt, nachdem er Bergmann wie sein Vater, Spediteur, Tunnelarbeiter, Schmied, Troddelmacher, Postillion und Chilegänger gewesen war. Dann aber hatte es ihn mit Macht gepackt. Die Berge zogen ihn immer stärker an, und er sollte bald ihr weltberühmter Meister werden. Nach der Kordilleren-Expedition, die ihm für lange Jahre eine Weltmeisterschaft eingetragen hatte, war er im Tien schan gewesen und noch zweimal in den Himalaja zurückgekehrt, beide Male mit dem Ehepaar Workman, das sich die Erforschung der riesenhaften Karakorum-Gletscher zum Ziel gesetzt hatte.

Conway nennt Zurbriggen den begabtesten Menschen seiner großen Bekanntschaft. In der Tat war dieser Sohn der Berge, weit über dem Durchschnitt der Älpler stehend, sehr aufgeschlossenen Sinnes. Sein beweglicher Verstand war unablässig an der Arbeit, seine Abenteuerlust leidenschaftlich und unbezähmbar. Er gehörte zu jener Gruppe einheimischer B e r g f ü h r e r, die ausgangs des 19. Jahrhunderts selbst so viel Initiative in der Bergsteigerei entwickelten, daß ihre Namen den gleichen guten Klang hatten wie die der bekannten Alpinisten, die wissenschaftlichen oder sportlichen Antrieben folgten.

Zurbriggen starb am 21. Juni 1917 in Genf, 61 Jahre alt. Zuletzt lebte er in traurigen Verhältnissen.





Die ostafrikanischen Berge und Gräben

Die Karte des Ptolomaios mit dem Mondgebirge (Lunae montes)

Der dunkle Erdteil

AFRIKA – von den Griechen „Libyen" genannt, ist eine kolossale Hochfläche, die mit ungegliederten Küsten steil ins Meer abfällt. Auf ihr sind nur wenige Gebirge aufgebaut. Im Nordwesten steht das Atlasgebirge, ein junges Faltengebirge, mit den europäischen Kettengebirgen im unmittelbaren Zusammenhang. Seine Ketten erstrecken sich in einer Länge von 2200 km und einer Breite von 400 km. Ihr steiler Abbruch an der nördlichen Küste verrät uns den Übergang zum Apennin in Italien und der Sierra Nevada in Spanien. Das Mittelstück versank einst im Graben des Mittelmeeres. Gestade und Gebirge um das Westmittelmeer zeigen ein gemeinsames charakteristisches Gepräge: milde Winter und heiße, trockene Sommer, große Fruchtbarkeit und die Heiterkeit der südlichen Landschaften mit unbeschwerten Menschen.

Bis zu 4000 m steigen die Berge des Atlas an, die Hochländer zwischen den Ketten liegen in 1000 m Höhe. Die Vergletscherung fehlt, dafür sind große Schneefelder anzutreffen. Spärlich ist der Pflanzenwuchs des Gebirges, so spärlich wie die Besiedelung. Das Leben vollzieht sich an den Rändern und im Küstenstreifen. Hier lebt auch der schöne Wald aus Korkeichen und gipfelwärts dunkelgrüner Nadelwald, von saftigen Almen abgelöst. Weiter im Gebirge jedoch wird alles öde und leer. Stürzende Wasser sammeln sich in Salzseen, die im Sommer vertrocknen und so den Eindruck der Leere noch verstärken.

Der Atlas ist die Heimat der meist blonden und blauäugigen hamitischen Berber und der semitisch-arabischen Beduinen. Die durch ihre Tapferkeit und Heimatliebe bekannten Rifkabylen an der Küste Algeriens sind ein uralter, edler Volksstamm, der unter Abd el Krim hart um seine Freiheit gekämpft hatte.

Hochafrika, zwischen dem Golf von Aden und dem Sambesi hingestreckt, steigt östlich des tropischen Sudan zu mächtiger Höhe an. Der Nordteil, das Abessinische Hochland, ruht als dicke Sandsteinplatte, in die sich Engtäler eingewaschen haben, auf einem kolossalen Sockel aus Urgestein. Basaltdecken, vulkanischen Ursprungs, eingestreut in das System großer Massive und mächtiger Inselberge, sind das Charakteristikum der Landschaft. Das Ganze wurde vor langer Zeit gebildet, zur Ruhe kam es bis auf den heutigen Tag noch nicht. Zahlreiche Erdbeben suchen das Land immer wieder heim. Sein höchster Berg, der Ras Daschan (4620 m), erreicht die stolzesten Gipfel der Alpen. Die reißenden Gebirgsbäche führen ihre Wildwasser ins Rote Meer oder in die Somali-Ebene, wo sie versickern.

Tropengewächse gedeihen bis zur Höhe von 1800 m, der Ackerbau dagegen wird bis 3800 m hoch betrieben. Die Abessinier sind zum größten Teil Hamiten, im Norden arabische Semiten. Die Gallavölker des Südens, hochgewachsen, hellfarbig, mit lockigem Haar und scharfgeschnittener Nase, sind ein schöner Menschenschlag, der, seit langem zum Christentum bekehrt, zu den besten Volksstämmen Afrikas gerechnet wird.

Das ostafrikanische Hochland ist das interessanteste Gebiet Afrikas. In mächtigen Gräben, tiefen Senken im Plateau, liegen schöne Seen von zum Teil sehr großen Ausmaßen. Albert-, Eduard-, Njassa-, Tanganjika- und Kiwusee sind Perlen der afrikanischen Landschaft. Die Randhöhen der Senken, oft völlig senkrecht, spiegeln sich bis zu 1000 m hoch im Seewasser. Dazwischen stehen wie Inseln die Vulkane, die höchsten Gipfel Afrikas. Die Kirunga-

Vulkane im Zentralafrikanischen Graben, östlich des Viktoriasees gelegen, erreichen 4500 m, der Kenia und die nicht vulkanische Ruwenzorigruppe messen 5520 m und 5100 m und der „Weiße König", der Kilima Ndscharo, gar 6010 m. An ihren Flanken breiten sich wie weite Mäntel die Ringe der Regenwälder aus. Über diesen liegen die Hochweiden und Almen, und bei 5000 m beginnt die Region des ewigen Schnees am Äquator. So stehen diese zum Teil noch tätigen Vulkane über der glitzernden und wabernden Heißluft der Hochebenen in feierlicher Erhabenheit. Weit schimmern ihre mächtigen Häupter ins Land der unermeßlichen Ebenen, Ruhe und Kühle verheißend. An ihren Hängen befinden sich die Erholungsstätten der Weißen, mitten in blühenden Gärten mit schöner und üppiger Pflanzenwelt.

Im Südteil Afrikas befinden sich mittlere Gebirge bis 3700 m Höhe (in den Burenkriegen bekannt geworden) und im großen Knick am Golf von Biafra der 4070 m hohe Kamerunberg in Niederguinea. Sonst ist Afrika, das früh gekannte und spät erforschte, bergarm. Es ist der Erdteil der Wüsten, Savannen und Hochsteppen und der geheimnisvollen Riesenströme.





Der Kilima Ndscharo

Ein deutscher Missionar, der Pfarrer J. Rebmann, hatte 1848 den eisbedeckten Riesen entdeckt. Indessen – man glaubte ihm nicht. In Afrika, nahe dem Äquator, ein weißhäuptiger Berg? Das konnte wohl nicht sein. Man schüttelte nachsichtig die gelehrten Häupter und überging die Berichte des wackeren Mannes. 1861 aber bestätigte R. von der Decken die Angabe Rebmanns vollständig. Decken war bei dem ersten Versuch, an den gewaltigen Kibo, wie er von den Eingeborenen genannt wurde, heranzukommen, 2530 m hoch gelangt. Schon im nächsten Jahre kehrte er mit seinen Freunden Kersten und Thornton wieder. Die Aufgabe hatte ihn gepackt. Nach strapaziöser Tour kamen die drei beherzten Männer bis zum Punkt 4280 m, wo sie umkehren mußten. So leicht war der Kegel nicht zu erobern. Dr. Hans Meyer berannte 1887 ebenfalls vergeblich den Berg, hatte aber die Höhe von 5450 m erreicht. Als Meyer 1889 zum dritten Male wiederkehrte, brachte er einen berühmten „Führerlosen" mit: Ludwig Purtscheller. Dieser Mann hatte in seinem Leben als unermüdlicher Alleingänger und Führerloser, seltener in Gemeinschaft mit anderen Gipfelstürmern seiner Zeit, 1800 Alpengipfel bezwungen und zwei erfolgreiche Auslandsbergreisen unternommen. Jetzt saßen die Männer in Mombasa, der Küstenstadt, um eine Karawane zusammenzustellen. Bis hierher hatte sie allerhand Mißgeschick verfolgt: ihre Zelte waren nicht ausgeladen worden und befanden sich auf dem Wege nach – Ceylon, ihre Waffen hatten sie daheimlassen müssen, weil Transportbestimmungen dagegenstanden u. a. m. Schließlich wurden sie aber durch die rasche Zusammenstellung der Trägerschaft entschädigt, und bald befand sich die Expedition mit 65 Menschen auf dem langen Wege zum Kibo. Die menschenleere und sonnendurchglühte Gras- und Baumsteppe mit ihren seltsam geformten Schirmbäumen und Palmen hatte sie aufgenommen, und nun mußte bei großem Wassermangel und mancherlei Unbequemlichkeit durchgehalten werden. Rings um sie entfaltete die Steppe ihren eigenartigen Zauber. In lichtvollen Farbenspielen stieg ein jeder Morgen herauf, in langen zitternden Wellen versanken die Abende im Westen, dazwischen sengende, unbarmherzige Mittagshitze und bittere nächtliche Kühle. Flinke Gazellentiere huschten durch das raschelnde Ried, Zebras, Säbel- und Elenantilopen standen reglos in der Ferne, Giraffen und Büffel zogen gemessen davon – urwelthaft in die tiefe und erhabene Stille eintauchend. Die Männer fanden die Spuren der Rhinozerosse, hörten in der Nacht das Maunzen der Leoparden und das heulende Gequäk der Hyänen – und wußten um das königlichste Tier der hohen Steppe – den Löwen.

Und dann, ganz überraschend, stand der Kibo über dem Dunst der Ferne, mehr zu ahnen als zu schauen. Mit jedem Tag kamen sie seiner ungeheuren Gestalt näher. Über dunkle Waldstreifen erhob sich ein doppelgipfliges Massiv von gigantischen Ausmaßen, so königlich, daß sie es dem alten Rebmann nicht mehr verdachten, daß er vor diesem Bild auf die Knie gesunken war, um einen Psalm anzustimmen.

In Taweta, mitten in prächtigen Baumgruppen und Bananenhainen am Flusse, erholten sie sich von den Anstrengungen des Steppenmarsches. Doch bald sah sie der Tag auf dem Wege nach Marangu. Diese Residenzstadt eines Negerfürsten lag bereits am Fuße des Kibo. Mareale, der maßvolle und bescheidene Dschagga-Häuptling, intelligent und von großer Entschlossenheit, bot ihnen Gastfreundschaft, und so wurde Marangu ihr bleibendes Hauptlager. Hier ließen sie die Mehrzahl der Träger, als sie am 28. September gegen das Sattelplateau vorrückten. Der Urwald, der durchquert werden mußte, verbarg große Elefantenherden, deren helles Trompeten täglich stärker zu hören war. Auf uralten Saumpfaden durchschritten sie schließlich, langsam an Höhe

gewinnend, den Bergwald, der sie stündlich mit Sprühregen überschüttete und in dessen Nebelwänden die weitere Umgebung versank. Bis auf 2900 m mußten sie in diesem nie enden wollenden Baumdickicht aufsteigen, bevor es sie in die freien Gefilde des Hochplateaus entließ. Der folgende Galeriewald, noch sehr dicht, aber ohne erstickende Wasserdünste, bildete einen ziemlich breiten Obergürtel, ehe er in die charakteristische Buschzone überging, die bald gänzlich ins Freie verlief.

Das Sattelplateau, von großartiger, jedoch bedrückender Leere, hatte sie nun aufgenommen. Alle Träger – bis auf einen – wurden nach Marangu zurückgeschickt, Meyer und Purtscheller bezogen in 4400 m Höhe mit dem Pangani-Neger Muini Amani ihr Zelt. Nachts sank die Temperatur auf – 9° C. – Vor ihnen dehnte sich am anderen Morgen, der strahlend heraufkam, das Sattelplateau, mit großen Blöcken übersät, die der Kibo vor Zeiten ausgeworfen hatte. Sand, Asche und Geröll, dazwischen spärlicher Wuchs von Immortellen und Ericaceen – überall nur traurige und niederdrückende Öde –, das war das Vorfeld des Berges. Es war gänzlich wasserlos und wie mit einem Lineal geebnet. Unmittelbar stieg der Kibo als ungegliederter Kegel – so schien es zunächst – daraus empor. Bald hatte Purtscheller, der unablässig beobachtende, die Anstiegsmöglichkeit auf dieser Seite erkannt. Eine südöstlich herabziehende Rinne, die unter dem „Ratzelgletscher" endete, schien für den Anstieg besonders geeignet. Am 3. Oktober wurde der erste Versuch einer Besteigung unternommen. Die Rinne erwies sich als ein Tal von 150 m Tiefe. Seine Ränder deuteten auf eine frühere Vergletscherung hin. Über tiefen Schutt gelangten die Männer nach einigen Stunden auf den Lavarücken, dessen Beschaffenheit das Weitersteigen unsagbar erschwerte. Der lockere Sand war ebenso mühsam zu bezwingen wie aufgeweichter Schnee. Luftmangel und Herzbeschwerden machten sich unangenehm bemerkbar. Später, als sie – 5570 m hoch – den Rand des Eismantels überschritten, wurden sie durch ernstliche Schwierigkeiten aufgehalten. In harter Stufenarbeit, das Eis war so fest, daß für jede Stufe 20–30 Pickelhiebe erforderlich wurden, mußten sie sich langsam über die gefährlichen Stellen hinwegarbeiten. Riesige Eisklüfte und mehrere kleine Spalten zwangen zu langwierigen Umgehungen. Um die Mittagszeit war jedoch das Ärgste bezwungen, und sie nahmen nun sehr erschöpft in 5800 m Höhe ihre Mahlzeit ein, um dann zum letzten Wall emporzuklimmen. Die Erde war den Blicken entschwunden, nur einige kleine Wolken umgaben die einsamen Kletterer. Zum letzten Male wehrte sich der Berg, der ihnen senkrechte Tafeln, Schneiden und Spitzen, alles aus schönem Blaueis geformt, entgegenstellte. Ihre Kräfte schienen einer weiteren Anstrengung nicht mehr gewachsen zu sein, doch ihr Wille siegte: 13 Uhr 45 betraten sie, nach elfstündiger Kletterei, den obersten Rand der Firnschneide.

„Vor uns lag, ein wunderbares, überwältigendes Bild, der Kibokrater."

Ihre Siegesfreude wurde jedoch durch die Erkenntnis gedämpft, daß sie noch nicht auf der höchsten Stelle des gewaltigen Runds standen. In einer etwa 1½-stündigen Entfernung erhob sich ein Felsenkamm auf der Südkante des Kraters, sichtlich noch über ihnen. Dahin zu gelangen reichten die Kräfte nicht mehr aus. Sie beschlossen deshalb, die Besteigung zu wiederholen, was auch am 6. Oktober geschah. Durch die kluge Verschiebung ihres Hochlagers in die Talrinne des Ratzelgletschers gewannen sie mehrere Stunden, die für sie eine beachtliche Kräfteersparnis bedeuteten. Schon gegen 9 Uhr war der Kraterrand wieder erreicht. Langsam auf dessen Schneide nach Süden ansteigend, erreichten sie 10 Uhr 15 Minuten den höchsten Punkt Afrikas. Der Felskamm bestand aus drei Spitzen, deren mittelste die höchste war. – Die Aussicht von einem Berge, der vereinzelt in einer riesigen Ebene steht, ist wenig lohnend. So auch hier. Die Erde war nur zu ahnen. Dunst machte jede Sicht unmöglich. Um so stärker empfanden sie den Blick „nach innen", der Kibokrater bot sich ihnen in seiner ganzen Großartigkeit dar. Mächtige, blauschimmernde Eisgalerien zogen sich ringsum, in Kaskaden zum Kraterboden abfallend und mit gewaltigen Schuttürmungen sich abwechselnd. Aus dem Kraterinneren erhob sich der 150 m messende Auswurfkegel, der Berg im Berge. Nach Westen aber öffnete sich das Riesenrund zu einer breiten Spalte, durch die das Eis als Gletscher hinausfloß. 2000 m im Durchmesser und 200 m bis zum Grunde – wahrhaft mächtige Abmessungen, das war der Krater des Kibo, den bis dahin keines Menschen Auge erblickt hatte.

Danach folgte die Besteigung des benachbarten M a w e n s i , des Kibobruders, eines charaktervollen Felsenberges mit einer schönen Zackenkrone. Dieser Berg zeigt senkrechte Abstürze nach Westen über 2500 m. Seiner Gestalt nach könnte der Mawensi in den Dolomiten stehen. Er zeigt sich in einem eigenartigen Gegensatz zum behäbigen und verhältnismäßig glattflankigen Kibo.

Am 16. Oktober gingen die zwei Männer den Kibo wiederum an, diesmal auf seiner Nordseite. In 5700 m Höhe zog sich die Eiswand der Gipfelzone quer über den steilen Hang. Sie waren fünf Stunden unter ihrem Saum dahingezogen, um eine schwache Stelle zu entdecken, die den Durchstieg ermöglichte. Vergeblich! Die 35 m hohen, nicht selten überhängenden Abbrüche zeigten sich abweisend und unnahbar. Die Tour mußte abgebrochen werden. Aber noch einmal wandten sich Meyer und Purtscheller dem Kibo zu. Die Übernachtung in einer geräumigen Höhle, vor der sie eine alte Feuerstelle entdeckten, erwies sich als glücklich, denn sie kamen so der tückischen Eismauer schon sehr zeitig nahe, so daß die Überwindung in einer Scharte schließlich gelang. Kurze Zeit danach gelangten sie an den Kraterrand. Die folgende Wanderung entlang des Kraters und dann hinab zu seinem Grunde war äußerst schwierig. Mehrfach brachen sie bis unter die Arme in das unterhöhlte Eis ein. Hier oben in 6000 m Höhe, eingeklemmt in eine Eisspalte, fand sich eine kleine, tote Antilope. Dieser rätselhafte Fund ließ den Hergang einer stillen Tragödie vor ihrem inneren Auge erstehen. Das Tierchen hatte den Ausweg aus dem Krater nicht wieder gefunden. Wie aber war es über den Eismantel in den Krater gelangt? In der tiefempfundenen Einsamkeit hoch über der lauten und betriebsamen Welt, erlangten die kleinsten Begebenheiten Gewicht und Bedeutung. Sie blieben deshalb noch lange in Gedanken versunken.

Auf dem Kraterboden angelangt, versuchten sie den Eruptionskegel zu ersteigen, das Lavagestein war jedoch so zerrissen und zerklüftet, daß der Versuch aufgegeben werden mußte. Der tiefste Punkt des Kraterbodens liegt westlich. Hier sammeln sich die Tauwasser und fließen unterirdisch ab. Gegen Südosten steigt der Boden an. Riesige Schuttmassen lagern bis zum Kraterrande empor. Im Norden verdecken hoch hinaufreichende Eishäufungen und -schichtungen den Felsgrund vollkommen. Auch hier im Krater bietet sich das gleiche Bild wie am Außenmantel: die größten Eismassen liegen auf der nach Süden gerichteten Seite. Die Niederschläge, in der Windrichtung angetrieben, geben die Erklärung dafür.



Die Erstersteigung des Kilima Ndscharo war weder reich an dramatischen Effekten noch besonders schwierig. Der Berg wurde von zwei erfahrenen und tüchtigen Alpinisten mit Umsicht und Energie angefaßt und gemeistert. Es bedurfte selbstverständlich ebenso der Straffung aller Lebensenergien, um einen Fehlschlag zu vermeiden, wie der zuversichtlichen Sicherheit erfahrener Bergsteiger von Rang. Die Ersteigung hatte ihre Bedeutung hingegen in der wissenschaftlichen Erforschung eines „dunklen" Gebietes und seiner Eigentümlichkeiten, während die sportliche Seite dabei etwas in den Hintergrund trat. Der Kibo war, wie viele andere überseeische Berge, nunmehr der Erkenntnis des modernen Menschen näher gerückt. Wagemut und Gründlichkeit in einem hatten diesen weiteren Schritt in die Eroberung der Weltberge bewirkt.

Ludwig Purtscheller schließt seinen Bergsteigerbericht und damit auch seine Lebensbetrachtung mit den Worten:

„Dem Naturfreunde aber, dem es vergönnt ist, in die Geheimnisse jener mittäglichen Lande einzudringen und den stolzen Scheitel des Kilima Ndscharo zu erklimmen, wird derselbe noch einen anderen, höheren Gewinn bringen: die Erinnerung an eine überreiche, großartige, erhabene, mit unendlichen Reizen ausgestattete Welt."

Der Ruwenzori. Ein geheimnisvolles Gebirge

Vor 2400 Jahren schrieb Äschylos vom Lande Ägypten, es sei „vom Schnee genährt". Dieser Altvater der Geographie meinte damit, der Nil erhielte sein Wasser von schneebedeckten Bergen, die hoch über seinen unbekannten Quellen thronten. Diese uralte Überlieferung hatte sich durch viele Zeiten erhalten. Später beschrieb Ptolomaios das „Mondgebirge", in dem der Nil entspringen sollte; arabische Geographen des Mittelalters zeichneten neben den vermuteten Quellen des Nils Berge in ihre Karten „Libyens" ein, und die Eingeborenen der Ostküste Afrikas trugen die Kunde von den geheimnisvollen Bergen weiter und weiter. Bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts verschwanden die Berge nie gänzlich von den Karten Afrikas, des bis dahin sagenhaften und unbekannten „dunklen" Erdteiles.

Niemand hatte diese Berge gesehen, kein Europäer wußte Sicheres von ihnen. Es war Stanley, der große Afrikaforscher, der am 24. Mai 1888 bei Nsabe ganz unvermutet die Entdeckung dieser Berge machen sollte. Ihm fiel, ein Neger machte ihn aufmerksam, eine silbrige Wolke über dunklem Grund auf, die er zunächst für einen Vorboten des gefürchteten Wirbelsturmes hielt. Allein – die Wolke hielt unverändert ihre Höhe, kein Lüftchen rührte sich fürderhin – Stanley wußte, daß er ein neues schneebedecktes Gebirge entdeckt hatte. Ruwenzori nannte er es, den Bezeichnungen der rings um das Gebirge wohnenden Eingeborenen folgend.

So manchem Entdecker, der um diese Zeit und in den zwanzig Jahren davor die großen afrikanischen Seen des Zentralgrabens befahren hatte, war dieses Gebirge entgangen. Undurchdringliche Schleier von Wolken und Nebeln, Regenvorhänge und dicker Dunst hielten diese mächtigen Berge mit ihrer starken Vergletscherung den Blicken geheimnisvoll entzogen.

Nach Stanleys Bericht war es anderen Forschern klar geworden, daß die auch von ihnen gesehenen Anzeichen falsch gedeutet worden waren. Sie hatten zwar die seltsamen Erscheinungen wahrgenommen und auch beschrieben, aber auf den Gedanken, Berge vor sich zu haben, war nur einer unter ihnen, Sir Samuel Baker, im Jahre 1864 gekommen. Ohne die Bedeutung zu ahnen und die Zusammenhänge zu erkennen, hatte Baker sie „Blue Mountains", blaue Berge, geheißen.

In der Folgezeit wurden die silbrigen Häupter oft besucht und ihrer Geheimnisse entschleiert. Unter den zahlreichen Bergsteigern, die zwischen 1889 und 1906 immer weiter in das Gebiet eindrangen und schließlich Höhen von 5000 m erreicht hatten, befanden sich berühmte Alpinisten wie Freshfield, Fisher und Wollaston. 1906 stellte der Herzog der Abruzzen, Ludwig Amadeus von Savoyen, eine Expedition zusammen, die den Ruwenzori, der inzwischen als ein Kettengebirge nicht vulkanischen Ursprungs erkannt worden war, gründlich durchforschte und seine zahlreichen Gipfel bestieg.

Die Arbeit dieser Expedition ist wissenschaftlich von großer Tragweite gewesen. Das Bild des dunklen Erdteiles erfuhr in einem wesentlichen Abschnitt eine geographische Aufhellung, die um so höher bewertet werden mußte, als die Kenntnis der Hochsteppen, Urwälder und Stromgebiete Afrikas schon sehr weiträumig war. Das fehlende Glied in der Beweiskette um das Ursprungsgebiet des Nils wurde mit der Aufdeckung der Beziehungen des Ruwenzori-Gebirges zum Nilbecken gefunden.

Der Ruwenzori erhebt sich aus der Sohle des Zentralafrikanischen Grabens, sein Fuß steht etwa 300 m tiefer, als die mittlere Höhe von Uganda beträgt. Der große Albert-See und die kleineren Seen mit Namen Dueru und Eduard liegen in unmittelbarer Nähe. Die mächtige Senke des Zentralgrabens verläuft im Norden bei Gondokoro im Tale des oberen Nils. Damit war dem Wasser des Ruwenzori die Richtung gegeben, alle Niederschläge vereinigen sich im gleichen Flußbecken. Die Speisung der nahen Seen und des Semliki-Flusses ist zugleich die entscheidende Wasserzufuhr für den südwestlichen oder Weißen Nil, der sein Wasser außerdem noch aus dem Viktoria-See erhält.

Ruwenzori heißt „König der Nebel". Wir hörten bereits, daß Nebel- und Wolkenbildung für das Gebirge charakteristisch sind. Die Niederschlagsmenge ist sehr groß. Alle Expeditionen hatten unter Wettern stark zu leiden. Diese mächtige Dampfküche ist eines so großen Stromes, wie es der „Vater" Nil ist, würdig.

Das Ruwenzori-Gebirge liegt fast direkt am Äquator, genau einen halben Grad nördlich. Es ist von besonderem Reiz, daß in dem glühend heißen äquatorialen Afrika auch dessen größte Gletscher liegen, getrennt durch die dünne Scheidewand der ewigziehenden Nebel.

Diese Gebirgswelt gliedert sich in sechs Bergmassive, deren jedes mehrere Spitzen trägt:

Den Stanley, dessen höchste Gipfel Margherita (5125 m), Alexandra (5105 m), Helena (4995 m) und Savoyen (4980 m) heißen, den Speke mit

zwei Gipfeln, den Viktor Emanuel (4901 m) und Johnston (4848 m), den Baker mit der Eduardspitze und dem Semper, den Emin mit Humbert und Kraepelin, den Gessi mit Jolanda und Bottega und den Ludwig von Savoyen mit Weismann, Sella und Stairs. Die Gesamtausdehnung der Kette beträgt 19 km. Die Hauptgletscher tragen den Namen ihrer Gipfel. Diese sind mit charakteristischen Sätteln untereinander verbunden. Das Mobuku-Tal, von allen Expeditionen benutzt, führt direkt in die Ruwenzorigruppe. Oben teilt es sich, um schöne Hochtäler zu bilden, in denen stille Seen ruhen und nur die Senecienwälder den tropischen Charakter andeuten. Am reizvollsten ist das Bujuku-Tal direkt unter den Abstürzen des Stanley.

Savoyen stellte fest, daß auch an schönen Tagen eine klare Aussicht nicht anzutreffen ist. Meist entziehen sich die Ebenen des afrikanischen Hochlandes mit den charakteristischen Gräben, Seen und Vulkanen dem suchenden Blick. Der Ruwenzori ist eingehüllt in den Dampf seiner Hochnebel, deren ziehende Schwaden sein Geheimnis durch die Jahrhunderte bis in die heutige Zeit verborgen hielten.

Der Herzog der Abruzzen, der seit seiner Jugend von einer unersättlichen Forschungsfreude erfüllt war, hatte als Vierundzwanzigjähriger durch seine Reise zum Mount St. Elias in Alaska (5489 m) von sich reden gemacht. Er eröffnete mit dieser erfolgreichen Reise die Reihe der großen Expeditionen in die außereuropäischen Gebirge. Schon damals, 1897, beteiligten sich Vittorio Sella, der Vater der Gebirgsphotographie, Filippo de Filippi, der wissenschaftliche Berater, und Giuseppe Petigax, der piemontesische Bergführer aus Courmayeur im Aosta-Tale am Montblanc, drei Männer, die den Herzog auf allen weiteren Großfahrten begleiten sollten. Unter vielen Mühsalen und Schwierigkeiten wurde der Eliasberg bezwungen. Die arktischen Verhältnisse verursachten eine langwierige Belagerung des Berges. Volle 38 Tage hatte sie gewährt, ehe der Herzog den Gipfel betreten konnte.

Die unbesiegbare Unternehmungslust zwang Savoia 1899/1900 auf eine vom Glück wenig begünstigte Nordpolfahrt und 1906 in die Gebirgswelt Afrikas, in den regenverhangenen Ruwenzori. Außer seinen unzertrennlichen Fahrtkameraden Sella, Filippi und Petigax waren diesmal noch Cesare Ollier und G. Brocherel mitgegangen. Über den internationalen Wert dieser Expedition gab es keine Meinungsverschiedenheit, der Herzog der Abruzzen hatte sich mit dieser Erkundungsfahrt in die erste Reihe der Afrikaforscher gestellt.

1909 war der unermüdliche Forscher wieder auf weitem Wege. Diesmal in den Himalaja-Karakorum. Der zweithöchste Berg der Welt, der felsige K 2 oder Mount Godwin Austen, den sie vergeblich berannten, mußte aufgegeben werden, dafür gewannen sie am Bride Peak eine Höhe von 7500 m, die bis 1922 der Weltrekord blieb. Nur 150 m unter dem Gipfel wurden die bis zum Letzten entschlossenen Italiener durch einen furchtbaren Schneesturm abgeschlagen.

Alle vier Expeditionen waren rein italienische Unternehmungen. Mit ihnen trug sich eine der Alpennationen in die Weltgeschichte der Bergsteigerei ein. Der unbekannte Herzog hatte mit ihnen mehr für sein Vaterland getan als alle Kriegshelden des Schlachtfeldes vor ihm.

Ruwenzoriwetter. Der Regen strömt seit Wochen, nur in kleinen Pausen reißt das dicke Gewölk auf, um für Sekunden den Blick auf die Bergketten freizugeben. Im Hauptlager Bujongolo, das, an eine Felswand geschmiegt, etwa 200 m über dem Mobuku angelegt worden war, ist die Stimmung auf den Nullpunkt gesunken. Alles in der menschlichen Reichweite ist Nässe und Schlamm. Die in Decken gehüllten oder mit ungewohnten Kleidungsstücken behangenen Neger stehen frierend, mit den Zähnen schnatternd herum und sind sich selbst im Wege. Selbst die Italiener, auf manches gefaßt gewesen, sehen sich angesichts der schwimmenden und plätschernden Fluten außerstande, gute Miene zu machen.

Hin und wieder schneit es dazwischen. Schneeflocken mengen sich mit den träge ziehenden Rauchschwaden der spärlichen Feuer, die sich die Bakonjoneger zwischen den Granitblöcken oder in ihren Höhlen darunter angezündet haben, in der Hoffnung, ihre Lebensgeister etwas aufzuwärmen. Beizender Qualm reizt die Lungen, die Stimmung wird dadurch nicht besser.

Igini, der Koch, hat die schlimmste Aufgabe aller Teilnehmer zu erfüllen. Im Morast stehend oder auf einigen Steinen hockend, verlaufen seine nassen Tage innerhalb einiger Quadratmeter, umgrenzt von abgedeckten Lebensmittelkisten und Küchengeräten. Was er kocht, mögen die Eingeborenen nicht, und was ihrem Gaumen wohltut, widerstrebt seinen Kochkünsten und seiner Ehre. In der Teplitzbai, mitten im Polarwinter, hatte er sich wesentlich wohler gefühlt. Und so blickt er wohl zum zweitausendsten Male in den Nebel über sich und denkt an den schönen Himmel seiner Heimat.

Mitunter gibt es eine Unterbrechung. So – wenn der mächtige Leopard des Tales sich ein Schaf aus dem Verschlage holt oder nachts sehr nahe um das Lager streicht. Leider verscheuchen die Jagdvorbereitungen das scheue und kluge Tier, dessen Fell zu gewinnen so verlockend ist.

Doch einmal reißt das Gewölk auf und schließt sich nicht wieder. Der sprungbereite kleine Herzog schießt los, daß die Führer kaum folgen können. Er berennt einen Gipfel nach dem anderen, immer in der begründeten Sorge um das wiederum drohende Schlechtwetter. Der Kiyanja (Baker) fällt ihm mit allen Gipfeln zu. Trotz weiterer Regen- und Schneestürme geht er schließlich die Zentralgruppe, den Stanley an.

Ollier, Brocherel und Petigax sind mit dem Herzog im Lager IV auf dem Scott-Elliot-Sattel, nachdem sie die Träger zurückgeschickt haben. Vor ihnen ragen die schönen Gletscher des Stanley auf, bis zu den scharfgezeichneten Gipfeln hinaufreichend. Tief unter ihnen blaut ein kleiner See, zu dem die steile Wand der Sattelstufe jäh hinunterfällt. Der Überblick, den die luftige Höhe vermittelt, gestattet nun endlich eine zweifelsfreie Erfassung der zusammenhängenden Täler des Bujuku. An diesem schönen Nachmittag schenkt der Ruwenzori den Männern einige unbeschwerte und glückliche Stunden. Zum Greifen nahe erscheinen die Gipfel, die morgen fallen sollen. Im schimmernden Weiß ihrer fließenden Gewänder grüßen die Königinnen des Stanley, die Alexandra- und Margheritaspitzen, scharf profiliert die dunkelfelsigen Helena- und Savoyenspitzen. Eisfelder, Abgründe, Gipfel, Täler und Seen kann der freudetrunkene Blick nach langer Wartezeit endlich erfassen, die entschleierten Berge des Ruwenzori erglühen im Glanze eines überirdischen Abendlichtes.

Schon am nächsten Morgen ist der Himmel wieder grau. Im milchigen Nebel steigen die Männer den Helenagletscher aufwärts, von Petigax mit nachtwandlerischer Sicherheit geführt. Es ist, als taste dieser Piemonteser den Berg mit geheimnisvollen Kräften ab, unbeirrbar schreitet er Schritt um Schritt in die grauen, ziehenden Schwaden hinein, den richtigen Weg unter den Füßen. Der Schnee ist fest, er fördert den Anstieg. Steile Werfungen erfordern einige Stufen, die schnell gehauen sind. Dann ist ein Gipfel erstiegen, eine höchste Erhebung ins Nichts – schimmernde Unendlichkeit um die schweigenden Männer. Gegen den heftigen Ostwind gestemmt, verharren sie lange, die Blicke in die nördliche Richtung gehoben, wo der höhere Gipfel sehr nahe liegen muß. Nach anderthalb Stunden öffnet sich der brodelnde Nebel – sie sehen für wenige Sekunden, was sie wissen müssen – den Weiterweg.

Schweigsam und ernst stehen die Führer. Sie sind entschlossen, auch im Nebel die höchste Spitze des Stanley anzugehen. Auf vielen Bergfahrten haben sie gelernt, zu jeder Stunde, für die noch Kraft in ihnen ist, das Höchste und Letzte zu versuchen, weil es morgen dafür zu spät sein kann. (So wäre z. B. einer der Achttausender des Himalaja gefallen, wenn die Männer sich nicht auf den kommenden Tag verlassen hätten.)

Auf dem kürzesten, geradesten und gefahrvollsten Wege wird nun der Angriff vorgetragen. Zuerst hinunter auf den Sattel, diesen entlang gerade auf die Eismauer los, die bezwungen werden muß. Vor ihr werden die Rucksäcke abgelegt. Petigax beginnt die schwere Arbeit. Bald stehen die vier Männer senkrecht übereinander, von unzähligen Eissplittern überschüttet, die der rastlos wuchtende Petigax aus der Wand schlägt. Stufe um Stufe entsteht, langsam schieben sie sich höher, unter ihnen in der Finsternis lauert der Tod.

Aus dem ziehenden Grau taucht eine kolossale Schneewächte auf. Sie gelangen genau unter sie, der Eindruck ist bedrohlich, gespenstisch und seltsam unvergeßlich. In unsicherer Position, von oben bedroht, in gefahrvoller Stellung an die senkrechte Eiswand geklemmt, müssen sie lange aushalten, ehe Petigax einen Durchschlupf gefunden hat. Ein enger, senkrechter Kanal im Einschnitt einer Kluft, zwischen Fels und Eis gezwängt, gewährt ihnen schließlich Durchlaß. Petigax besteigt mit seinen schweren Genagelten zuerst die Schulter und dann den Kopf Olliers, um seinen Pickel hoch oben einzuschlagen. Das gelingt! Ein kräftiger Zug und der Kamm ist bezwungen. Für die anderen ist es nun leichter.

Der Herzog der Abruzzen gelangt wenige Augenblicke später auf den Gipfel, den höchsten Punkt des Ruwenzori. Aus der Nebelfinsternis treten sie einzeln zu ihm hin, der im Sonnenlicht steht, im freien Raum über den Wolken. Feierlich hißt der Herzog eine kleine Flagge: Grün-Weiß-Rot, die Farbe Italiens. Auf ihrem kostbaren Stoff stehen die Worte A r d i s c i e S p e r a ! „W a g e u n d h o f f e !"

Bewegten Herzens stehen die Söhne Italiens hoch über dem Äquator auf dem weißen Haupte „ihres" Berges, den Tränen nahe. Ihr Wagnis hat sich in Sieg umgewandelt, ihre Hoffnung in Ruhm.

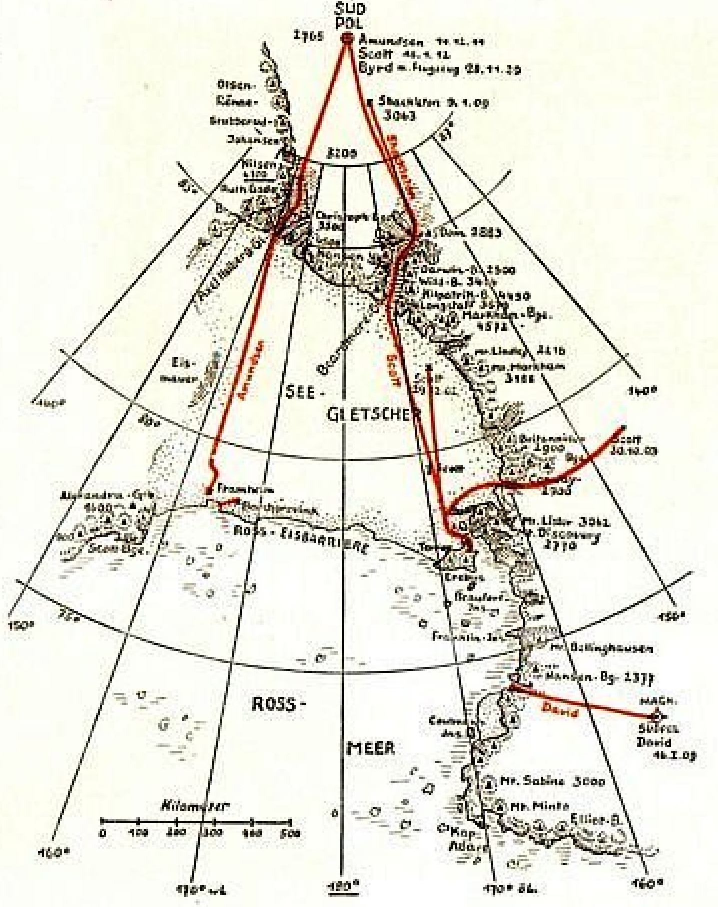
Wie eine schimmernde Insel grüßt die Alexandraspitze herüber, die Spitze, die

sie unlängst verließen, um den schweren Weg herüber zu erzwingen. Ihre Messung ergibt 5125 m für Margherita, 5105 m für Alexandra. Schneidender Wind dringt allmählich durch ihre Kleider. Ein beklemmendes Gefühl der Einsamkeit überkommt sie, die sich auf dem engen Gipfel zusammendrängen. Sie wissen nichts mehr von der Erde, die unendlich tief unter ihnen liegt, ihren Blicken entzogen. Auf eine seltsame Art sind sie dieser Welt entrückt und in diese sturmgepeitschte Himmelsleere hineingehoben. Es ist ihnen, als sei dies der Anfang der Unendlichkeit.

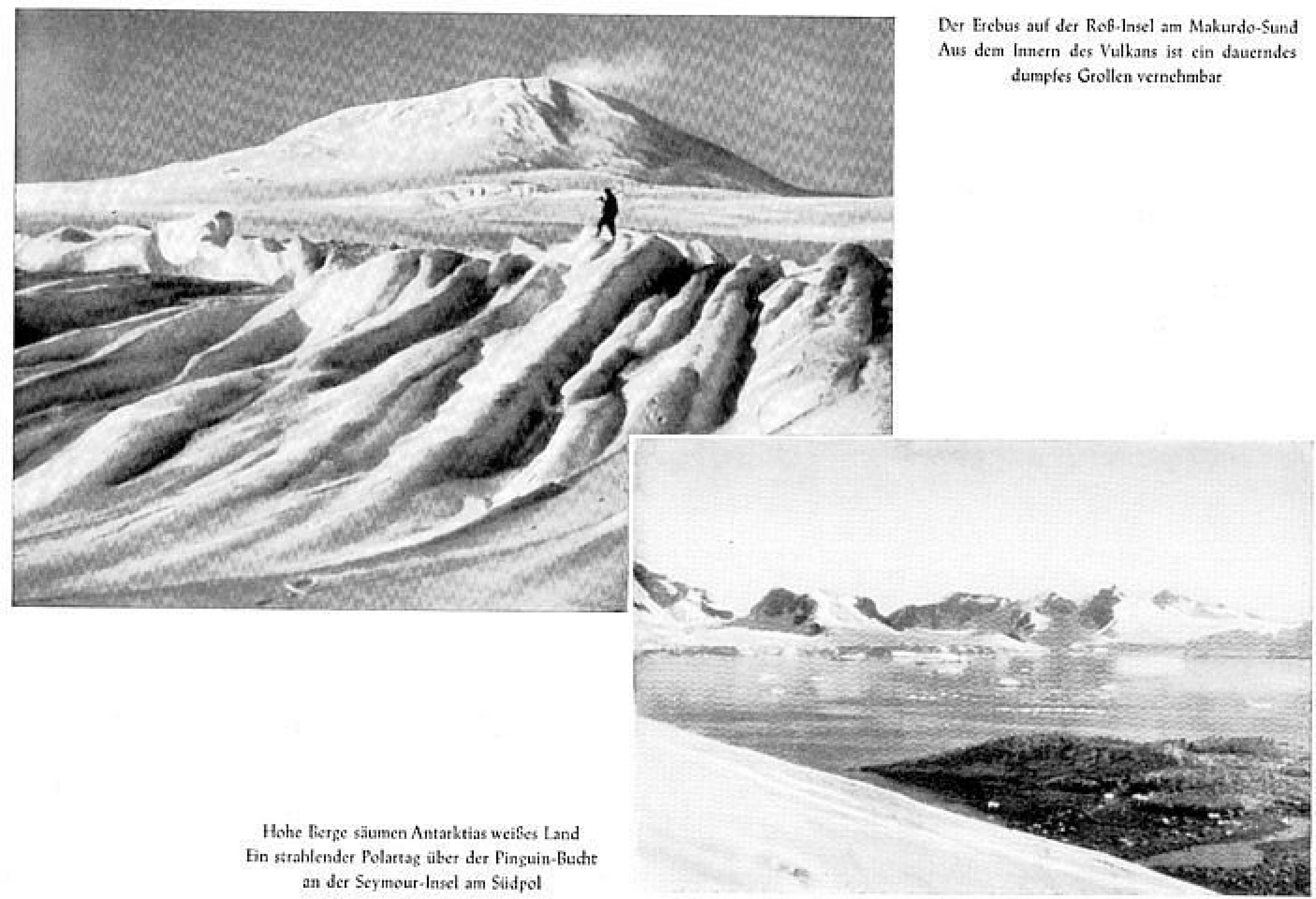
Mit dem Ernst dieser seltenen Stunde im Antlitz steigen sie ab. Nebel nimmt sie wieder auf. Petigax führt „blind" und findet seinen Pfad bis zum Zelte. Hier liegen sie, schneeblind geworden, schmerzgepeinigt einige Zeit, um sich dann den übrigen Gipfeln zuzuwenden. Der kleine Herzog rennt sie alle um...



Der Wettlauf zum Südpol



Wenn Du – lieber Leser – mit einem Zirkel oder einem Streifen Papier die Entfernung zwischen Pol und Framheim mißt und diese auf die Strecke Pol–Erebus überträgst, so siehst Du, wieviel näher dem Pol Amundsens „Framheim" lag. Hin und zurück ergab sich eine Wegverkürzung von rd. 250 km. (Siehe Text Seite 117 und S. 121.)



Der Erebus auf der Roß-Insel am Makurdo-Sund
Aus dem Innern des Vulkans ist ein dauerndes dumpfes Grollen vernehmbar

Hohe Berge säumen Antarktias weißes Land
Ein strahlender Polartag über der Pinguin-Bucht an der Seymour-Insel am Südpol





Antarktia

James Roß hatte den Mut besessen, seine kleinen Schiffe „Erebus" und „Terror" im Jahre 1841 auf dem 175. Längsgrad zum Sturm auf das Packeis zu kommandieren. Das hatte bis dahin noch kein Kapitän gewagt. Roß vertraute der festen Bauart seiner ehemaligen Bombenwerfer aus der Königlichen Kriegsmarine und fuhr, nachdem er alle Leinwand hatte setzen lassen, mitten hinein in die übereinandergetürmten Eisblöcke des Packeissaumes. Der Anprall war heftig, der „Erebus" vornn zeigte starke Schlagseite. Knirschend und krachend bäumte sich das Eis empor — eine Zeitlang schien es, als drückte es das kleine Schiff unter Wasser —, aber dann war es geschafft. Der „Erebus" mit dem „Terror" in der Kiellinie segelte im Packeis langsam nach Süden, jede Fahrtrinne, jede offene Stelle geschickt ausnützend.

Nicht lange nach diesem denkwürdigen und männlichen Entschluß ertönte die Stimme des wachhabenden Offiziers über Deck: „Land in deutlicher Sicht!" Vor der jubelnden Besatzung und den in höchster Spannung stehenden Offizieren hob sich eine lange Kette gewaltiger Berggipfel über den Horizont, beim Näherkommen als eisgepanzerte Riesen inmitten mächtiger Gletscher erkennbar. Vom dunklen Fels war nur hin und wieder etwas zu sehen, ungeheure Schnee- und Eismassen verhüllten die Formen der Berge. Kilometerlange Gletscherzungen stießen weit ins Meer vor oder bildeten hohe und senkrechte Eisklippen, aus denen fortgesetzt gewaltige Stücke herausbrachen und im tosenden Schaum des dunkelgrünen Wassers ihr vergängliches Leben als Eisberge begannen. Das neuentdeckte Land schien vulkanischen Ursprungs zu sein, wie die Grundproben des Tiefenlots ergaben.

Ungeheuer war die Brandung. Soweit das Auge reichte, bot sich keine Landegelegenheit. Senkrecht ins Meer fallend, aus tiefsten Tiefen getürmt ein strandloser Wall — das waren die Küsten, die sie nach Süden absegelten, um eine Lücke zu entdecken. Bergkette um Bergkette tauchte aus der Ferne hervor, immer größere Höhen erreichend. Die Forscher schätzten diese Gipfel auf 3000—4000 m und nannten sie Admiralitätsberge, das Festland Viktorialand.

Der sechste Erdteil war entdeckt ...

Auf dieser Reise wurde ein wagehalsiger Kapitän für seinen Mut reich belohnt: die verborgene Welt der südlichen Breitengrade erschloß sich ihm in aller Pracht. Immer weiter nach Süden drängte seine Ungeduld. Stürme hielten ihn auf oder zwangen ihn, auf das offene Roßmeer zu flüchten. Treibeis schloß seine Nußschalen ein, Kälte drohte ihm mit Einfrieren — Roß vertraute seinem Stern.

Mitten in der flimmernden Weite des Polarsommers fand er einen feuerspeienden Berg von 4000 m Höhe. Was die Seefahrer lange für eine große Schneewolke gehalten hatten, erwies sich beim Ansegeln als glutdurchzuckte Rauchfahne über einem mächtigen Kegel, dessen Schneeflanken von Lavaflüssen durchzogen waren.

Um 4 Uhr nachmittags eines spannungsgeladenen Tages erlebten die Besatzungen einen großartigen Ausbruch. Von rasender Gewalt emporgetrieben steilten sich die schwefelgelben Rauchmassen bis zu 600 m hinauf. Die große Kälte der Höhe kondensierte den Dampf zu rieselndem Schnee, der — gelblich gefärbt — ins Meer wehte. Zuckender Glutschein überstrahlte die ausbrechenden Dämpfe und kontrastierte unheimlich mit dem Glanz des zartleuchtenden Polartages. Sie sahen dies alles mit dankerfülltem Herzen. Hartes Mühen und mutiges Hoffen fanden höchsten Lohn: die Entdeckerfreude. Sie waren die ersten Menschen, die diesen Vulkan sahen.

Roß nannte ihn „Erebus" – Unterwelt – nach dem Namen seines schlichten Schiffes. Und den kleineren, dunklen Gesellen nebenan, nur 3000 m hoch, „Terror". Er nahm damals an, daß beide Vulkane auf der Basis einer Insel stünden – einer Insel, die später seinen Namen tragen und die in der Geschichte der Polentdeckung eine so große Rolle spielen sollte.

Weitersegelnd gelangten sie beim 78. Breitengrad an eine ausgedehnte Eismauer. Das war die dritte Überraschung. Gleichsam auf dem Meer liegend, erstreckte sich die etwa 50–80 m hohe und smaragdgrün leuchtende Mauer quer über das Meer, von der Roßinsel sanft nach Südosten laufend. Roß fuhr sie ab, soweit ihn Nebel, Sturm und Packeis segeln ließen. Er gelangte bis zu einer Einbuchtung, in der er zum ersten Male auf die Eisplatte blicken konnte, da sie hier niedriger lag als seine Masttonne. Was er sah, bestätigte ihm seine Vermutung: eine weite glatte Fläche zog sich langsam ansteigend unbegrenzt nach Süden. Roß hatte einen Seegletscher von noch nicht beobachtetem Ausmaß gefunden.

Vor der 500 km langen Barriere tummelten sich Finnwale in den Fluten, hin und wieder von den grimmigen Schwertwalen gejagt. Auf dem treibenden Pfannkucheneis vor der Mauer lagen Tausende Robben im Schlaf, trieben ganze Kolonien Kaiserpinguine vorüber. Sturmvögel und Raubmöwen durchschnitten mit sausenden Schwingen die klare Luft, und hoch über ihren Schiffen kreiste der Albatros, der südlichen Polarwelt herrlichstes Tier. Krustentiere, Medusen, Polypen und Schwämme, aus dem niedrigen Wasser heraufgeholt, bildeten mit zahlreichen Fischarten zusammen die Ausbeute ihrer Forschungsarbeit. Es war Leben an der Grenze des ewigen Eises, aber Leben in Verbindung mit dem Wasser. Die Landtiere fehlten.

Nach der kühnen Erkundung durch James Roß folgten die Deutschen v. Drygalski (1901) und Filchner (1911), die Engländer Scott (1901 und 1911) und Shackleton (1908), der Australier Mawson (1911) und der Norweger Amundsen (1911). Der Amerikaner Byrd (1929) rundete mit seinen Polflügen das nunmehr gewonnene Bild des Südpols und seines Erdteiles ab. Die von Roß erstmalig gesichteten Bergketten ziehen sich vom Kap North auf dem 165. Längsgrad in leicht gebogener Linie bis zum Südpol hin. Sie erreichen Höhen von 4700 m und können sich mit den Alpen messen, diese in der Längsausdehnung um ein Mehrfaches übertreffend. 2300 km mißt das bisher erforschte Gebirgssystem. Der Reigen der markanten Eisriesen wird im Norden durch den von Roß an jenem denkwürdigen Tage zuerst gesichteten und von ihm getauften Mount Sabine eröffnet. Es folgen der Nansen und der Bellinghausen, etwas weiter südlich auf der Roßinsel Erebus und Terror, und schließlich die große Zahl der Riesen an der Flanke der Eisbarriere: Mt. Markham, Mt. Longstaff, Mt. Miller, Mt. Fox, Kilpatrick, Westminster, Alice Gade, Stubberud, Rönne und wie sie alle heißen, überragt vom Th.-von-Nilsen-Berg mit 4700 m. Unzählige Gletscher wälzen sich zwischen diesen gigantischen Gipfeln ins Meer oder auf die Eisplatte des Seegletschers. Die zwei Riesenströme tief im Süden, über die der Weg zum Pol genommen werden muß, überwinden einen Höhenunterschied von über 3000 m und sind jeder rund 275 km lang. Sie dürften die längsten bisher bekannten Berggletscher der Erde sein. Der Seegletscher aber, der sich vom Fuße der Olafberge bis zu seinem Rand am Roßmeer erstreckt, mißt 800 km in der Länge und 700 km in der Breite. Über seine weite Fläche zogen die Polfahrer südwärts – dem Unbekannten entgegen.

Noch sind nicht alle geographischen Probleme des sechsten Erdteiles als gelöst anzusehen. Seit James Cook 1772–1775 das ganze südliche Polarbecken umsegelte, ist die phantastische Vorstellung zweier Jahrtausende, der antarktische Kontinent breite sich wie ein Polyp über die ganze südliche Halbkugel der Erde aus, buchstäblich zu Wasser geworden. Cook fand ein packeisbedecktes Meer, in dem riesige Eisberge spazieren fuhren und das sich an den felsigen Klippen einsamer Inseln brach. Wenn auch die Vorstellung eines sechsten Erdteiles nie ganz verschwand, so war sie nach Cooks großer Fahrt mehr als fraglich geworden. Die weitere Entwicklung der Forschung erbrachte jedoch die Gewißheit, daß zumindest größere Inseln innerhalb des südlichen Polarkreises liegen mußten, und Roß entdeckte ein gigantisches Bergland und das Wunder des unheimlichen Seegletschers.

Sind die zahlreichen Landsichtungen rund um und auf der Linie des Polarkreises im Zusammenhang zu sehen? Ist der Pol Mittelpunkt eines Kontinentes oder liegt unter dem Schelfeis ein Archipel großer Inselmassen verborgen? Sind es zwei große Inseln, getrennt durch einen Sund, der sich vom Wedell- zum Roßmeer zieht? Ragen auch in den noch unerforschten Gebieten große Berge in die eisige Atmosphäre? Wo endet die Königin-Maud-Bergkette, die sich in der unmittelbaren Nähe des Poles hinzieht? Der künftigen Forschung bleibt auch nach der Entschleierung des Poles viel zu tun übrig.

Der lange Gletscher

Ernest Shackleton hat in den letzten Stunden dieses langen Marschtages nichts gesprochen. Auch seine drei Gefährten gehen stumm einher, gleich ihm in den überwältigenden Anblick versunken, den diese unvermuteten Hochberge vor ihnen bieten. Mächtige Mauern aus Granit wachsen jäh aus der Eisebene, über die sie seit 22 Tagen marschieren. Graue Riesen heben ihre eisbedeckten Häupter in die tiefziehenden Wolken, ihre gewaltigen Schneeflanken zu hohen Schneetälern neigend, die in den Wänden hoch oben enden. Diese furchtbare Mauer, unausweichlich von Osten nach Westen ziehend, stellt sich, eine jähe und tiefgreifende Überraschung, den Polfahrern entgegen, finsterdrohend und unüberwindlich. Shackleton ist stumm und ergriffen. Sollte ihr Zug zum Pol hier enden, hier, unweit der Umkehrstelle Scotts im Jahre 1902, 800 km von ihm entfernt? Wie aber sollte er den Wall überwinden, mit Schlitten und einem Pony, für solche Tour nicht gerüstet? Was liegt hinter diesem Bergriesen, eine Hochebene, eine neue Eisebene, tief ins Unbekannte gebettet? Oder andere Bergketten, bis zum Pol gestaffelt?

Finster und abweisend droht die Bergkette herüber – finster blicken die Polfahrer ihr entgegen – wird es ein Kampf auf Leben und Tod?

Nachher – im schützenden Zelt, eingehüllt in den warmen Schlafsack – glättet sich das Ereignis, es ebbt ab und macht wieder der Hoffnung Platz. Es muß sich ein Durchlaß finden lassen! Sie werden den Kampf nicht aufgeben ...

Sie finden den Durchlaß: eine breite Gletscherstraße, in gewaltigen Abstürzen herabziehend, aus dem unendlichen Grau des Himmels sich loslösend – den **Beardmore-Gletscher** – wie ihn Shackleton nach seinem Freunde und Geldgeber nennt. Der Weg zum Pol ist gewiesen. Noch ahnen sie nicht, wie er beschaffen ist.

Am 4. Dezember beginnt der Anstieg. Gleich zu Anfang gibt es große Schwierigkeiten. Gefährliche Spalten drängen die vier unter die verwitterten Felsen der Vorberge. An ihnen entlang tasten sie sich über trügerische Schneebrücken aufwärts, bald von stürzenden Felsblöcken wieder in die Mitte des Gletschers gejagt, wo ihnen die Spalten weiterhin schwer zu schaffen machen. Drei ziehen einen der schweren Schlitten aufwärts, während sich das Pony, von **Wild** geführt, mit dem zweiten abmüht. So arbeiten sie sich verbissen und mit wilder Entschlossenheit durch das Spaltenlabyrinth, sorgfältig darauf bedacht, mit dem Pony durchzukommen, das ihnen später Nahrung sein muß. Shackleton leidet sehr unter Schneeblindheit. Das Wetter ist ihnen gnädig, die Sonne scheint hin und wieder, und sie können in Hemdsärmeln gehen. Schweißüberströmt, keuchend, oft bis zum Bauch im Schnee versinkend, spuren sie schweigend aufwärts, auf diesem langen Gletscher, den niegeschaute Berge säumen.

Drei Tage nachher greift das unerbittliche Forscherschicksal nach ihnen. Das Pony versinkt in einer Gletscherspalte. Wie durch ein Wunder kann Wild gerettet und der Schlitten gehalten werden. Aber das Pony, das wertvolle Tier, ist von der bodenlosen Finsternis der Spalte verschlungen worden. Wie sehr ihre schreckgeweiteten Augen auch suchen, wie sehr sie rufen und locken – das Tier ist dahin und mit ihm – die Aussicht auf Erreichung des Pols.

Shackleton weiß, daß der Traum ausgeträumt ist ...

Shackleton steigt trotzdem weiter an und mit ihm **Adams**, **Marshall** und **Wild**. Sie sind jetzt 700 m hoch. Ihr Weg ist heroisch, denn sie gehen ins Ungewisse mit dem Bewußtsein des fraglich gewordenen Erfolges. Sie zerren und reißen ihre schweren Schlittenlasten aufwärts, mit furchtbar schmerzenden Gliedern, mit Verletzungen und blutigen Stellen an Armen, Händen und Beinen. Ihr Schlaf ist bleiern und leer, ihr Herz schwer. Sie treibt das, was Tausende vor ihnen ins Ungewisse getrieben hat, erst das Abenteuer, das lockende, und dann mittendrin im schweren Erleben der Wille zum Ziel. Solange Atem in ihnen ist, wollen sie kämpfen.

So bringen sie eine Gletscherstufe nach der anderen hinter sich. Am 14. Dezember stehen sie in 1700 m Höhe. Noch immer ist das Ende des Gletschers nicht abzusehen, hinter jeder Welle, die die letzte zu sein scheint, erhebt sich eine neue. Die Luft wird dünner, die Kälte fühlbarer. Manchmal sind es nur 4 km täglich, die sie sich aufwärts mühen, unendlich langsam, unendlich qualvoll. Irgendwann muß auch dies ein Ende haben!

Sie ziehen, ziehen, ziehen. Betäubt, müde, abgezehrt. Hunger quält sie, die Rationen werden kleiner und kleiner. Shackleton rechnet verzweifelt: noch 400 km zum Pol! Wenn es nun doch noch reichen würde? Am 21. Dezember gehen sie, 2500 m hoch, noch immer auf dem trügerischen Gletschereis. Das Weihnachtsfest wird mit einem ausnahmsweise reichlichen Essen bei 34° Kälte gefeiert, ein ansehnlicher Südsturm orgelt das Weihnachtslied dazu.

Dann aber gibt der Gletscher nach. Am 29. Dezember zeigt der Höhenmesser 3129 m an. Die Berge sind zurückgetreten, der Gletscher hat sich zum Plateau erweitert. Vor ihnen liegt, leicht ansteigend, eine unabsehbare Ebene. Auf

dieser fährt heulend und stiebend der Sturm einher, ihre Gesichter zeichnend, ihre Hände lähmend. Frostbeulen und schwärende Wunden machen sie unkenntlich.

Sie schreiten hinein in das Nichts, mit langen Schritten. Kopfschmerzen, Schwindelanfälle und beißender Hunger sind ihre treuen Begleiter. Ihre Körpertemperatur ist unternormal. Immer wieder springt sie der rasende Südsturm an, zwingt sie wieder und wieder zur Zeltruhe, die sie so dringend brauchen. Der Proviant nimmt ab ...

Die öde, schmutzig weiße Fläche des König-Eduard-Plateaus, wie es Shackleton tauft, senkt sich unmerklich nach Süden hin – noch 180 km bis zum Pol! 180 km – fünf Tage! Nach einem Marsch über 1300 km – und welch einem Marsch!

Die 180 km, die sich harmlos vor ihnen dehnen, leicht im Vergleich zu dem, was hinter ihnen liegt, sind ihnen verwehrt.

Shackleton weiß es! Seine Augen bohren sich in das weißgraue Nichts, als könnte er den Pol sehen. Dann sagt er, an jedem Wort würgend: „Der Pol wäre wohl noch zu erreichen – aber keiner von uns käme in die Heimat zurück." Er hat sich in dieser Stunde überwunden. Ruhig entnimmt er seinem Rucksack die Fahne, die ihm die Königin von England mitgab, und pflanzt sie auf das Schneemal, das sie nun errichten. Mit kalten Fingern werden einige Daten aufs Papier gekritzelt und in einer Blechkapsel geborgen. Dreifach hallt das englische Hurra über die Einöde – ein letzter Blick in die Runde – die vier abgetriebenen, hohlwangigen Männer wenden ihre Schritte nordwärts. Der Wettlauf mit dem Hungertode beginnt.

Die Erschöpften wanken den Gletscher hinab. Sie fallen, rutschen und fahren ihn hinunter; tödlich ermattet, schleppen sie sich, gegen alles Äußere abgestumpft, an den Abgründen und Spalten dahin, als seien hier keine schweren Gefahren vorhanden. Ihr Weg von der Polnähe bis zum Gletscherfuß ist ein Hasten von Depot zu Depot. Verfehlen sie nur eines, ist es ihr Tod. Shackleton leidet an offenen Füßen, und auch die drei Kameraden sind krank. Trotz großer Schmerzen halten sie sich mit der Selbstbeherrschung eiserner Naturen aufrecht. Sie kämpfen die Verzweiflung nieder – sie wollen bis zum letzten so leben, daß ihre Namen vor der Welt bestehen können, komme was mag.

Das letzte Stück des Gletschers, kurz vor dem großen Depot auf der Eisebene, wird ihnen zur Hölle. Das Seil, das sie jetzt zu jeder Stunde verbindet, rettet sie manchmal vor dem sicheren Tode bei ihrer Kletterei über verdeckte Spalten, trügerische Eisbrücken und Fauleis, in das sie bis zum Hals einbrechen. Adams und Wild sind am Ende ihrer Kraft und sinken in den Sielen ihrer Schlitten zusammen. Shackleton bringt sie nicht weiter. Da arbeitet sich Marshall allein unter den brüchigen Granitköpfen hindurch hinunter zum Depot – allein über das schlimmste Stück des langen Gletschers. Er schafft auch den Rückweg und rettet seine Kameraden vor dem Tode. Sie essen, essen und sinken in den Schlaf, aus dem sie einige Stunden später von Shackleton gerissen werden. Er treibt sie das letzte Stück hinunter zum rettenden Depot, weil er sich und die ihm Anvertrauten nur dort sicher weiß.

Und weiter geht es! Die Todesangst treibt die vier Männer über die Eisebene, zur Roßbarriere. Wieder ringt man um die Hundertzahlen der Kilometer, auf die die knappen Rationen verteilt sind, gefährdet durch tobende Schneestürme. Wieder wird gehungert und gelitten, gefroren und gedurstet. Wieder und wieder droht sie der Mut zu verlassen, wenn ein Blizzard sie zu Boden schlägt oder die Kälte unvorstellbare Tiefpunkte erreicht.

Aber einmal ist das Meer da, das Meer, auf dem sich ein festes, kleines Schiff befindet, die „Nimrod", ihre Heimat. Und einmal sind alle auf seinen Planken, gerettet und von den Kameraden umringt. Auf den Planken, die England sind. Shackleton, der das zweite Mal zum Südpol vorgestoßen ist (das erste Mal mit Scott), hat bei diesem Versuch das Rätsel des Südpols gelöst: der Pol liegt auf einem Hochplateau, ungefähr 3000 m über dem Meere, und nur erreichbar über ein Gebirge von Montblanc-Höhe. Er hat als erster den wahrscheinlich größten Gletscher der Erde in der Längsausdehnung überschritten und damit den Charakter der Südpolfahrt erkannt: Sie ist die großartigste und längste Bergbesteigung dieser Erde. Daß Shackleton den Südpol nicht erreicht hat, ihm nur auf „Rufweite" nahegekommen ist, ist bei der erfolgten Lösung des antarktischen Hauptproblems nicht so wichtig. Er legte mit seinen Kameraden zu Fuß über eine durchweg schreckenerregende Strecke, vor schwere Schlitten gespannt, 2600 km zurück. Eine wahrhaft heldische Leistung.

Frank Wild schreibt später:

„Shackleton schiebt mir heute ein Biskuit in die Tasche, ohne daß die beiden anderen es merken: ‚Aber, Boß, was soll das?' – ‚Sie haben es nötiger als ich!' Shackleton hat mir heimlich sein einziges Frühstücksbiskuit aufgezwungen.

er hätte mir heute nacht noch eines gegeben, wenn ich es zugelassen hätte. Ich glaube nicht, daß irgendwer in der Welt ganz verstehen kann, wieviel Edelmut und welche Zuneigung er mir dadurch bewies. Ich weiß es, und bei Gott, ich werde es nicht vergessen."

Viele Jahre später, im Jahre 1922, stirbt Shackleton, der große Shackleton. Er weihte sein Leben der Erforschung der Antarktis. Sie war ihm Lebenserfüllung und Schicksal geworden. Die unendlichen Einöden, über die der tobende Südsturm orgelte, hatten in jungen Jahren seine Seele erfaßt und nicht wieder losgelassen.

Shackleton stirbt auf einer Fahrt in die Antarktis. Auf dem winzigen Friedhof in Grytviken auf Südgeorgien wird er beerdigt. Walfänger, harte Männer, geben ihm das letzte Geleit.

Glück und Tod am Südpol

Roald Amundsens hohe Gestalt hebt sich an diesem schönen und eisklaren Nachmittag von der Schneewehe, vor der er gegen den Wind geschützt steht, klar ab. Die Gefährten lassen den Blick nicht von ihm. Wird ihr „Boß" nun endlich die ersehnten Worte sprechen?

Amundsen beschattet die hellen Augen. Sein Blick sucht über die gewaltige Ferne hinweg in der überhellen Weite die vorausgedachte Spur zum Pol. Sein gründlicher Sinn überprüft immer wieder die Rechnung auf mögliche Fehlerquellen hin; wieder und wieder versucht er, sich den Ablauf seines Vorhabens vorzustellen, um noch nicht Gedachtes heraufzuholen und zu wägen, ob es von Nutzen sei. Jedoch – es ist alles schon erwogen: was fehlt, ist einzig die Gewißheit der Startstunde. So sinnt der harte Norweger mit dem spitzbärtigen, schmalen Gesicht, auf seine Skistöcke gestützt, in dieser Stunde dem Pol entgegen, mit dem leichten Beben der Ungeduld, das auch der Beherrschte angesichts der großen Aufgabe und des nahen Aufbruches empfindet.

Kühn und dennoch von großer Klarheit sind alle seine Dispositionen bisher gewesen. Es war richtig, in der Walfischbucht der Roßbarriere zu landen, um damit dem Pol um mehr als 100 km näher zu sein, als es auf der Roßinsel oder im McMurdo-Sund der Fall gewesen wäre. Dort lag, das wußte er nun, Robert Scott mit seiner großen Mannschaft, seinen 17 Ponys und seinen Motorschlitten. Dort brannte ein mutiges Herz wie hier darauf, den Wettlauf zum Pol zu beginnen. England oder Norwegen? Die Welt hält den Atem an ...

Auf einem Lager aus Alteis, das wahrscheinlich auf einem Landsockel ruht und an dem die Eismassen des ungeheuren Gletschers, denn ein solcher ist die Eisebene, vorbeischieben, steht „Framheim", das feste Haus. Von ihm gehen die „unterirdischen" Gänge in die Kammern, einfach in das Eis oder die Schneewehen geschachtet. Hier befinden sich die Vorräte an Fleisch, Öl, Holz und Kohlen, die wissenschaftlichen Laboratorien, die Schmiede, die Schreinerwerkstatt und die Ställe der Hunde. Weiterhin eine Nähstube, eine Kleiderkammer, ein Montageraum, in dem die Schlitten kunstgerecht gepackt werden, ein WC und ein amerikanisches Dampfbad, von zwei Petroleumkochern geheizt. In diesen ausgedehnten und getrennten Räumlichkeiten stört man sich nicht gegenseitig, der Polarwinter ist um vieles erträglicher gemacht. So läuft ihre Tagesarbeit ab, streng eingeteilt und sinnvoll gestaltet. Was sich an neuen Erfahrungen ergibt, hier im polaren Lebensumkreis, wird sach- und fachgerecht ausgewertet. So stehen die Schlitten seit langem polfertig, oft und oft zur Übung ab- und wieder aufgeladen, kunstgerecht festgezurrt, Handgriff um Handgriff geübt.

Die Hunde, jetzt schon 116 prächtige Grönländer, so gut haben sie sich vermehrt, sind Amundsens Hauptposten im Kampf um den Pol. Von Ponys und Motorschlitten hält er nichts. Die Hunde haben sich immer bewährt, sie sind leicht und beweglich, klug und abgehärtet, und können notfalls sich selbst überlassen werden. Sie helfen sich dann selbst, diese harten Geschöpfe einer mitleidlosen Natur. Auf den unzähligen Fahrten zwischen Eisbarriere und Framheim haben diese Halbwölfe bewiesen, was ihr Wert war: je 6 Hunde zogen ihren 400-kg-Schlitten sicher und schnell, und auf den Depotfahrten leisteten sie 50, 70, ja 100 km am Tag. Die Norweger werden mit dieser ungebärdigen Meute fertig. Sie besteht aus verschlagenen kleinen Raubtieren, halbgezähmt und immer hungrig, und nur eine sehr energische Hand weiß ihr die erforderliche Leistung abzuringen. So gibt es denn zu Anfang unverschämte Prügel, wobei viele Peitschenstöcke draufgehen. Zuletzt hat man sich aber aneinander gewöhnt, die Hunde zeigen Arbeitseifer und Ausdauer. Amundsen hat seine stille Freude an der kläffenden, unruhigen Meute. Wenn er an Scott und die Ponys denkt, weiß er sich sicher.

Auf dem langen Wege zum 82. Breitengrad sind Depots mit allem Nötigen

errichtet. 3000 kg Proviant für Menschen und Hunde liegen dort wohlverwahrt. Alle 500 m steht ein Wegweiser, eine Stange oder ein schwarzer Kistendeckel, manchmal auch eine lange Zeile getrockneter Stockfische. Die Vorratslager sind 4 m hoch aufgetürmt und weithin erkennbar. So ist auch der Weg auf ein langes Stück vorgezeichnet. Was dann kommt — wird für Norwegen erstritten werden müssen ...

Amundsen kehrt sich um. Er muß über die drängende Ungeduld der ausgewählten Begleiter lächeln. Geht es ihm jetzt nicht auch so?

Am 8. September 1911 verlassen 6 Schlitten mit je 12 Hunden das feste Haus, Richtung Südpol. Am 17. sind alle wieder in Framheim. Amundsen befahl den Rückzug. Der Aufbruch war zu früh gestartet, er bleibt in der eisigen Kälte stecken. Der Marsch von einigen Tagen aber hat Amundsen zur rechten Zeit noch gezeigt, daß seine Mannschaft zu groß ist. Er reduziert sie nun auf vier Mann und vier Schlitten. Leutnant Prestrud erhält den Auftrag, mit Stubberud und Johansen König-Eduard-Land zu besuchen.

Amundsen wartet länger als einen Monat. Gibt es einen besseren Beweis für die eisernen Nerven dieses Mannes, der seinen gefährlichsten Gegner startbereit weiß? Der verfrühte Aufbruch ist ihm zur Lehre geworden: das Mißlingen würde in der eigenen Unzulänglichkeit zu suchen sein.

Am 20. Oktober knirschen die Kufen der Schlitten im Schnee, keuchen die Hunde, mit langen Rauchfahnen vorm Maul, gleitet Amundsen mit langen Schritten auf seinen Skiern als Letzter — hinunter zum Pol. Der lange Weg, der schwere Weg ist angepackt.

Amundsen weiß, daß nach Shackletons großer Leistung, die von der Welt mit Bewunderung aufgenommen worden war und die als der bis dahin größte Triumph menschlichen Willens gefeiert wurde, nur noch Größeres von ihm und seinen Männern erwartet werden muß. Er, der Bezwinger der Nordwestpassage von Grönland bis zum Beringmeer, hat alles eingesetzt: seinen Namen und Norwegens Ehre.

Das „Schweineloch", ein Gewirr von Spalten, Rissen, Löchern, Eisbarrieren und Schneewehen, wird am zweiten Tag passiert. Es gibt Unglück, noch gerade pariert, Aufenthalt und Ungemach. Beinahe auch großen Verlust. Und zuletzt Schneegestöber.

Doch dann geht es glatt weiter — jeden Tag 40 km bis zum ersten Depot, dann 28 km mit schwererem Schlitten. Bei jedem großen Vorratslager wird zwei Tage Rast gemacht, damit die Hunde ausruhen können — am 4. November ist der 82. Breitengrad erreicht. Die Männer sind auf Schneeschuhen leicht gelaufen oder ließen sich ziehen — der Übermut der jungen Kameraden muß von Amundsen gelegentlich gedämpft werden.

Vom 82. Breitengrad an wird aller 5 km ein Schneemal errichtet — 2 m hoch und mit Standmarke versehen — 150 solcher Warten entstehen bis zum Pol — ein lückenloses Orientierungssystem. Das Tempo hat zugenommen, 37 km am Tag. Die Hunde sind prächtig eingelaufen, sie ziehen voll Eifer dem reichlichen Abendbrote entgegen. So geht alles glatt und schnurgerade auf dem Framheim-Meridian 164° 40′ westlicher Länge bis über den 85. Breitengrad hinaus, bei prächtigem Wetter und ausgezeichneter Körperverfassung der fünf Polleute.

Dann sind sie plötzlich da, die majestätischen Gipfel. Die Kette wächst steil aus dem Gletscher heraus, baut sich vor ihnen auf und dämpft ihre übermütige Polfahrerfreude. Solche Berge? Grau und finster hineingestellt in tiefe weiße Urweltlandschaft, nie geschaut bis zu dieser Stunde. Amundsen nennt sie Kronprinz-Olaf-Gipfel und den großen Gletscher, der sich links davon, genau auf ihrem Meridian, herabzieht, Axel-Heiberg-Gletscher.

Am 18. November beginnen sie mit dem Aufstieg über diesen Gletscher. Er erweist sich bald als gefährlich und schwierig, wie seine Vettern in aller Welt. Gewaltige Spalten und Schründe müssen umgangen oder auf Schneebrücken forciert werden. Shackleton hat mit seiner Schilderung nicht übertrieben: die Bewältigung dieser Polargletscher wird zu einer ausgesprochenen Quälerei. Der Gletscher führt in eine wilde Bergwelt hinauf, in die Königin-Maud-Kette, die sich von Südosten heraufzieht und in den Kronprinz-Olaf-Gipfeln fortsetzt, bis hinüber zum Beardmore-Gletscher Shackletons. Jede, auch die kleinste Strecke, muß sorgfältig erkundet werden, ehe sie begangen wird. Die Hunde leisten ganze Arbeit. Die 42 Halbwilden ziehen, als gälte es ihr Leben — und es gilt ihr Leben —, was sie nicht wissen können. Oben, auf dem Plateau, müssen 24 sterben, weil bis zum Pol 18 Hunde genügen ...

Ganz oben schiebt sich ein neuer, ein schrecklicher Gletscher ein, den sie Teufelsgletscher nennen. Er ist das beste Stück seiner Art, aus Spalten bestehend, in Spalten abfallend. Seine Überwindung kostet Zeit und Kraft. Aber auch das wird lachend geschafft. Es ist, als ob Amundsen für die großen Mühen und Entbehrungen seiner langen Forscherjahre jetzt in die Scheuer ein-

heimsen darf. Es geht das Schwerste so vonstatten, wie er es sich in seinen kühnsten Träumen nicht auszudenken gewagt hatte. Dieses Glück verläßt ihn nicht bis zum Pol.

So stürmt er, die Hochfläche kaum gewonnen, los. Schon am 18. Dezember steht er mit seinen Kameraden Bjaaland, Hassel, Hanssen und Wisting am Pol. Die vom Frost übel zugerichteten Hände hissen Norwegens Flagge, dann jubeln die Jungen los und umringen ihren alten Amundsen, diesen Teufelskerl, diesen dreimal gesiebten Polarfuchs. Abends im Zelt wird die Heldentat gefeiert, ganz feierlich und norwegisch, derweilen draußen die letzten Hunde ihr Polarlied heulen.

Der Südpol ist gefallen.

Um die gleiche Stunde steht Scott mit seinen Männern im oberen Teil des Beardmore-Gletschers, unweit der letzten Stufe. Noch sind es zwölf Mann, ohne die Ponys, von denen Amundsen nichts hielt und auf die Scott so große Hoffnungen gesetzt hat. Im „Schlachthauslager", wie Scott es nannte, wurden sie erschossen und ihr Fleisch rationiert oder im Depot für den Rückmarsch eingefroren. Den schrecklichen Weg hier herauf mußten sie, wie vordem die Shackletonleute, ihre schweren Lasten selbst ziehen. Vor die Schlitten gespannt, verbrauchten sie ihre Kraft, ihren Mut und ihre Zuversicht. – Am Plateau angelangt, sind vier Mann am Zusammenbrechen und andere so stark geschwächt, schneeblind oder fußkrank, daß sich Scott entschließen mußte, seine Mannschaft zu verringern. Scott schickt vier der geschwächtesten Männer zurück. Am

4. Januar wiederholt sich das gleiche: Leutnant Evans II, Crean und Lashly müssen umkehren. Der Abschied wird den Männern schwer — — und doch, es ist der Weg ins Leben zurück.

Scott geht mit Bowers, Deckoffizier Evans I, Oates und Wilson weiter. Vor ihnen liegt das Hochplateau, auf dem sich Roald Amundsen mit seinen Männern zur gleichen Zeit auf dem Rückmarsch befindet.

Nach einer endlosen Kette von Mißgeschick trat Scott den letzten Teil seiner Polfahrt an. Schon am Anfang, als es galt, den Platz für das Winterquartier zu suchen, hatte er Pech. Er fand keine Landemöglichkeit am Ostabhang des Erebus, wie er sich das gewünscht hatte, sondern wiederum an der Westküste der Roßinsel, im McMurdo-Sund, viel zu weit nördlich. Dann hatte er viel Unglück mit den schönen und teuren Motorschlitten. Schon beim Ausladen brach einer durch das Eis und versank. Die anderen blieben auf der Barriere unrühmlich stehen – als altes Eisen. Auch die mandschurischen Ponys versagten, den Strapazen nicht gewachsen. Furchtbare Stürme, ungeheure Massen von Neuschnee und nicht zuletzt ein langes und unfreiwilliges Lager in rasenden Stürmen am Fuße des Beardmore-Gletschers hatten die moralische Kraft der Teilnehmer stark erschüttert.

Scott kommt aus den Pol-Orkanen auch hier oben nicht heraus. Der Sturm steht ihnen fast immer entgegen, ihre Gesichter in schwärende Wunden verwandelnd. Es ist eine Quälerei ohnegleichen. Trotzdem erreichen sie den Pol, am 18. Januar 1912 – vier Wochen nach den Norwegern. Der Eindruck auf die Männer ist furchtbar, es ist der niederschmetternde Schlag in der unheimlichen Kette der Mißerfolge und Widerwärtigkeiten. Schweigsam und im tiefsten getroffen, bereiten sie sich auf den Rückmarsch vor, in einer Nacht ohnmächtiger Trauer. Mühsam schleppen sich die Männer zurück, von einem Depot zum anderen. Scott, der sich von der Enttäuschung am Südpol nicht mehr erholt, ist nicht mehr der alte. Die Marschleistung sinkt rapid, Scott kann es nicht mehr hindern. Deckoffizier Evans stirbt am 17. Februar. Evans, der starke und immer fröhliche Naturbursche, findet sein Grab auf den Ausläufern des langen Gletschers. – Sie wanken weiter – apathisch, leidend, ohne Hoffnung. Der Nächste ist schon gezeichnet. Oates, der sich so gut gehalten hat, erfriert seine Füße. Von Lager zu Lager schleppt sich der Kranke – mit seinen letzten Kräften gegen die furchtbare Erkenntnis ankämpfend, daß er nicht mehr weiterkann. Als ihm letzte Gewißheit wird, verläßt er bei schwerem Schneesturm das Zelt – er taucht unter in das große Nichts, um den zurückbleibenden Kameraden eine letzte Lebenschance zu geben.

Das Opfer ist umsonst, die letzten drei sterben in ihren Schlafsäcken im Zelt, das ihre Gruft wird, nur 20 km vom Eintonnenlager entfernt, das alles für sie zum Leben birgt, was ihnen so bitter fehlt: Petroleum und Nahrung.

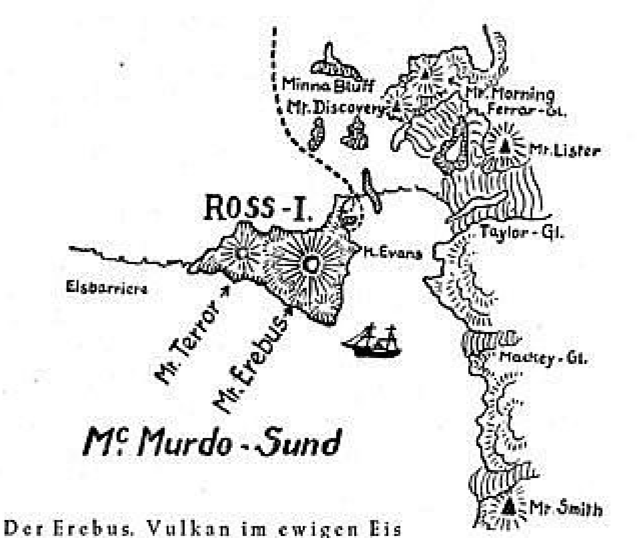
So werden sie gefunden – acht Monate später. Wilson und Bowers liegen in ihren Schlafsäcken, mit geschlossener Kapuze. Scott ruht im offenen Schlafsack, mit geöffnetem Rock, den Arm um seinen Freund Dr. Wilson gelegt, eine letzte Geste wahrhafter Brüderlichkeit. Bis zur Todesstunde hat er sein Tagebuch geführt und ergreifende Abschiedsbriefe an seine Frau, an Freunde und die Frauen der mit ihm sterbenden Gefährten geschrieben.

Sein Tagebuch, dieses erschütterndste Dokument der Forschungsgeschichte, führt uns getreulich durch die schweren und düsteren Tage dieses unglücklichen Marsches zum Südpol – wir lesen es mit Trauer und tiefer Anteilnahme. Seine letzten Worte:

„Freitag, 29. März. Seit dem 21. hat es unaufhörlich aus Südwest gestürmt. Jeden Tag waren wir bereit, nach unserem nur noch 20 km entfernten Depot zu marschieren, aber draußen vor der Zelttür ist die ganze Landschaft ein wirbelndes Schneegestöber. Wir können jetzt nicht mehr auf Besserung hoffen. Aber wir werden bis zum Ende aushalten; der Tod kann nicht mehr ferne sein. Es ist ein Jammer, aber ich glaube nicht, daß ich noch weiter schreiben kann.

R. Scott.

Um Gottes willen, sorgt für unsere Hinterbliebenen."



Der Erebus, Vulkan im ewigen Eis

Seit seiner abenteuerlichen Entdeckung durch James Roß ist der Vulkan der Anziehungspunkt mancher Expedition gewesen. An seinen Flanken entstanden Lager mit festen Holzhäusern, Hunde- und Ponyställen, die Ausgangspunkte der Polforschung, geborgen in der Runde des McMurdo-Sundes, jener geschützten Bucht zwischen Viktorialand, Eisbarriere und Roßinsel.

So lag auch im Jahre 1908 Shackleton mit seinem Standquartier wider Willen hier, nachdem ihn die Roßbarriere abgewiesen hatte, in deren Bucht auf 165° er nach Borchgrevinks Berichten einen idealen und polnäheren Startplatz zu finden hoffte. Er fand dort eine wesentlich vergrößerte Bucht vor, von Walfischen wimmelnd. Gewaltige Eismassen mußten seit Borchgrevinks Entdeckung hier abgebrochen sein — ein Grund, diese gefährliche Landungsstelle zu meiden. Shackleton hatte, ohne es ahnen zu können, mit seinem Entschluß, wiederum den auf seiner Reise mit Scott im Jahre 1902 entdeckten McMurdo-Sund zu wählen, das Falsche getroffen. Später, als er 180 km vor dem Pol stand und nach einem bravourösen Gewaltmarsch zum Polplateau hinauf umkehren mußte, wurde ihm bittere Gewißheit. Es fehlten nun die 110 km infolge der falschen Wahl des Standquartiers. Denn der Weg von der Walfischbucht bis zum Pol ist um diese entscheidende Strecke näher als der Weg von McMurdo-Sund aus.

Einstweilen weiß niemand davon. Der Rest des Sommers wird für die Vorbereitung auf den langen Polarwinter benützt. Über ihrem Tun steht der Erebus, wie eine Lokomotive stampfend und stoßweise qualmend. So mancher Blick mißt seine mächtigen Flanken ab, und eines Tages ist der Wunsch da, ihn zu erobern, seinen Krater zu sehen. Shackleton willigt ein. Prof. David, Mawson, Dr. Mackay, Adams, Dr. Marshall und Brocklehurst sind dafür ausersehen.

Am 5. März gehen sie den Berg mit einem 3½-m-Schlitten an. Der ist schwer und für eine Bergfahrt unbrauchbar. Zelt, Schlafsäcke und reichlich Proviant, dazu die schweren wissenschaftlichen Instrumente sind aber für ihr Vorhaben notwendig, und so bleibt nichts übrig, als die schwere Last über die Moränen und glatten Abhänge hinaufzuziehen. Als sie in 835 m Höhe ihr Zelt aufschlagen, sind sie völlig zerschlagen, der Aufstieg bis hierher hat einen guten Teil ihrer Kräfte verzehrt. Am nächsten Tage, schon erfahrener im Umgang mit dem sonderbaren Berg und gewitzigter in der Beförderung ihrer schweren Last, gelangen sie auf 1735 m. Sie kampieren auf vulkanischem Geröll, in dem Professor David frische Lava findet. Hier lassen sie endlich den Schlitten stehen und nehmen die unentbehrlichsten Dinge auf ihren Rücken. Jeder trägt gegen 18 kg. Am Abend stehen sie 2670 m hoch und schlagen ihr Lager bei 23° Kälte auf. Der nächtliche Schneesturm hält sie auch noch am nächsten Tage im Zelt fest. Brocklehurst stürzt beim Verlassen des Zeltes in eine Schlucht und Adams, der helfen will, ihm nach. Dr. Marshall kämpft inzwischen verzweifelt, um das erleichterte Zelt gegen den Sturm zu halten; er ist in ständiger Gefahr, den Kameraden mitsamt der Wohnung nachzufliegen. Es geht aber alles noch glimpflich ab. Die Männer sind am Anfang ihrer Tätigkeit in der Antarktis noch im Besitz ihrer vollen Körperkräfte und nehmen den Zwischenfall mit Humor auf.

Als am nächsten Morgen die Sonne scheint, gehen sie weiter. Die Polarwelt liegt in überirdischem Glanze unter ihnen. In zartesten Tönen stehen die fernen Bergketten des Viktorialandes am Horizont, von einem lichtgrünen

Himmel überspannt. Über der Runde des McMurdo-Sundes liegt die feierliche Ruhe eines Spätsommertages, der schon die Schwere der Polarnacht ahnen läßt. Bald sind sie auf der Wallung des alten Kraters. Mackay wird hier ohnmächtig, die dünne Luft setzt ihm zu. Brocklehurst leidet große Schmerzen, seine Füße sind nicht in Ordnung. Die Bergfahrt wird ernst.

Der alte Krater ist gänzlich schneefrei. Schwarzes Gestein mit bizarren Zinnen, Türmen, bienenstockähnlichen Mugeln und Blöcken, zieht sich bis zum Grunde hin, Zeugen der fumarolen Tätigkeit vor grauer Zeit. Jenseits steigt ein glatter Gletscher noch 600 m an, hinauf zum oberen Kraterrande, über dem die weiße Rauchfahne — von unten her rot angestrahlt — steht.

Als sich herausstellt, daß Brocklehursts Zehen erfroren sind, wird er warm verpackt im Zelt gelassen, während die anderen am 10. März im Eiltempo zur Kraterkante emporstreben. Um 10 Uhr stehen sie als erste Bezwinger auf dem Gipfel. Ihr Meßinstrument zeigt eine Höhe von 4077 m. Unter ihnen reicht der riesige Schatten des Vulkans hinüber über den Sund bis zu den Westbergen des Viktorialandes. Das Gletschereis ringsum ist schwefelgelb gefärbt, ein seltsamer Anblick in der weißglühenden Helle der Schneelandschaft. Vorläufig sehen sie vom Kraterschlunde nichts: der weiße Dampf, eilig vom Grunde heraufwallend, hüllt das gewaltige Rund ein. Zwischendurch schießen dunkelgraue Qualmsäulen zischend bis etwa 350 m Höhe empor und bilden einen eigenartigen Kontrast in dieser dampfenden Waschküche. Ein leises Dröhnen ist spürbar, der Berg murrt ...

Auf kurze Zeit fegt ein starker Windstoß den Krater leer. Gierig bohren sich die Blicke der Männer in den Grund. Deutlich sind drei Öffnungen wahrzunehmen, zu denen sich die Bimssteinwände kesselartig hinunterziehen, von Eis- und Schneeadern gezeichnet. Der Durchmesser des Kraters wird von ihnen mit 800 m, die Tiefe mit 275 m geschätzt. Schon füllt sich das gewaltige Rund mit Dampf. Da dröhnt es dumpf und furchtbar aus der Tiefe, wie Bomben fliegen mächtig geballte Dampfmassen empor, der Berg stampft wieder in rasendem Takt, urwelthaft — ungeheuerlich — —

Sie raffen an Steinen und Schwefelstücken zusammen, was sie in der Eile fassen können, verlassen den Kraterrand und sind stolz über das Erreichte und von Hochgefühlen erfüllt, als sie ihren kranken Kameraden erreichen. Dann fahren sie auf ihren Hosenböden ab, die Eisäxte als Bremse benutzend. Bei ihrem Schlitten übernachten sie. Das Barometer fällt plötzlich. Das ist für sie ein gefährliches Signal, der Abstieg wird zur Hetzjagd. Der Schlitten hemmt ihre Eile wie beim Aufstieg, er schlägt immer wieder um. So rutschen und fallen sie, brechen mit ihrer Last in überdeckte Runsen ein und müssen mehrfach mühsam abwärts klettern, von der Last ihres Schlittens bedrängt. Schließlich können sie nicht mehr auf den Beinen stehen. Sie müssen einige Stunden schlafen.

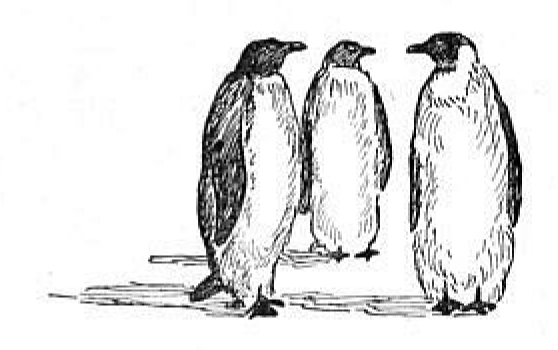
Als sie wieder aus dem Zelt kriechen, kann kein Zweifel mehr bestehen, daß der gefürchtete Schneesturm ausbrechen wird. Ihr Proviant ist zu Ende. Bis ins Lager sind es noch 9½ km. Wenn sie ihre Winterhütte in einem nächtlichen Gewaltmarsch nicht erreichen, sind sie verloren. So lassen sie den Schlitten mit allem Gepäck stehen, helfen ihrem Kameraden Brocklehurst weiter und hasten abwärts. Im fahlen Licht der Polardämmerung verschwimmen die Umrisse, verwischen die festen Linien — sie fallen buchstäblich dieses letzte schwere Stück hinunter. Jeder ist am Ende seiner Kraft — taumelnd ziehen sie, einer hinter dem anderen, der Winterhütte zu — ausgehöhlt — schlafsüchtig — kraftlos.

Um 9 Uhr des anderen Morgens sieht sie Shackleton, besorgt nach ihnen ausblickend, auf die Hütte zukriechen. Seine Frage nach dem Gipfel bleibt zweimal unbeantwortet. Adams versucht den Arm zu heben und kann noch ein heiseres Ja! hervorbringen — dann klappt auch er zusammen. Sie fallen einfach um. Eine Flasche Champagner weckt sie ein wenig auf — nur so viel, um Hafergrütze, Schinken, Butter und Brot hinunterzuschlingen — dann sinken sie in ihre Kojen, um zu schlafen — schlafen — schlafen. Draußen heult tagelang der Schneesturm um die Hütte — ihm wären sie um ein Haar zum Opfer gefallen. Der Gewaltmarsch durch die nächtliche Landschaft hat sie vor dem sicheren Tode bewahrt. Brocklehursts Zehen sind nicht mehr zu retten.

Der Erebus fiel also — und damit einer der merkwürdigsten Berge dieser Welt. Seine 4077 m strebten vom Nullpunkt der Seehöhe himmelwärts und schenkten dem Ersteiger keinen Meter Anstieg. Kein Vorgebirge vermittelte den Übergang — aus Seeleuten und Strandläufern wurden über Nacht — Hochtouristen.

Noch ahnten sie in diesen Tagen nicht, daß sie die gewaltige Größe des fernen Hochgebirges in ihren Bann ziehen, daß sein langer Gletscher ihre letzten körperlichen und seelischen Kräfte verbrauchen wird.

Die großen Berge des Südpols, die Viertausender des ewigen Schweigens, waren danach kein Geheimnis mehr.



AUSKLANG

Hans Graß zerquetscht ein „Mordssakrament" zwischen den Zähnen, als auf dem gefürchteten Wächtenübergang zwischen Muot und Piz Spinas dicker Nebel einfällt. Der Piz Palü wehrt sich! Der große schwere Engländer vor ihm ragt wie ein dunkles Phantom aus den ziehenden Schwaden. Von der zierlichen Schwägerin des Englishman und dem Bruder Christian, der sich vorn als erster am Seil langsam weitertastet, ist nichts zu sehen. Hans, hellwach und voll düsterer Ahnung, will Halt! gebieten, um bessere Sicht abzuwarten, als ein dumpfer Knall blitzschnell vom Abbruch einer der weit überhängenden Wächten Gewißheit gibt. Er sieht noch den langen Engländer stürzen – im gleichen Augenblick schon läßt er sich auf der entgegengesetzten Seite des Grates hinabfallen.

Der Ruck des Seiles ist fürchterlich und nimmt ihm für einige Zeit die Luft. Als er zu sich kommt, spürt er den verhängnisvollen Zug nach oben: die drei abgestürzten Menschen auf der anderen Seite, wie er nur am Seil, aber auf dem glattfluchtigen Eis der furchtbaren Schweizer Flanke hängend, zerren ihn langsam und unaufhaltsam nach oben. Er weiß, daß er über die schmale, schneeglatte Schneide gezogen werden wird, um mit den Gefährten ins Bodenlose abzustürzen, wenn es ihm nicht gelingt, Halt zu finden. Die furchtbare Gewißheit gibt ihm Riesenkräfte. Mit mächtigen Hieben wuchtet er seinen Pickel gegen das Eis, große Kerben schlagend, die sein Fuß zu fassen sucht. Vergeblich! Der übermächtige Zug reißt ihn weiter aufwärts. Immer wieder versucht Hans in verzweifelter Wehr gegen ein erbarmungsloses Schicksal anzukämpfen. Erst hart unter dem Grat gelingt es, den Pickel im rasch erspähten Spalt unter einem felsigen Vorsprung zu verklemmen. Der Stein hält! Beide Hände umkrampfen den Pickelstiel. Der zerrende Druck, der ihm die Brust zuschnürt, bleibt, aber nun läßt Hans nicht mehr locker. Solange noch Leben in ihm ist, wird er nicht loslassen! Erst jetzt versucht er, seinen Bruder Christian anzurufen.

Der ist auf der anderen Seite soeben aus der Betäubung erwacht. Sein Kopf ist schwer mitgenommen, Blut sickert ihm in den Hals, der Pickel ist seinen Händen entglitten. Der lange Engländer, über ihm hängend, ist besser dran. Unverletzt und seiner Sinne mächtig, gebraucht er das Eisbeil und kann sich einen Stand in das blanke Eis schlagen. Das Übergewicht läßt sofort merklich nach. Vorsichtig wandert das Eisbeil an der Reepschnur hinunter in Christians Hände. Auch er bekommt Stand. Von drüben ertönt die Stimme des Bruders. Aus Ruf und Gegenruf erwächst der Rettungsplan. Ganz nebenbei wird der kleinen Engländerin Erleichterung verschafft, und dann geht Christian an seine schwere Aufgabe. Auf Geheiß des Bruders hat er sich aus der Seilschlinge gewunden. Er steht nun frei im blanken Eishang von 70° Neigung. Unter ihm, viele hundert Meter tief, liegt der Gletscherboden. In zwanzig schweren und für die anderen qualvoll langsam verrinnenden Minuten schlägt Christian Stufe um Stufe in das spröde Eis und schiebt sich sacht aufwärts. Auf diesem Wege gibt es nicht ein Quentchen Sicherheit für den hart Arbeitenden. Bricht eine Stufe oder fällt er, der Schwerverletzte, wieder in Ohnmacht, ist es der sichere Tod. Verbissen arbeitet sich Christian höher und höher, nun von dem nahen Bruder Hans ermutigt, bis er nach kräftigem Schwunge den

schneeglatten Grat unter sich fühlt. Er hilft noch seinem Bruder und dann stehen die beiden im lichtdurchfluteten Nebel auf der mörderischen Schneide des Palü, dem Leben durch Hingabe und Tapferkeit neu geschenkt.
Es ist nun ein leichtes, den Mister Wainewright und seine Schwägerin heraufzuholen. Die vier Menschen stehen lange in tiefer Ergriffenheit – dann löst sich der letzte Rest der Todesangst und macht lichteren Gefühlen Platz: dem Glück der Bewährung und der lebenslang empfundenen Dankbarkeit.

Hans Graß sprang, sein Leben nicht achtend, in den grausigen Abgrund der anderen Seite, als die Wächte brach und seine Gefährten in die Tiefe riß. Der verantwortungsbewußte Bergführer warf sich in das Ungewisse, in das Nichts, gedankenschnell die einzige Chance zu ihrer Rettung wahrnehmend. Das gute Seil hielt. Das war Gnade. Seine Tat aber war voll menschlicher Größe. Wohl hatte er, der tüchtige und umsichtige Bergführer, auf seinen kühnen Fahrten die Berge studiert und sich mit ihren Nücken und Tücken vertraut gemacht, hatte alle Möglichkeiten der Bedrängnis und Bergnot voraus bedacht und erwogen. Und dabei vielleicht auch an seine Rettung durch solch entschlossenes Handeln, wie den Sprung in die entgegengesetzte Tiefe, gedacht. Als aber die Situation ihm den heroischen Entschluß eingab, waren es die edlen Triebkräfte eines mutigen Herzens: Selbstüberwindung und Tapferkeit – angespornt durch einen unbändigen Selbsterhaltungstrieb – die ihn handeln hießen. Hans Graß besaß in hohem Maße alle guten Eigenschaften eines Bergführers.
Die Tat des Hans Graß am Piz Spinas im Piz Palü, so geschehen im Jahre 1887, wurde nachher mit dem Humor der Bergfahrer und -führer als sein „Meisterstück" bezeichnet.

Unser Buch begann mit der hingebungsvollen Tat eines großen Bergführers, und es endet nun mit einer solchen. Der eine gab sein Leben hin für die ihm Anvertrauten, der andere setzte es blindlings ein, damit es ihm und den Gefährten neu gewonnen werden sollte. Beiden Männern ging die Pflicht über das eigene Leben. Der Wert ihrer Tat lag im Vorbild, zu dem sie danach vielen jungen Menschen wurden.

Von den Bergen nehmen wir nun Abschied. Wer sie erlebte so wie wir, die wir uns einst zu ihnen fanden, um nie wieder von ihnen lassen zu können, der wird uns verstehen, wenn das Buch mit einem ganz schlichten, aber doch so menschlich schönen Wort beschlossen werden soll. Ich will es hier für alle meine jungen und alten Bergkameraden wiederholen, wie es 1809 auf dem „Zedl" am Gipfel des Triglav geschrieben stand:

Meine Freude ist auf den Bergen!

Wollte man die Geschichte der Bergsteigerei von der Zeit Horace-Bénédict de Saussures bis auf den heutigen Tag in schlichten Daten verzeichnen, müßte man ein dickes Buch damit füllen. Hier sind nur die Höchstleistungen festgehalten. Wir sehen, daß noch kein Achttausender bezwungen ist, aber auch, wie oft Wetterstürze zum tragischen Verhängnis der fast gelungenen Besteigungen geworden sind. Nur wenige Meter trennten die kühnen Eroberer vom Gipfel.

DIE WELTRANGLISTE

1. Nanda Devi 7820 m (Garhwal) 1936
Tilman, Odell
2. Queen Mary Peak 7775 m (Karakorum)
Hauptgipfel 7775 m 1934
Ertl, Hoecht
Westgipfel 7530 m 1934
G. und Frau Hetty Dyhrenfurth, Hoecht, Ertl
Ostgipfel 7525 m 1934
Ertl, Hoecht
Mittelgipfel 7475 m 1934
Roch, Belaieff, Chiglione
3. Kamet 7756 m (Garhwal) 1931
1. Smythe, Shipton, Holdsworth, Lewa
2. Birnie, Greene, Singh
4. P 36 7700 m (Karakorum) 1935
Waller und Genossen
5. Sporngipfel des Kangchendzönga
ca. 7700 m (Sikkim) 1931
Hartmann, Wien
6. Minya Gongkar 7591 m (Szetschuan) . . . 1932
Burdsall, Moore
7. Pik Stalin 7495 m (Pamir) 1933
Gorbunow, Abalakow
8. Jongson Peak 7459 m (Sikkim) 1930
1. Schneider, Hoerlin
2. Dyhrenfurth, Kurz, Smythe, Wieland (Domo)
9. Mustagh Ata-Gipfelplateau 7430 m (Pamir) 1947
Shipton, Tilman
10. Tent Peak 7336 m (Sikkim) 1939
Schmaderer, Paidar, Grob
11. Kabru 7315 m (Sikkim) 1935
Cooke
12. Chomolhari 7315 m (Tibet) 1937
Chapman, Pasang
13. Baltoro Kangri (Gold. Throne) 7312 m (Karakorum)
Ostgipfel 7260 m 1934
Belaieff, Roch, Chiglione
14. Mana Peak 7275 m (Garhwal) 1937
Smythe
15. Kharta Pu 7220 m (Himalaja) 1935
Shipton, Kempson, Warren
16. Khan Tengri 7200 m (Tien Schan) 1936
Saladin, Abalakow, Dadiomo, Gutmann
17. Nepal Peak 7180 m (Sikkim)
Hauptgipfel 7180 m 1939
Schmaderer, Paidar, Grob
Mittelgipfel 7163 m 1936
Göttner, Wien
Südwestgipfel 7145 m 1930
1. Schneider
2. Hunt
18. Dodang Nyima Peak 7150 m (Sikkim) . . 1930
Schneider, Hoerlin
19. Trisul 7134 m (Garhwal) 1907
Longstaff, E. und A. Brocherel
20. Pik Lenin 7127 m (Pamir) 1928
Schneider, Allwein, Wien
21. Cholpanglik 7105 m (Kuen lun) 1865
Johnson
22. Ramtang Peak 7105 m (Sikkim) 1930
Schneider, Smythe
(nach anderen Vermessungen nur ca. 6700 m?)
23. Pyramid Peak (Nordostgipfel) 7100 m (Sikkim) 1949
Sutter, Dittert, Pargatzi
24. Pinnacle Peak 7091 m (Nun Kun) 1906
Workman, Frau Bullock-W., Savoye
25. Ser 7077 m (Nun Kun) 1913
Piacenza, Gaspard, Savoye
26. Pawhunri 7075 m (Sikkim) 1911
Kellas
27. Satopanth 7075 m (Garhwal) 1947
Sutter, Roch, Dittert, Graven
28. Pumo Ri 7068 m (Himalaja) 1935
Shipton
29. Dunagiri 7065 m (Garhwal) 1939
Roch, Zogg, Steuri
30. Kellas Rock Peak 7065 m (Himalaja) . . . 1935
Shipton, Tilman, Wigram
31. Rakiot Peak 7062 m (Himalaja)
1. Aschenbrenner, Kunigk 1932
2. Aschenbrenner, Schneider 1934
32. Kharta Changri 7030 m (Himalaja) 1935
Kempson, Warren
33. Shilla 7025 m (Himalaja) 1851
Unbekannte Männer eines Vermessungstrupps
34. Aconcagua ca. 7000 m (Anden) 1897
Zurbriggen

DIE UNBESIEGTEN

1. Mount Everest (8840 m)
   - 1924: Mallory, Irvine . . . . 8600 m (gesichtet, dann verschollen)
   - 1924: Norton . . . . 8572 m
   - 1924: Somervell . . . . 8540 m
   - 1922: Finch, Bruce . . . . 8230 m
   - 1924: Odell . . . . 8200 m
2. Kangchendzönga (8603 m)
   - 1931: Allwein, Wien . . . . 7900 m
   - 1929: Allwein, von Kraus . . . . 7400 m
3. Nanga Parbat (8136 m)
   - 1934: Aschenbrenner, Schneider . . . . 7900 m
   - 1932: Bechtold, Merkl . . . . 7000 m
4. Bride Peak (7650 m)
   - 1909: Herzog der Abruzzen, Petigax, E. u. A. Brocherel (lange Zeit Höhenrekord) 7500 m
5. Gurla Mandhata (7730 m)
   - 1905: Longstaff, E. und A. Brocherel . . . 7300 m
6. Pyramid Peak (7280 m) Hauptgipfel
   - 1903: Workman, Petigax, Savoye . . . . 7130 m
7. K 2 (8610 m)
   - 1939: Wießner . . . . 8382 m
   - 1938: Housten, Petzold . . . . 7925 m
   - 1909: Herzog der Abruzzen . . . . 7200 m
   - 1902: Wessely, Guillarmod . . . . 7000 m

FRÜHERE VERSUCHE AM KAMET

- 1912: Kellas . . . . 7200 m
- 1912: Slingsby . . . . 7150 m
- 1913: Meade . . . . 7100 m
- 1920: Kellas, Morshead . . . . 7200 m

DIE ACHTTAUSENDER

1. Mount Everest	8840 m	Himalaja
2. K 2 (Mount Godwin Austen)	8610 m	Karakorum
3. Kangchendzönga	8603 m	Himalaja
4. Lhotse	8500 m	Himalaja
5. Makalu	8488 m	Himalaja
6. Broad Peak.	8270 m	Karakorum
7. Dhaulagiri	8176 m	Himalaja
8. Tscho Oyu.	8153 m	Himalaja
9. Nanga Parbat.	8136 m	Himalaja
10. XXX.	8125 m	Himalaja
11. Morshiadi	8105 m	Himalaja
12. Gasherbrum I.	8068 m	Karakorum
13. Gasherbrum II	8035 m	Karakorum
14. Gosainthan.	8013 m	Himalaja

JUNGE FRANZOSEN BEZWANGEN DEN ERSTEN ACHTTAUSENDER

Am 3. Juni 1950 erreichten Maurice Herzog und der international bekannte Bergführer Lachenal von ihrem Lager V in 7200 m Höhe aus nach achtstündiger schwerer Eisarbeit den Gipfel des Ana Purna. Diese stolze Leistung wurde vollbracht, nachdem die französische Nepal-Himalaja-Expedition, deren Mitglieder sie waren, den Dhaulagiri wegen seiner tückischen Gefährlichkeit aufgegeben hatte. — Der Ana Purna wurde mit 8078 m genau vermessen. Er ist einer der furchtbaren Achttausender, deren wohl nunmehr 15 gezählt wurden.

Der Abstieg nach der unvergeßlichen Gipfelstunde gestaltete sich dramatisch. Unter dem Lager V — in 7000 m Höhe — überraschte die beiden Alpinisten ein schwerer Schneesturm, der sie zwang, die Nacht zum 5. Juni in einer Gletscherspalte zu verbringen. Die mörderische Kälte schädigte sie schwer, sie erfroren Hände und Füße. Der Morgen brachte aufklarendes Wetter. Der Abstieg konnte schließlich unter großen Leiden und Mühen bis zum Lager IV fortgesetzt werden, wo sie von den übrigen fünf Franzosen und den Trägern in fürsorgliche Obhut genommen wurden.

Herzog und Lachenal zahlten für ihren großartigen Gipfelsieg schwer: sie brachten erfrorene Gliedmaßen heim. Herzog mußten alle Finger und Zehen amputiert werden.

Trotz des leidvollen Ausganges ist die bergsteigerische Großtat der jungen Franzosen von geschichtlicher Bedeutung. Mit ihr beginnt das letzte große Kapitel der Erdforschung und damit die Krönung des Alpinismus.

Im Juli 1950. H. A. F.

INHALTSÜBERSICHT

Erste Bildtafel: Matterhorn (Flugzeugaufnahme). Letztes Bild: Schafe an der Bellavista (Bernina)

LITERATUR-NACHWEIS:

Ambronn-Forrest: Das Bild der Erde (1930) / *Bauer, Paul:* Im Kampf um den Himalaja (1931). Um den Kantsch (1937). Auf Kundfahrt im Himalaja (1937) / *Bechtold, Fritz:* Deutsche am Nanga Parbat (1935) / *Blodig, Karl:* Die Viertausender der Alpen (1923) / *Borchers, Philipp:* Berge und Gletscher im Pamir (1931) / *Bruce, C. G., u. a.:* Mount Everest (1924) / *Dopheide, Hermann:* Die Alte Welt (1946) / *Dyhrenfurth, G. O.:* Dämon Himalaja (1935) / *Ehmer, Wilhelm:* Um den Gipfel der Welt (1936) / *Filippi, Filippo de:* Die Forschungsreise des Prinzen Ludwig Amadeus von Savoyen nach dem Eliasberg in Alaska (1900). Der Ruwenzori (1909) / *Fischer, Andreas:* Hochgebirgswanderungen in den Alpen und im Kaukasus (1913) / *Flaig, Walter:* Das Gletscherbuch (1938) / *Freshfield, Douglas W.:* Travels in the central Caucasus and Bashan (1869). Round Kangchenjunga (1903). Horace-Bénédict de Saussure (1924) / *Glaeseker, R.:* Die ruhelose Erde (1932) / *Güssfeldt, Paul:* Reisen in den Anden von Chile und Argentinien (1888). Der Montblanc (1894) / *Haefke, Fritz:* Europa (1946) / *Hansel, Karl:* Der Kampf ums Matterhorn (1934) / *Hedin, Sven:* Mount Everest (1926) / *Hegi, Gustav:* Alpenflora (1927) / *Hess, Heinrich:* Über Fels und Firn. Bergfahrten Ludwig Purtschellers (1901) / *Houben, H. H.:* Sturm auf den Südpol (1934) / *Howard-Bury, C. R., u. a.:* Mount Everest (1922) / *Hübel, Paul:* Gipfelfahrten (1930) / *Hähne, Friedrich:* Die Neue Welt (1946) / *Iellinger, Josef:* Führerloses Bergsteigen (1922) / *Kugy, Julius:* Fünf Jahrhunderte Triglav (1938). Die Julischen Alpen im Bilde (1934) / *Lehner, Wilhelm:* Die Eroberung der Alpen (1924) / *Merkl, Willy:* Ein Weg zum Nanga Parbat (1936) / *Merzbacher, Gottfried:* Aus den Hochregionen des Kaukasus (1901) / *Meyer, Hans:* Ostafrikanische Gletscherfahrten (1890) / *Meyer, Oskar Erich:* Tat und Traum (1928). Das Erlebnis des Hochgebirges (1932). Montblanc (1939). / *Moran, Robert:* Kampf um den Berg (1937) / *Mummery, A. F.:* My Climbs in the Alps and Caucasus (1895) / *Norton, E. F., u. a.:* Bis zur Spitze des Mount Everest (1926) / *Oelmann, Hans:* Zentraleuropa (1946) / *Pfann, Hans:* Führerlose Gipfelfahrten (1941) / *Rey, Guido:* Mont Cervin (1905). Alpinismo acrobatico (1920) / *Richter, Eduard:* Die Erschließung der Ostalpen (1893-94) / *Rudatis, Domenico:* Das Letzte im Fels (1936) / *Scott, Kapitän:* Letzte Fahrt. Scotts Tagebuch (1939) / *Schreckenthal, Heinz:* Berge um uns (1939) / *Schmid, Franz, und Peters, Rudolf:* Gefährten am Seil (1934) / *Schmithals, Hans:* Die Alpen (1930) / *Steinitzer, Alfred:* Der Alpinismus in Bildern (1913). Alpine Sieger (1917). Die Bezwinger der Alpen (1926) / *Trenker, Luis:* Kameraden der Berge (1932) / *Treue, Wilhelm:* Die Eroberung der Erde (1939) / *Tschudi, Friedrich von:* Tierleben der Alpenwelt (1938) / *Wells, H.:* Die Geschichte unserer Welt (1948) / *Whymper, Edward:* Scrambles amongst the Alps (1871) / *Zsigmondy, Emil:* Im Hochgebirge (1889). Die Gefahren der Alpen (1927) / *Zurbriggen, Mathias:* Von den Alpen bis zu den Anden (1937).